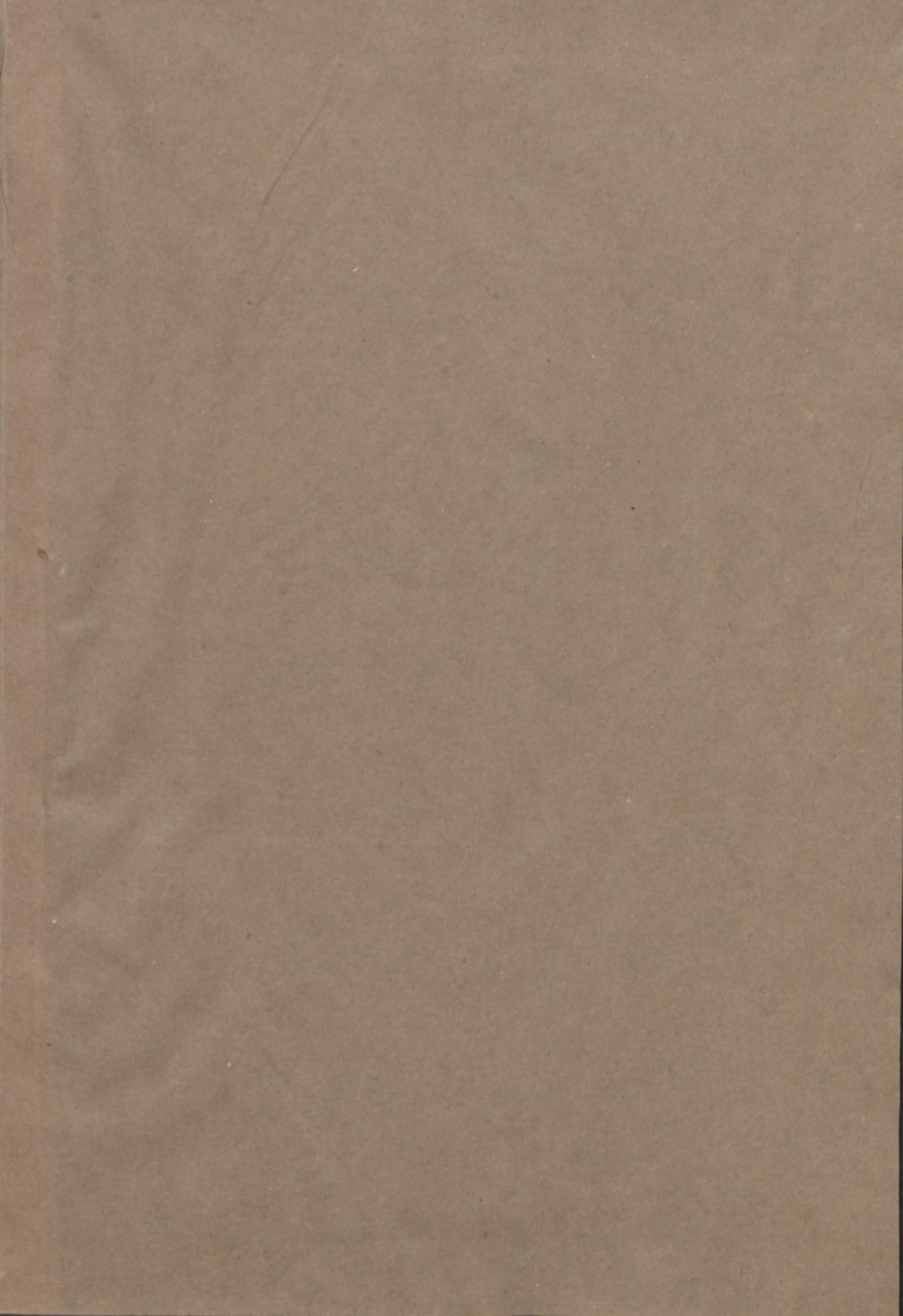
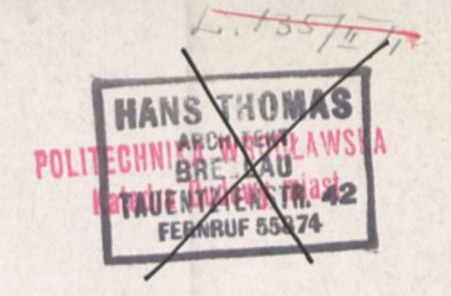

Biblioteka Główna i OINT
Politechniki Wrocławskiej
100100369450









SCHLESISCHE HEIMAT



IN DER VOM LANDESHAUPTMANN VON SCHLESIEN
ZUSAMMENGEFASSTEN REIHE
„ARBEITEN ZUR SCHLESISCHEN LANDESFORSCHUNG"
ERSCHEINEN

„ZEITSCHRIFT DES VEREINS FÜR GESCHICHTE SCHLESIENS"
herausgegeben von Erich Randt

„ALTSCHLESIEN",
MITTEILUNGEN DES SCHLESISCHEN ALTERTUMSVEREINS
herausgegeben von Hans Seger

„KUNST- UND DENKMALPFLEGE IN SCHLESIEN"
herausgegeben im Auftrage der Provinzialverwaltung vom Provinzialkonservator

„DIE HOHE STRASSE"
SCHLESISCHE JAHRBÜCHER FÜR DEUTSCHE ART UND KUNST IM OSTRAUM
herausgegeben von Gustav Barthel

„SCHLESISCHE HEIMAT"
herausgegeben im Auftrage des Schlesischen Bundes für Heimatschutz
von Bernhard Stephan

Schlesische Heimat

Jahreshefte
für Heimat= und Naturschutz

Im Auftrage des
Schlesischen Bundes für Heimatschutz E.V.
herausgegeben
von

Bernhard Stephan

Flemmings Verlag · Breslau=Lissa

1939

INHALTS-VERZEICHNIS

85 Abbildungen, 3 Karten

Schlesische Heimat

Schriftenfolge für Heimat- und Naturschutz · Im Auftrage des Schlesischen Bundes für Heimatschutz E. V., Breslau (Vorsitzer der Landeshauptmann) herausgegeben von Bernhard Stephan · Organ des amtlichen Naturschutzes

JAHRGANG 4 · FOLGE 1 DER JAHRESHEFTE 1939

Der Gott in uns

Egon H. Rakette, Breslau

Hans Christoph Kaergel, * 5. Februar 1889. – Hermann Stehr, * 16. Februar 1864.

Es erübrigt sich wohl auszusprechen, daß der schlesische Mensch und im besonderen der schlesische Dichter seit je ein Grübler in Gott ist; wie er aber sein Verhältnis zu dem Übersinnlichen gestaltet, vermag man wohl zum Gegenstand einer Betrachtung zu machen zu einer Stunde, da wir uns anschicken, mit einem der Tiefsten und Gläubigsten, aber auch der Verzweifeltsten und Rastlosesten der Seele – Hermann Stehr – die Feier des Abschlusses eines langen Lebensabschnittes zu begehen. Wir haben nur den Schuhmacher aus Görlitz, Jakob Böhme, zu nennen, in dem sich seltsame Versponnenheit mit mystischen Wesenszügen und heftiger Starrköpfigkeit – wohl auch einer unserer Eigenschaften – verbanden, wir denken an Angelus Silesius, in Wahrheit Johann Scheffler geheißen, von dem der in diesen Tagen anläßlich seines 50. Geburtstages geehrte schlesische Dichter Hans Christoph Kaergel in dem eben erschienenen Buch „Schlesische Dichtung der Gegenwart" (Verlag von Wilh. Gottl. Korn, Breslau, 228 S., 3,50 RM.) sinnweisend die Verse zitiert: „Ich trage Gottes Bild: wenn er sich will besehen, so kann es nur in mir, und wer mir gleich, geschehen!" Und verdient es nicht der Poet des Kaisers, der Student, Arzt und durchgefallene Bewerber auf eine Hofdichterstelle am Hofe Augusts des Starken, der Striegauer Johann Christian Günther, hier unter denen erwähnt zu werden, denen ein heiliges Feuer im Herzen brennt, das in aller weltlichen und irdischen Verflechtung in sehnsüchtigen Trieben dem Göttlichen zuwächst? Hören wir nicht die Lieder des Sängers vom Lenczok, Josef von Eichendorffs, der ein Künder schlesischer Seele wurde?

Leonardo da Vinci schreibt es in seinen Tagebuchblättern, wie sehr der Maler „Herr und Gott" darüber ist, „Schönheiten, die ihn zur Liebe bewegen, ins Dasein zu rufen". Ob er Talgründe, hohe Berggipfel oder weite Gefilde schauen will, er ist Gebieter darüber, es sichtbar zu machen. „Alles, was es im Weltall gibt, sei es nun in Wesenheit und Dasein oder in der Einbildung: Er kann es hervorbringen." Und der verstorbene Rudolf G. Binding sagte es mit ähnlichen Worten, daß dem Dichter etwas vom Göttlichen innewohnen müsse, daß jene geheime Verbindung seines Lebens mit dem Übersinnlichen bestehen müsse, die ihn nicht einfach zu einem „Schildern der Dinge, wie ich sie empfinde", führt, sondern zu einer Übersetzung seiner Ferngesichte, seiner inneren

Antlitze in diese Welt: „Dieses Herr- und Gottsein, dieses ins-Dasein-rufen aus dem Nichts ist das Künstlerische, das Malerische wie das Dichterische."

Die Gewalt, mit der ein schöpferischer Mensch in jene Zwiespältigkeit der Außen- und Innenwelt gestellt wird, wird bestimmend Einfluß nehmen auf seine Entwicklung zum Dichterischen, die Erkenntnis des Zustandes allein vermag dennoch nicht die Tat auszulösen, die folgerichtig zum künstlerischen Formen führt, sondern ist der Grund, aus dessen Tiefe nicht so sehr der Weise als der Gläubige schöpft. Der Grund des menschlichen Innenlebens gehört der Seele, und wenn es Stehr darum geht, „die Geheimnisse des menschlichen Wesens bis in die letzten Tiefen zu erhellen", und wenn wir andererseits wissen, daß bei dem Dichter das Übersinnliche die dichterische Ausformung jenes nicht denkend, sondern nur mit dem Gefühl zu erfassenden Wirksamwerdens des von uns begrifflich als Seele gefaßten göttlichen Wesens in Mensch, Natur und Kosmos darstellt (Dr. H. M. Meyer), so vermögen wir wohl besser jene Menschen zu verstehen, wie die Leonore Griebel, den Schindelmacher und alle jene anderen, die in ihrem Tun gar nicht so fremd in der Welt stehen, aber inniger dem Geheimen ihres Lebens, bewußt oder unbewußt, verschrieben sind. Und wenn sie dann mit dieser Welt Bindungen eingehen, so gründen sie sich auf eine festere Erde, leben sie von jenem Gefühl: Das Himmelreich ist in euch. „Und je tiefer ich in den Schacht der Menschenbrust hinablauschte und hinabstieg, desto mehr verwandelte sich ein anfänglich dämmerndes Ahnen zur hellen, frohen Gewißheit, daß im Grunde unserer Seele zwischen dem göttlichen und menschlichen Wesen keine Scheidewand besteht", bekennt der greise Dichter.

Es ist nicht schwer, die Gefahr zu erkennen, die von dem göttlichen Bewußtsein als einer Gefühlsgewalt zu einer Wertabstufung aller Lebenserscheinungen unter dem Empfinden des Maßseins aller Dinge führt, es ist die negative der zwei Richtungen, jenes Bild eines Menschen, das Hanns Johst komisch nennt. Denken wir aber an Schillers Ausspruch, daß Genie erlaubter Wahnsinn ist, so vermögen wir die Tragik zu ahnen, die auf dem Leben eines Hölderlin und mancher anderen Menschen lastete.

Weil es keine Stetigkeit gibt, weil dieser alte griechische Ausspruch des πάντα ῥεῖ nirgends so uneingeschränkte Bedeutung hat wie in dem Bereich des Seelischen, heißt es nicht, sich einfach des lichten Feuerscheins erfreuen, den ein Prometheus aus den Himmeln geholt hat. Es muß immer neu erworben werden, ein immerwährendes Ringen um diese heilige Flamme geht in den Menschen vor, es ist diese ewige, nie endende Fahrt nach dem Gral und die Suche nach der blauen Blume. Dieses dauernde Suchen und unermüdliche Neubeginnen fördert in Stehr die Kraft, den Menschen aus seiner Alltäglichkeit zu lösen und jenem Ungenannten, Unfaßbaren zuzuweiten und auszubreiten, das wir als das Göttliche bezeichnen, und so muß einmal die Stunde kommen, da dieses große, erschauernmachende Gefühl des Gott in uns in ihm groß wird. Das seltsame und allen Erwartungen zum Trotz befreiend Glückliche ist die Umkehr dieser Empfindungen, die sich nicht spintisierend in schier Unermeßliches, Wesenloses übersteigern, sondern mit dem „wissenden Blick" wieder herabzusteigen beginnen und ihr Leben nach jenen Gesetzen einrichten, die ihnen ein Höheres auferlegte. Nicht die Entkleidung des Menschen von seinem Ich und auch nicht die Zerstörung himmlischer Welten verlangt diese Einstellung, sie entkleidet das Selbst vom Unwichtigen und zertrümmert eine religiöse Vorstellung, die den Gott außer uns stellt und so ihn uns fernhält. Fordern aber



Kammweg auf dem Riesengebirge — Aquarell von Theo Fesser, Breslau

will sie das Sichbereiten für die Ströme der Seele, der Natur und des Kosmos, klingen will sie alle jene Töne machen, die versteckt im Herzen des Menschen ruhen, daß ihr reiner Laut uns zu einer „erhöhten Wirklichkeit" bringt. Diese Empfindung berührt uns in der Begegnung mit den Menschen Stehrs.

Vermag der Dichter in die Nöte der Zeit tiefer einzudringen, „weil in seiner Brust der Instinkt des Göttlichen deutlicher und lauter spricht als in jener" einer Allgemeinheit, so läßt sich wohl die Frage nach der Verbindung des Dichters mit dem Volke stellen, ob dieses nicht verlassen und jener nicht bewußt vereinsamt sei. Mögen drum hier Worte stehen, die Josef Magnus Wehner in einer Goethe-Rede schrieb: „Durch den Dichter hat ein Volk teil am Geiste. Dieser Satz muß ohne weitere Erklärung verstanden werden, er muß einleuchten. Denn es ist nicht möglich, hier vom Geiste zu predigen, der die Welt schafft und erhält. Dieses Mittleramt des Dichters, das sich natürlich nicht auf die religiösen, priesterlichen Dinge bezieht, sondern auf die seelischen Tiefenkräfte, macht ihn zuweilen zum Seher und Propheten eines Volkes, immer aber opfert er sich und sein Leben zwischen dem Volke und der Gottheit auf einem unsichtbaren Altare." Und Hermann Stehr hat es selbst in dem „Märchen von den deutschen Herzen" beantwortet.

So offenbart sich uns das Bild des Fünfundsiebzigjährigen, dessen Leben Dichtung und dessen Dichtung Leben ist, dessen Menschentum in das Göttliche vorstieß und die himmlische Seele in sich und den Gestalten aus ihm verdichtete, — das Bild eines schlesischen Menschen, der nun von uns nicht mehr als Gottsucher genannt, sondern als Künder von Gott und dem Göttlichen im Menschen geehrt sein soll.

Gleich innig dem Wesen der Heimat verbunden ist Hans Christoph Kaergel, der seinen 50. Geburtstag feiern konnte. Er schenkte seine Arbeit diesem schönen Lande Schlesien, seiner Heimat, und spürte wie Stehr dem Sein der Menschen nach, wie er naht er sich dem Göttlichen, das sich ihm wohl in den Stunden offenbaren mochte, wenn er zum frühen Morgen aus dem Fenster seines Hauses auf das neblige Hirschberger Tal schaut, wenn er die steilen, stolzen Berge erlebt oder des Abends noch einmal einen Blick auf die tausend Lichter zu seinen Füßen wirft. Gott und Natur sind wesentliche Triebkräfte

seines Schaffens, in deren Dienst er sich nicht der Zeit verschließt und nicht ihren Forderungen. Aufgeschlossen der Gemeinschaft bestimmt sich sein Schaffen und Tun aus dieser Erkenntnis, und die Freundschaft, die er unter den Jungen des Landes genießt, ist ihm wohl Dank genug für seine Arbeit. Hans Christoph Kaergel, den zu entdecken Hermann Stehr vorbehalten geblieben, preist dieses Geschehen glücklich, und wir dürfen es als eine Zustimmung werten, wenn wir die Gedanken dieser Seiten in gleicher Weise für ihn gelten lassen, — Künder vom Menschen und von Gott. Und wie sehr auch der Anlaß eines Geburtstages den Blick zur Rückschau zwingen mag: Kaergel ist frisch und jung wie einer von uns, steht mit seinem Herzen bei den Jungen und hat dankbar die Glückwünsche empfangen, die zu ihm ins schöne Haus „Hockewanzel" in diesen Tagen hinaufgekommen sind.

Die Heimat aber möge sich nicht nur in diesen Tagen der beiden Dichter, stolz und froh sie zu besitzen, bewußt werden, sondern ihrem Schaffen und Wesen nahezukommen suchen und damit zu jener Gemeinschaft werden, für die sich aufzuopfern der Weg des Dichters aller Zeiten war und bleibt.

Der Dorfbach stirbt

Hugo Scholz, Ottendorf bei Braunau

Heute nacht hat mir von unserem Dorfbach geträumt. Er kam wie ein alter Freund zu mir, wie einer, mit dem ich seit frühester Jugend durchs Leben gewandert bin. Manche glückliche Stunde haben wir zusammen verlebt. Immer hat es mich zu ihm hingezogen, als Kind und als Mann. Aber noch nie ist er mir so leibhaftig nahe gewesen als heute nacht, fast wie ein Mensch. Und ich weiß es auch warum: er soll sterben. So ist er noch einmal zu mir und vielleicht zu all den andern gekommen, die ihn gleich lieb haben. Ja, sie wollen ihn töten —. „Regulieren" sagen sie hochtönend, aber es ist doch soviel wie ihm sein Leben, seine Seele nehmen. Sie wollen ihn herausreißen aus den sanften Wiesengründen, in die er sich eingebettet hat, und in einen langen, schmalen Sarg aus Beton legen. Alle seine Gefährten, die Erlen und Weiden, sollen fort, all das Grün, das sich um seine Ufer drängt. Die Fischhöhlen im Rand sollen vermauert, die Laichtümpel zugeschüttet werden. Allem, allem, was Leben war, droht Vernichtung. Auch der Stimme des Baches. Lautlos wird er künftig dahinrinnen. Er wird überhaupt nicht mehr sein. Nur sein Wasser wird noch fließen. Aber unser Dorfbach besteht nicht aus Wasser allein, sondern aus all dem vielen, was drum und dran ist; er hat eine Seele.

Er konnte unendlich lieb und gut, aber zuweilen auch schrecklich böse sein. Wenn er zu Zeiten mit wildem Gebrause daherkam und die Stege mitriß, da zitterten wir alle vor ihm.

Nun wird es bald aus sein mit seiner Wildheit und mit seiner Güte. Ich aber weiß jetzt erst, was mir der Dorfbach war. Und ich möchte weinen um jener willen, die ihn nicht mehr haben werden. Wie arm werden die sein. Sie werden ihr eigenes Leben nicht mehr begreifen können.

Ja, so war das bei uns Kindern: wir dankten alle unser Leben dem Dorfbach. Von dort hatte uns die Muhme geholt. Der Dorfbach hatte uns mitgebracht und irgendwo ans Ufer geschwemmt. Dort hatte uns die weiße Muhme gefunden und heimgetragen. Der Dorfbach kam von weit aus dem Gebirge, entsprang der Erde und wir glaubten an ihn. Es war ja soviel anderes Leben auch in ihm. Man brauchte nur eine Hand voll Wasser schöpfen und es wimmelte drin. — Und die Erwachsenen glaubten doch selbst an seine

Wunder. Zu Ostern liefen die Mägde am frühen Morgen nach dem Bach und wuschen sich in dem frischen Wasser, damit sie schön und gesund blieben. Sie brachten sogar jedesmal noch einen Krug Wasser mit heim und besprengten damit das Vieh in den Ställen. So heilig war das Wasser unseres Dorfbaches.

Später erzählte uns die Mutter vom Wassermann, der die Kinder in den Bach ziehe und ersäufe. Doch der schreckte uns nicht allzusehr. Wir sprangen trotzdem am Ufer herum und badeten in den Tümpeln, denn wir vertrauten dem Bach. Wenn uns auch der Wassermann einmal erwischte, der Bach half uns gewiß wieder davon. Er drehte unsere Wasserräder, er trug unsere Papierschiffe und spielte mit uns so lange und so oft wir wollten. Er beschenkte uns alle Tage mit etwas Neuem an seinen reichen Ufern –, er konnte es unmöglich mit dem bösen Wassermann halten. Und dann, er hatte uns doch gebracht, er würde uns doch nun nicht wieder nehmen.

Unser Dorfbach schenkte uns zum Palmsonntag die ersten Weidenkätzchen, die nirgends sonst, als an seinen Ufern blühten. Am Palmsonntag, nach der Weihe, mußte ein solches Kätzchen verschluckt werden, das machte gesund.

Aber wir liebten die blühenden Weiden besonders auch deswegen, weil sich Pfeifen aus ihnen drehen ließen. Oh, was für wundersame Pfeifen waren das! Man mußte nur das richtige Lied dazu singen, ungefähr dasselbe, was der Bach sang:

„Pfeifla, Pfeifla gi mr Soft,
wenn dr Pauer Hoower rofft,
rofft a ne allaine.
Dr Hond, da hoot vier Baine,
die Katze hoot n langa Schwanz;
Pfeifla, Pfeifla, bleib mr ganz!"

Und dann löste sich die Rinde vom Holz und die schönste Orgelpfeife war fertig. Den ganzen Dorfbach entlang tönten in dieser Zeit unsere Pfeifen. Und der Bach plätscherte dazu.

Freilich damals, als der Bach plötzlich anfing ein dickes, häßliches Gesicht zu bekommen, da war nicht mehr zu spaßen mit ihm. Sonst konnte man ihm bis auf den Grund seiner Seele sehen, aber diesmal war sein Gesicht hart und verschlossen. Seine Stimme klang rauh und sein Wesen war voll Unruhe und Hast, daß ich es gar nicht mehr wiedererkennen konnte. Gegen Abend wurde er immer wilder. Er blähte sich auf, trat aus seinen Ufern und schäumte um die erschrockenen Erlen, als wenn er sie umreißen wollte. Und das wollte er auch wirklich. Eine sinnlose Wut war in ihm; alles was er nur zu fassen bekam, riß er fort und jagte damit davon: Brennholz, das in der Nähe lag, Heuhaufen, Schaffe und Butten, und dort – um Gottes willen – ein armes hilfloses Tier, eine Ziege. Die Leute rannten mit Stangen, aber der Strom riß ihnen die Beute immer von neuem wieder aus der Hand und drohte sie selbst hineinzuziehen in die rasende Flut. Die Glocke auf dem Turm rief nach Gott und den Menschen in den Nachbarorten. Die Feuerwehr kam mit Feuerhaken. Die Menschen schrien. Doch der Bach, der nicht mehr der Bach war, der tolle, reißende Strom brüllte sie alle nieder und wälzte sich grauenhaft wild durch das Dorf. Die Leute an den Ufern konnten nicht mehr zusammen, denn alle Stege waren fortgerissen, alle Brücken überschwemmt. Wie arme Mäuse, so klein waren sie vor dem riesenhaften Strom. Die ganze Nacht brannte in den Herrgottswinkeln der Bauernstuben das Öllämpchen. Kinder kauerten zitternd hinter dem Tisch und horchten

hinaus auf die schaurige Stimme des Baches, der ohne Unterlaß dumpf dahinbrüllte, als wollte er noch alles verschlingen. Bauern und Knechte liefen mit Laternen hin und her und brachten das Vieh in Sicherheit. Die Glocke auf dem Turm rief die ganze Nacht weiter zu Gott. Es war eine schrecklich lange und bange Nacht. Die Großmutter aber sagte: „Betet, Kinder, daß uns die Vierzehn Nothelfer beistehen." Und so haben wir ein Vaterunser nach dem andern gebetet, so gut es mit den klappernden Zähnen eben ging.

Gegen Morgen wurde das Brüllen des wildgewordenen Baches schwächer. Die Männer kamen von draußen und sagten erleichtert: „Nun geht das Wasser zurück." Es war wirklich, als wenn die Wut des Baches vom Himmel gebändigt worden wäre, denn Menschen wären das nicht imstande gewesen. Er wurde von Stunde zu Stunde stiller und ruhiger, kroch langsam wieder in sein Bett zurück, und ein paar Tage später hatte er wieder sein altes, klares Gesicht. Lieblichen Wesens floß er ganz unschuldig dahin, als wenn nichts gewesen wäre. Aber wir Kinder trauten ihm lange nicht mehr. Er kam uns heimtückisch und gefährlich vor. Doch allmählich gewannen wir ihn wieder lieb.

Gerade seine damalige Wildheit ist ihm zum Verhängnis geworden. Aber war es denn so schlimm? — Es war, als wenn die Urkraft der Erde, die alles gestaltende ewige Macht, ins Dorf gekommen wäre, die Menschen aufzurütteln aus einem gedankenlosen Dasein, das zwischen Werktag und Sonntag, Essen und Schlafen seinen Gang geht. Diese Nacht, als der Bach brüllte und die Glocke rief, ließ jeden Menschsein und Gottsein erahnen. Alle fanden Demut und Heldenmut. Sie erkannten sich als Brüder. Der gute Bach hatte sie aus ihrer Stumpfheit gerissen und ihnen ein höheres Lebensgefühl gegeben, das tausendmal mehr wert war, als die paar Halme Gras, die das Wasser auf den Wiesen verschlämmt hatte.

Das wird nun alles nicht mehr geschehen. Das Gras wird unberührt bleiben, denn der Bach wird in Stein und Beton gebannt werden. Ein Wasser wird er nurmehr sein, ein totes, gleichmäßig rinnendes Wasser, das niemandem mehr was nimmt, aber auch niemanden mehr was gibt. Es wird keine geheimnisvollen Uferstellen mehr geben, wo die Muhme die kleinen Kinder holt, keinen Wassermann und keine Weiden zum Pfeifendrehen. Wo sollen nun die Kinder Kinder sein und Männer Männer werden? Doch nach alledem fragt der eiserne Bagger nicht, der hinter dem Dorfe mit rauhen Eisenfäusten in das Bachbett hineinwühlt und den Bach herausreißt aus seinem Leben, daran soviel anderes köstliches Leben hängt.

Mundartforschung im großschlesischen Raume

Dr. Arthur Zobel, Bunzlau

Zwei Neuerscheinungen auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Erforschung der schlesischen Mundart geben erwünschte Gelegenheit, daß wir nach der Heimkehr der sudetendeutschen Lande ins Großdeutsche Reich in der Verwirklichung des großschlesischen Raumes unsern Blick lenken auf die Gemeinsamkeit des Volkstums der Schlesier diesseits und jenseits unserer Berge, die keine Staatsgrenze je hat zerreißen können. Die Grundlagen schuf die Zeit der Besiedlung und Wiedereindeutschung des mitteldeutschen Ostens im 13. Jahrhundert. Ihr wichtigster und offenkundigster Ausdruck ist die gemeinsame schlesische Mundart. Ihrer Erforschung ist — neben dem selbständigen Ziel der Erhellung volkstümlichen Denkens und Fühlens — die

große Aufgabe gestellt, daß sie bei dem völligen Mangel an urkundlichen Angaben Entscheidendes beitrage zur Lösung der Frage nach der Herkunft der Siedler im 13. Jahrhundert und der Wege, auf denen Kulturströmungen sprachliche Neuerungen herantrugen.

Vor 30 Jahren hat Wolf von Unwerth in seinem Werke „Die schlesische Mundart in ihren Lautverhältnissen grammatisch und geographisch dargestellt" (Wort und Brauch, 3. Heft, Breslau 1908, erweiterte Neuausgabe 1931) den gesamtschlesischen Raum in seinen Untermundarten grundlegend und noch immer vorbildlich beschrieben und kartenmäßig in großen Zügen überschaut. Seitdem hat die Erforschung der volkstümlichen Sprache, besonders auch ihres Wort- und Ausdrucksschatzes, durch Schüler des Breslauer Germanisten Siebs nicht geruht. Gusinde erschloß die Mundart der Sprachinsel Schönwald bei Gleiwitz, Graebisch das Glätzische, Schönborn das Fürwort, Hauke die Wortstellung, Jungandreas die Zeitwortbildung, Zobel die Verneinung im Schlesischen. — Einen ersten kühnen Versuch der Lösung der Herkunftsfrage lieferte Jungandreas 1928 in seinen „Beiträgen" (Wort und Brauch, 17. Heft), die er 1937 durch die Untersuchung spätmittelalterlicher schlesischer Briefe unterbaute. (Vergleiche „Schlesische Heimat" 1938, 2. Heft, S. 128.)

Die Bearbeitung der schlesischen Mundart des Sudetenlandes, die in allen reichsschlesischen Arbeiten infolge der trennenden und hindernden Staatsgrenze zu kurz kam, ging andere Wege. Sie ermangelte einer allseitigen und umfassenden Darstellung. Aber die am Sprachatlas des Deutschen Reiches (Marburg) ausgebildete Arbeitsweise der Erforschung der Mundart als einer lebenden Kulturerscheinung in Zeit und Raum fand hier Eingang. Sie lockert die Starre der Orts- und Grenzbestimmung einer Mundart auf zu Bewegungen, erkennt Vorstöße und Rückzugsbahnen, Mittelpunkte und Ausstrahlungsgebiete mundartlicher Erscheinungen und kommt zu berechtigten Schlüssen über das Werden von Sprachräumen. Wenzel gab 1921 „Studien zur Dialektgeographie der südlichen Oberlausitz und Nordböhmens", Festa bearbeitete 1926 die schlesische Mundart Ostböhmens, A. Prause 1927 die Braunauer Mundart. Besonders aber durch Ernst Schwarz (Reichenberg-Prag) wurde die ostmitteldeutsche Mundartforschung entscheidend in dieser Arbeitsweise gefördert. Seine Arbeiten „Schlesische Studien" (Teuthonista 4, 1928), „Ostmitteldeutsche Sprachprobleme" (Paul und Braune's Beiträge, Bd. 52), „Mundartliche Rückzugsgebiete im ostmitteldeutschen Raume östlich der Elbe" (Mitteldeutsche Blätter für Volkskunde 5, 1930) leiteten über zu seinen Hauptwerken: „Die Ortsnamen der Sudetenländer als Geschichtsquelle" (Forschungen zum Deutschtum der Ostmarken II_2, 1931) und „Sudetendeutsche Sprachräume" (Schriften der Deutschen Akademie München, 21, 1935).

Durch diese von beiden Seiten her betriebene Forschung ist die Antwort auf jene Hauptfrage soweit gegeben, daß nunmehr zu untersuchen ist: Haben neben den großen und einflußreichsten Siedlergruppen aus dem Thüringisch-Sächsisch-Meißnischen und neben Niederdeutschen entweder die Ostfranken (Würzburg—Main) oder die bayerischen Siedler den nächststärksten formenden Anteil an der Bildung der schlesischen Mundart und somit des schlesischen Menschen gehabt? Auf welche Landstriche diesseits und jenseits der Sudeten erstreckte sich diese Besiedlung, und auf welchen Wegen sind die Siedler aus dem Altlande „gen Ostland" gefahren?

Die Spuren der hessischen Siedler hatte Jungandreas aus Ortsnamen (Rückers, Roms, Reinerz—Grafschaft Glatz und Fulda) und Mundart gefunden und Niederdeutsche um Troppau und Olmütz aus Herkunftsnamen erwiesen.

Der große Wurf schematischer Siedlungsbahnen aus dem Altland nördlich und südlich des Erzgebirges wird weiter in Kleinarbeit an den einzelnen Landschaften zu voller Wirklichkeit erhärtet werden müssen. Dabei werden wissenschaftliche Kritik und die schärfere Untersuchung der geschichtlich greifbaren Abfolge der Stadt- und Dorfgründungen, der Burgenreste, der Hausbau- und Flurformen, der Orts- und Flurnamen, der Sachgüter und des Saggutes in Märchen, Sagen und Liedern, der Reste des Volksglaubens und des Brauchtums in vergleichender Ursprungsforschung zur Klärung heute noch umstrittener Einzelfragen beitragen.

Die bisher getrennt marschierende reichsdeutsche und sudetendeutsche Forschung legt uns nun solche Kleinarbeit vor:

Franz Weiser, Lautgeographie der schlesischen Mundart des nördlichen Nordmährens und des Adlergebirges, mit 24 Karten (Brünn 1937), und Johannes Halbsguth, Die Mundart des Kreises Jauer, mit einer Grundkarte und 19 Deckblättern (Breslau 1938).

Weiser untersucht die Mundart der Landschaft unmittelbar vom Südrand der Grafschaft Glatz bis zur Sprachgrenze, das Gebiet von Gieshübel bei Reinerz über Rokitnitz, Grulich und Schildberg mit dem Nordrand des Schönhengstgaues, bis Altstadt und Schönberg — Namen, die jedem Schlesier wohl vertraut sind. Die genaue Lautbeschreibung und die Karten lassen — neben Einflüssen jüngerer Besiedlung — vor allem die Zerrissenheit der Mundart jenes Gebietes erkennen, deren Ursachen, außer in Mischungsvorgängen und Ausgleichungen, wohl schon bis in die frühe Besiedlungszeit zurückreichen. Die gebirgsschlesischen Kennzeichen der Mundart überwiegen, glätzische Lautformung ist ebenso unverkennbar. Ein östliches Gebiet — Altstädter Kessel = Herrschaft Goldenstein und das Teßtal bis Schönberg — zeigt Vorwiegen der Endung *-en*, das westliche hat gebirgsschlesisches *-a* dafür: *frogn* und *froga* (fragen). Im gleichen östlichen Gebiet trifft man das gutturale *l (ł)*, das sonst nur im West- und Nordschlesischen auftritt, und sogar wie im Niederländischen (Glogau) zu *o* wird: *fałt, faot* = Feld, *fēgl, fējo* = Vögel. Ebenso ist *a* < *ë* vor *ch* wie im Westschlesischen vertreten: *knacht, knaicht* Knecht. Das sind ganz offensichtlich Restformen, wenn wir die Verbreitung von *racht, raicht* gegenüber *recht* auf dem Deutschen Sprachatlas, Blatt 34, betrachten. Auf diese werden fernere Untersuchungen besonders zu achten haben. Die Herkunftsfrage beantwortet Weiser zusammenfassend dahin, „daß unser Gebiet eine Ausgleichslandschaft nördlicher hessisch-(fuldisch-)rhönischer und gebirgsschlesischer mit südlichen ost-mainfränkisch-bayerischen Mundartsprechern ist" (S. 121).

Die Kartenbilder dieser Arbeit führen uns überaus sprechend die Volkstum zerschneidende Grenze vor Augen. Sie verlangen geradezu die Fortsetzung ins Glätzische! Kein anderer als Friedrich Graebisch wäre dazu berufen aus seiner umfassenden Kenntnis des Glätzischen heraus.

Für den Neisser-Neustadt-Leobschützer Raum bearbeitet Wilhelm Friemel eine „Dialektgeographie". (Zeitschrift des Vereins für Geschichte Schlesiens, 74. Bd., S. 482, Anm. 2.)

Johannes Halbsguth bietet auf „reichsschlesischer" Seite den ersten Versuch, in raumhafter Betrachtung und Deutung aus den Lauten seines Mundartgebietes Jauer Sprachströmungen zu erkennen und diese mit geschichtlichen Gegebenheiten — Grenzen, Verkehrswegen — in ursächliche Beziehung zu setzen. Er zeichnet auf 19 Pausen zur Grundkarte des alten Weichbildes und Fürstentums Jauer und der südlich anstoßenden

Dörfer des alten Kreises Bolkenhain deṇ Verlauf kennzeichnender Eigentümlichkeiten der Mundart. Sorgfältige Beachtung verdienen besonders die Verbreitung des stark vorn gesprochenen (palatalisierten) *-ń (fińden)* und *-l (fel't)*, der Verlauf von *ng* < *nd hinga : hinda* = hinten, die Zwielautbildungen *sǭn : suǭn : sǭin : suǭin* = sagen und die Abstufungen des Selbstlautes *i : e : a; širtsə, šęrtsə, šartsə* = Schürze. Aus dem Verlauf der in Bündel 1., 2. und 3. Ordnung zusammengehenden Linien erkennt man fächerförmige Staffelungen nach Norden und Osten, ebenso Abstufungen der Artikulation von Süden nach Norden sowie Mischgebiete besonders an den Hauptstraßen. „Dem Vorland ist eine geschlossene Artikulation eigentümlich, dem Bergland eine offene" (S. 60). Die auf der „Hohen Straße" von Westen herangetragenen sprachlichen Einflüsse riegeln das Jauersche Gebiet im Norden ab. Die Einflüsse von Süden her sind bis 1742 geschichtlich erweislich. Die Untersuchung bietet ferner ein schönes Beispiel der Wirkung alter Siedlungsräume. Der Leubuser Klosterbezirk um Schlaup, bis 1810 geschlossenes Herrschaftsgebiet mit dem Gerichtssitz in Brechelshof, hat ein noch deutlich erkennbares Beharrungs- und Rückzugsgebiet entstehen lassen.

Halbsguth verspricht im Vorwort seiner Arbeit die Erforschung der westlich von Jauer gelegenen Gebiete bis zur Lausitz. Damit wäre dann der Anschluß gewonnen an die Untersuchungen von Frings (Leipzig) und seinen Schülern, deren Werk „Kulturräume und Kulturströmungen im mitteldeutschen Osten" (1936) – in Zusammenarbeit mit dem Historiker und Geographen verfaßt – Vorbild und Ansporn ist.

Einer weiteren Forschung wird sich auch die frühe Siedlungslandschaft im Waldgebiet von Bober und Queis mit ihren mannigfaltigen Rest- und Grenzerscheinungen in volkskundlicher und volkssprachlicher Hinsicht als wichtige „Hemmstelle" sprachlicher Bewegungen erweisen.

Nun, da durch die große Tat des Führers die Staatsgrenze gemeinsames Volkstum nicht mehr trennt, vielmehr die Sprachgrenze jenseits der Sudeten selbst zur Staatsgrenze wurde, erwächst der Mundartforschung die schöne Pflicht gemeinsamer und enger Zusammenarbeit im großschlesischen Raume.

Ein paar Worte für schlesische Dorfchronisten

Helmut Gumtau, Breslau

Die Genealogie als Zweig der Geschichtswissenschaft mußte einen weiten Weg gehen, bis sie sich entschloß, volkstümlich zu werden. Als Adelskreise schon längst in Vereinen und Instituten in regster Weise um die Klärung ihrer völkischen Herkunft bemüht waren, als das Bürgertum vorsichtig anfing, den Patriziern Alters- und Wappenstolz abzuschauen, da lag vornehmlich um den Nährstand als des Volkes Jungborn und Kraftquelle noch alles im Dunkel einer „untertänigen" und darum oft mißachteten Vergangenheit. Hier ist in den letzten Jahren die bäuerliche Sippen- und Hofgeschichtsforschung vorgestoßen und hat begonnen, eine Kärrnerarbeit zu leisten, deren Folgen heute noch nicht abzusehen sind.

Das schlesische Land mußte hier um so eher Anreize liefern, als es Siedlungs- und darum Kampfboden war. Wie sich unser deutsches Bauerntum mit den östlichen Sprach- und Kulturkräften auseinandersetzte, wie sich der Landsasse der duodezfürstlichen, der böhmisch-österreichischen und der preußischen Zeit in den Territorien in einem oftmals durch

Kriege bewegten Zusammenhang zu behaupten wußte; wie das Besondere der schlesischen Landschaft eine Menschenart prägte und diese Stammesart weiterpflanzte durch die Jahrhunderte: das erschien und erscheint als ein weites Feld zugleich der Volksboden- und Siedlungsforschung, der Heimatkunde und Volkskunde, schließlich der Landwirtschaftsgeschichte schlechthin, in deren Gesamt der ländliche Untertan ja nur ein Teil war, und eher ein bewegtes Glied als ein bewegendes.

Denn die andere Seite des doppelten Bildes, das die ländliche Vergangenheit dem Beobachter bietet, will nicht vergessen werden: die Grundherrschaft. Was der Bauer in seiner „dunklen Epoche" zwischen dem ausgehenden Mittelalter und der Reformzeit des alles verändernden 19. Jahrhunderts tat, er mußte es im Bann jener über ihn gesetzten Obrigkeit tun; das Rittergut, das Kloster, die Domäne waren sein Lebensgesetz und sein Schicksal, und sein Persönlichstes war, buntschillernd in der Vielfalt schlesischer Fürstentumslandschaften, aufs engste verwoben mit solchen unwegleugbaren Mächten.

Wieviel Anregungen, wieviel Gedanken, wieviel Formen einer Entwicklung muß der moderne Dorfchronist begegnen, wenn er diese andere Seite, eben die grundherrliche, in den Rahmen seiner Untersuchung einbezieht!

Es kann nicht der Zweck dieser Zeilen sein, darzustellen, welche Quellen dem schlesischen Dorfhistoriker zur Verfügung stehen, und wie er sie im einzelnen auszuwerten hat. Hier liefern gründliche Hinweise die Schrift Karl G. Bruchmanns „Quellen zur bäuerlichen Sippen- und Hofgeschichte Schlesiens" (Schles. Geschichtsbl. 1936, Heft 1) und der Aufsatz von E. Lorenz „Wege zur Ortsgeschichte. Ratschläge für schlesische Heimatforscher" in derselben Zeitschrift (Jahrg. 1931, Heft 1). Über Handschriften und Drucke neuerer nützlicher Dorfchroniken, wie sie jüngst entstanden, kann sich der Interessierte im Breslauer Staatsarchiv und bei der Landesbauernschaft unterrichten. Auch kann der Schritt von der einfachen, obwohl mühsamen und oftmals sehr zeitraubenden hofgeschichtlichen Sammelarbeit zu einer eigentlich landwirtschaftsgeschichtlichen Darstellung nur getan werden durch ein gründliches Befreunden mit der reichen allgemeineren schlesischen Literatur dieses Arbeitszweiges, aus deren Fülle nur die Namen Meitzen, Knapp und Ziekursch genannt seien.

Was hier gesagt sein soll, ist folgendes: Eine Dorfgeschichte soll auf allen einschlägigen Quellen aufbauen, die uns die Archive in überreicher Menge bieten; sie darf sich nicht auf den äußeren familien- und hofgeschichtlichen Rahmen beschränken, wie er etwa aus dem Studium der Kirchenbücher, der Schöppen-, Hypotheken- und Lagerbücher sich zusammenfügt. Nie soll vergessen sein, daß auch das kleinste Dorf in seinem Werden Spiegelbild und zugleich Partikel einer allgemeineren Entwicklung war, ein Bestandteil also, der das wirtschaftliche Gesicht eines Kreises, eines Amtes, einer Landesbehörde entscheidend mitbestimmte. Besonderes Augenmerk sei da auf die betrieblichen, fiskalischen und domanialen Quellen gerichtet, wie sie etwa dem Schreiber dieser Zeilen unter vielen anderen Akten in den Kammerrechnungen des Brieger Fürstentums handgreiflich vor Augen traten. Diese Rechnungen der Kammerburgämter, seit 1675, teils früher, in großer Zahl erhalten, sind bei vollständiger Erfassung, die vorläufig noch eine wichtige Aufgabe Kommender darstellt, geeignet, unser Bild von der agrarischen Entwicklung Mittelschlesiens in geradezu umwälzender Weise deutlicher zu gestalten. Die Rechnung eines der Burgämter des Brieger Fürstentums umfaßt zuweilen 5—600 Blätter in Großformat und gliedert sich in die wirtschaftlichen Unterbezirke der Städte des Amtes und seiner Kammerdörfer (Domänen). Wie aus den

Städten die landesherrlichen Einkünfte, Zölle, Zechengelder, Nutzungen und Spesen staatlicher Verwaltungsstellen, Gruben, Münzstätten, Brauhäuser und dergl., so sind vom Lande alle Wirtschaftsposten, sauber in Einnahme und Ausgabe verteilt, zu verrechnen. Korn- und Rentschreiber des Amtes wachen über jeden Scheffel Getreide, über jeden Gulden Bauernzins, über jeden Kreuzer Handwerker- und Arbeiterlohn, ja sogar die Inventarien der Vorwerke sind bis zu jedem Pflugrädel und bis zu jeder Hühnerleiter Jahr für Jahr sauber registriert. In Notzeiten, bei Mißernten und Überschwemmungen mußte ein Vorwerk das andere stützen, die besser fundierten Güter lieferten den ärmeren die Aussaat, und am Schluß der Rechnung gab es Gelegenheit, Rentabilität und Überschußfrage für den Fiskus spaltenlang zu untersuchen. Es würde zu weit führen, auch auf die jahrzehntelangen Experimente der kaiserlichen Hofkammer zu Wien im ersten Drittel des 18. Jahrhunderts mit ihren Erb- und Administrationsverpachtungen einzugehen, die einen mächtigen Sturm unter den Kameralbeamten jener Zeit erregt haben, der uns heute als Suchen und Tasten einer neu heraufkommenden, freilich noch zu stark fiskalisch-merkantil bestimmten Zeit anmuten kann. Dieser kleine Ausschnitt aus einer Fülle quellenmäßiger Belege auch ganz anderer Art und noch älterer Zeiträume sei nur darum hier herausgegriffen, um so am Beispiel das Ganze der Aufgabe sichtbar zu machen: Größere Zusammenhänge, die eine Dorfgeschichte bilden, und ein dörfliches Schicksal, das verbunden mit anderen Dorfschicksalen das Bild der Gesamtentwicklung formen hilft.

Bei alledem will der Chronist auch das vielfach geschlungene Band beachten, das zwischen Grundherrschaft und Untertanen eine Unzahl von Nutzungen, Zinsen, Diensten, Deputatleistungen entwickelt hat. Daraus erst ersehen wir, unter welchen Bedingungen der Alltag des Bauern, des Gärtners, des Häuslers, des Dorfhandwerkers stand. Da sein Anteil an den Gutsarbeiten weitgehend durch den Charakter des herrschaftlichen Gutsbetriebes bestimmt war, wollen wir den Umfang der sich im 17. und 18. Jahrhundert zuweilen durch Rodungen vermehrenden Ackerländereien der Vorwerke untersuchen. Auch soll kundgemacht werden, wieviel Vieh zum Gutshof gehörte, und mit wieviel Gespannen die Bauern auszuhelfen hatten, um die zahlreichen noch unmaschinellen Bedürfnisse des Betriebes zu erfüllen. Schließlich gilt es, der Haltung, Zahl, Entlohnung und Kost des Vorwerksgesindes, das sich zum Teil aus dienenden Kindern der Dorfuntertanen zusammensetzte, nachzugehen. Wenn es endlich gelingt, den Einbruch des Dreißigjährigen Krieges in die sich organisch entwickelnden Wirtschaftssysteme in Wirkung und Wiedergutmachung zu erfassen; wenn die Überflutungen des Oderlandes früher stärker als heute der Schrecken fruchtbarster Landstriche waren, gleich dunklen Wolken, die den Horizont dieses historischen Kleingemäldes verhängen; wenn die einleitenden Schicksale der ältesten deutschen Siedlungszeit mit den Bodenerschließungen der preußischen Könige und der völligen Umlagerung der Steinschen Reformzeit verbunden werden: dann haben wir eine Dorfchronik, die ein Stück lebendiger Geschichte ist. Damit aber kommen wir auch dem Leben unserer bäuerlichen Vorfahren wahrhaft nahe, und unsere sorgfältigen Personenstandsdaten und Hoflisten gewinnen auf einem tieferen Hintergrunde Einklang und Weihe.



Abb. 1: Hakenkreuzportal von 1715 an einem Patrizierhaus zu Brieg

Sinnbilder in schlesischen Landschaften

Erste Auswertung einer Reise durch Ober- und Mittelschlesien

Dr. Siegfried Lehmann, Marburg

Wer die Gaue und Landschaften unseres Vaterlandes in der Absicht durchwandert, überall die lebendig wirkende deutsche Seele kennenzulernen, der muß von vornherein grundsätzlich den Glauben haben, daß die schöpferischen Kräfte unseres Volkes sich nicht in den hohen kunstgewerblichen Leistungen für Fürstenhof und Kirchen verzehrt haben, sondern daß diese göttliche Schöpferkraft weithin im „Volke" lebendig geblieben ist und durch seine begabten Kinder immer wieder zum Ausdruck gebracht wird. Wer also das „Deutsche" sucht, darf nicht von Schloß zu Schloß und von Kirche zu Kirche pilgern — diese werden von den Kunsthistorikern selbst als letzte Nachfahren von italienischen Renaissance- und französischen Empire-Beispielen bezeichnet! —, der muß vornehmlich darauf achten, wie der Mann auf dem Dorfe und der Handwerker in den kleinen und mittleren Marktstädten im Vollgefühl von Wohlhabenheit ihr Haus gebaut und ihr Heim ausgestattet haben. Von einer falschen Einstellung zur Kunst unbelastet und auf sein Ziel ausgerichtet, wird dann der Suchende überall in deutschen Landen einen uns heute seltsam anmutenden, aber sehr eigenartigen Zug in der künstlerischen Betätigung wiederfinden: Die Verwendung von Sinnbildern. Strzygowski kennzeichnet den Gegensatz zu dieser Verwendung von Sinnbildern mit folgenden Worten: „Dem höfisch-kirchlich-humanistisch ‚Gebildeten' ist vom Mittelmeerkreis her geläufig, sich Freude und Leid in



Abb. 2: Strahlensonnen an einem Bauernhausgiebel zu Matzkirch, Kreis Ratibor, um 1860



Abb. 3: Lebensbäume an einem Bauernhausgiebel zu Tunskirch, Kreis Ratibor, um 1885



Abb. 4: Lebensbäume über einer Eingangstür zu Bunzelberg, Kreis Ratibor



Abb. 5: Lebensbäume, Rauten und Herzen an einer Laube in Rutenau, Kreis Oppeln, etwa um 1900

der bildenden Kunst durch die menschliche Gestalt her vormachen zu lassen. Wenn Franz Hals uns sein Lachen aufzwingt oder weinende Frauen uns auf Grabmälern ihr Leid vortrauern, dann sind wir befriedigt und fragen gar nicht danach, ob das Kunst oder nicht besser Schaustellung sei." Geradezu gesagt entspricht also eher der deutschen Wesensart, den Erlebnissen der Seele Ausdruck zu geben, die fern vom Alltäglichen unter der Einwirkung heiligen Ergriffenseins stehen. Das ist die schlichte, rassenseelisch gebundene Voraussetzung, aus der heraus der deutsche Bauer und Handwerksmann die sinnbildhafte Auszier gegenüber einem zwar schönen, aber doch seelenleeren Ornament vorzieht. Sie folgen in dieser Geisteshaltung ihren nordischen Vorfahren, die schon seit der jüngeren Steinzeit, also rund hundertundfünfzig Geschlechterfolgen hindurch, die gleichen Sinnbilder benutzt haben. Wo dieses gemeinsame Blutserbe, dieses gemeinsame deutsche Geisteserbe auch immer hingekommen ist, dort zeigt es damals wie heute wieder gleichsam als sein Wappenschild das – Hakenkreuz. So beweisen die vielen Hakenkreuz-Funde aus vorgeschichtlicher Zeit, daß Schlesien seit altersher Heimat nordisch-germanischer Bauern gewesen ist, und die heute noch in verschiedenen schlesischen Marktorten erhaltenen Hakenkreuze an Rathaustürmen, Bürgerhäusern und Hausrat legen ebenfalls dafür Zeugnis ab, daß es Männer aus gleichem nordischen Blute gewesen sind, die sich die schlesischen Lande zurückgewonnen haben. Neben dem Hakenkreuz stehen noch all die anderen Heilszeichen und Sinnbilder, deren seelischer Gehalt uns unverständlich bleibt,



Abb. 6: Dieser Bauernhausgiebel aus Lohnau, Kreis Cosel, zeigt, wie weit um 1912 Handwerk und sinnbildlicher Schmuck in Verfall geraten sind

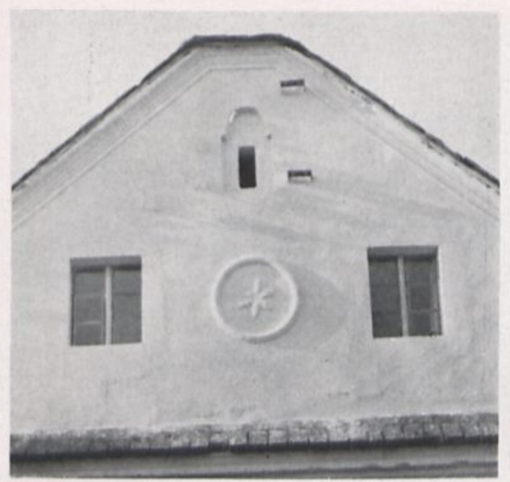


Abb. 7: Ein Sechsstern im Kreis auf dem schlichten Giebel eines Bauernhauses zu Babitz, Kreis Leobschütz



Abb. 8: Reich geschmückter Bauernhausgiebel von 1871 zu Groß Neukirch, Kreis Cosel, mit Lebensbäumen und hinzugefügtem IHS

wenn wir uns nicht klarmachen, daß sie auf weltanschaulicher Grundlage beruhen. Es ist der bahnbrechenden Arbeit Herman Wirths zu danken, daß er in der „Heiligen Urschrift der Menschheit" die großen Zusammenhänge aufgedeckt hat, die zwischen den Sinnbildern einerseits und dem bäuerlichen Jahreskreislauf andererseits bestehen. Die Sinnbilder sind zu einer so frühen Zeit geboren und in ihrer wohlüberlegten, festgeschlossenen, abstrakten Form gestaltet worden, als das Auf und Ab der Sonne im Laufe des Jahres noch jenes heilige Ergriffensein erzeugte, als das Grünen und Blühen, das Früchtetragen und die winterliche Starre von allem, was da wächst, noch mit ganzer bäuerlicher Inbrunst miterlebt wurde. Wir Nachfahren dieser nordischen Bauernvölker wissen zwar noch, daß Maibaum und Weihnachtsbaum, Brautstrauß und Totenkranz ihren Sinn haben – bei den künstlerischen Gestaltungen dieser gleichen Zeichen, an Häusergiebeln und Haustüren, an Hausrat und auf Trachtenstücken wollen wir es nicht mehr glauben, weil wir es dort nicht mehr gewohnt sind. „Wer freilich nicht an göttlich-schöpferische Mächte glaubt und an die Möglichkeit, mit ihnen in unmittelbare Verbindung zu treten, dem müssen alle Sinnbilder als Ausgeburt der Phantasie erscheinen, die nur dann sinnvoll erscheinen, wenn man sie in ein Zweckgefüge einreihen kann." „Die Symbolbildung in sogenannten abstrakten Zeichen, wie den Runen, ist gleichsam ein Gestaltungsvorgang höherer Art. (R. F. Viergutz in „Germanien" 1937, S. 129 f.) Die be-



Abb. 9: In der Aufteilung des Bauernhausgiebels und in den Schmuckformen zeigt sich deutlich die Unkunst der Vorkriegszeit. Aus Friedenthal-Giesmannsdorf, Kreis Neisse OS.



Abb. 10: Truhe aus dem Städt. Museum in Brieg, mit dem Dreifuß und anderen Sinnbildern

kannten Zeichen wie Sonne, Radkreuz, Hakenkreuz, Sechsstern usw., oder wie Lebensbaum im Gefäß, welches das Lebenswasser (oder „Aquavite"!) enthält, mit den Hirschen oder Vögeln daran, sie alle dürfen von diesem ursprünglichen Gesichtspunkte aus nicht mehr als bloßer, sinnloser Zierat oder „Spielerei unerfahrener Bauernkünstler" hingestellt werden. Wären sie nicht derart Lebendiges und eng mit dem Ureigensten des Volkstums Verknüpftes, so würden sich niemals Besonderheiten in der Darstellung der Sinnbilder ergeben haben, an denen z. B. das echt „Schlesische" zum Ausdruck kommt. Es ist eine bemerkenswerte Tatsache, daß die künstlerische Gestaltungsfähigkeit eines Volkstums dann am stärksten und klarsten zur Geltung kommt, wenn es gilt, neue Aufgaben zu meistern. Einen wesentlichen Teil bei der Schaffung neuer Werte leistet das Handwerk! Wo die reine Handfertigkeit und die handwerkliche Tüchtigkeit gepflegt werden und in Blüte stehen, dort — und das läßt sich auch durch ganz Deutschland verfolgen — hat das Handwerk eine Überlieferung von Sinnbildformen wachgehalten, daß es scheint, als sei das eine ohne das andere nicht zu denken. Die Beispiele, die aus dem oberschlesischen Hausbau genommen sind, bestätigen ebenfalls, wie eng beides miteinander verbunden ist.

Als nämlich der oberschlesische Bauer kurz nach der Mitte des vergangenen Jahrhunderts anfing, nicht mehr vom Zimmermann, sondern vom Maurermeister sein Haus bauen zu lassen, wünschte er als wohlhabender Mann, daß der Neubau genau so stattlich geschmückt sei wie das im Blockverband aufgeführte Haus seiner Väter. Von dieser Zeit ab sind die überaus prächtigen Schauseiten der oberschlesischen Bauernhäuser in den reichen Ackerbaugebieten links der Oder entstanden. „Sonne", „Sechsstern" und „Lebensbaum" werden von diesen tüchtigen Maurermeistern derart maßvoll und schön im Giebeldreieck zwischen den gekuppelten Doppelfenstern und der Dachkante verteilt, daß man schier versucht ist zu behaupten, in diesen Handwerkern sei die Gestaltungskraft frühdeutscher Baukunst unmittelbar lebendig geblieben. Auch die sinnbildhafte Ausschmückung der Eingangstüren und Türlauben beweist die gleiche Höhe noch bis zur Jahrhundertwende hin. Kaum zwei Geschlechter später jedoch tritt der Verfall einfachsten handwerklichen Könnens offen zutage, und gleichzeitig mit ihm verfällt auch die sinnbildliche Ausschmückung: Jegliches Maßgefühl für Flächenaufteilung ist verlorengegangen, zuge-

mauerte Fenster sollen sie irgendwie wieder „schön" machen und Harmonie vortäuschen, die Umrahmungen der Fenster sind ins Maßlose gesteigert, und zum Beweis aller Unkunst werden noch Schmuckformen sinnlos irgendwo angebracht. Zwar erscheint auf einem Giebel aus Lohnau, Kr. Cosel, im Jahre 1912 noch die Spätform eines „Lebensbaumes", sowohl linear wie auch wirklichkeitsgetreu, beide Gestaltungsformen von einer Hand nebeneinander! Hier jedoch von einer voll bewußten Anwendung sinnbildhafter Formen reden zu wollen, ist nicht möglich — oder es bedürfte einer sehr eingehenden Nachforschung in wissenschaftlich einwandfreier Weise an Ort und Stelle.

Einen wie wesentlichen Teil der Vorstellungswelt das Sinnbildgut im Bauern- und Handwerkertum bis an die Schwelle unserer Tage eingenommen hat, das zeigt sich auch in den Landschaften, wo Wohlhabenheit ein gar seltener Gast ist. Wozu im Großen das Geld fehlen mochte, das hat man keineswegs an der Ausstattung im Innern der Bauernhäuser versäumt. Die Beschränkung in den verfügbaren Mitteln bringt ganz unverkennbar die Volksgesinnung zum Vorschein. Die rassisch-stammesmäßige Zusammensetzung der einzelnen Kirchspiele prägt sich fast jedem Stück Hausrat auf und gibt ihm einen so eigenartigen Zug, daß man es unter vielen herauskennen kann wie seinen Besitzer an der besonderen Färbung seiner heimischen Mundart. Bei einer genaueren Durcharbeitung der schlesischen Leistungen auf dem Gebiete der Volkskunst erscheint es möglich, nicht nur die Techniken einzelner Handwerker festzulegen, wie sie den Hausrat bemalen oder die Lebkuchenformen und Buttermodel beschnitzen, sondern auch das scheint möglich, die Vorliebe für einzelne Sinnbilder aufzuspüren, für den Lebensbaum in den verschiedenen Abwandlungen, für das Herz, den Drehwirbel, den Sechsstern usf. Es gibt sogar einige Ortschaften, wo die für Schlesien im allgemeinen selteneren Sinnbildformen, wie z. B. die sog. Brille oder die Fußspur, deren Deutung nur durch ähnliche Funde aus anderen deutschen Landschaften möglich wird, mehrmals belegt werden können. Derartige Vorkommen beweisen dann allerdings, daß auch in Schlesien treu an alter Überlieferung gehangen wird, und sie nicht nur in den recht schmucken, schlesischen Heimatmuseen konserviert



Abb. 11: Bemalte Truhe aus der Umgegend von Gleiwitz OS., deren eigenartiger Charakter deutlich von den Truhen absticht, die im reichen Bauernland links der Oder üblich sind

wird. Wer genauer hinzusehen gewohnt ist, dem begegnet landauf, landab, besonders zwischen dem Gebirge und der Oder, ein erfreulich großer Bestand an Sinnbildern. Wer weiß z. B. nicht, daß in den Bergwäldern heute noch an jedem „richtigen" Pferdegeschirr Sonne, Sechsstern, Kamm und anderes mehr sein muß? Der schöne Deichselring aus dem Münsterberger Museum gab mir z. B. Veranlassung, wie in anderen Gegenden Deutschlands auch in Schlesien nach ihnen zu suchen — so fand ich denn unter anderen einen Ring von 1871 an einem Wagen, der zufällig bei einem alten Schmied im Glatzer Land ausgebessert werden sollte. Ist es aber nicht traurig, von diesem Schmied, der alle Punzen und Hämmer noch mit der alten Geschicklichkeit führen konnte, erfahren zu müssen, sie würden heute allein darum nicht mehr bei ihm bestellt, „weil sie, nach der Arbeitszeit bezahlt, etwa zwei und eine halbe Mark kosten würden, statt vierzig Pfennige ohne Jahreszahl und Baum"? Hier ist der Hinderungsgrund kraß herausgesagt, der uns heutige Deutsche veranlaßt, alles das vollständig fallen und dann vergessen zu lassen, was unsere Großväter noch für nötig erachtet haben. Spricht für unser „modernes" Empfinden keine Frömmigkeit mehr daraus, wenn man den Ackerwagen, der den Erntesegen heimbringt, schmückt wie einen Festwagen? Erscheint nicht jedes Tun in diesem Sinne gleichsam als ein Dank, den man „sinnbildlich" ausdrückt, weil man „Worte" als zu dürftig empfindet, als ein kleiner, dauernder Ausdruck für die Ehrfurcht der ewigen Schöpfung gegenüber — das entspricht uralter, nordischer Bauernart! Gegen diese schlichte, aufrichtige Geisteshaltung ist von den „aufklärerischen" Gegnern Sturm gelaufen worden. Erst hat der eine Wissenschaftler dies für naiv und für primitiv erklärt, dann haben weitere begonnen, an völkerkundlichen Parallelen die Lächerlichkeit dieser Art Ehrfurchtsbezeigung nachzuweisen. Ein Dritter bezeichnet es sogar als ein „Erbgut, das sich auf unkontrollierbaren Wegen lebendig erhielt" und dazu aus „der Welt des Aberglaubens, der Vergröberung und trickmäßigen Ausnutzung des Volksgemütes" entstanden sei. Sie vergessen alle insgesamt, eine der Grundregeln aus der Rassenkunde auch auf die volkstümlichen Überlieferungen anzuwenden: die Beständigkeit der rassenseelischen Anlagen.



Abb. 12: Deichselring vom Jahre 1842 aus der Umgegend von Münsterberg, aufbewahrt im Heimatmuseum Münsterberg

Abb. 13: Zinnerne Schraubflasche von 1802 im Städtischen Museum zu Gleiwitz OS.



Was Strzygowski als „Spuren indogermanischen Glaubens" durch lange geschichtliche Zeiten hindurch belegt hat, gilt auch für das indogermanische Enkelkind, das deutsche, und weiterhin für das schlesische; es ist deswegen eingangs auch betont worden. Als Handwerk und Bauerntum noch fest Seite an Seite standen, konnte der „Feind" nichts gegen eine überlieferungstreue, sinnbildliche Darstellung tun. Aber seit dem Kulturkampf ist eine Bresche geschlagen worden, mit den achtziger Jahren fangen die Sinnbilder an den Bauernhäusern und überhaupt aus der „Volkskunst" an zu verschwinden und werden schließlich ersetzt durch die verschiedenen christlichen Ideogramme.

Die letzten Reste symbolischer Darstellung haben sich in das bäuerliche Brauchtum hineingeflüchtet und werden dort treulich weitergepflegt. Welch eine Fülle von Sinnbildern ist noch lebendig in Gebrauch, wenn die Mutter ihren Kindern das Bemalen der Ostereier zeigt! Wohl wissend, was zusammengehört, warnt sie, keine „Teufelskralle", d. h. einen Dreifuß auf das spitze Ende hinzumalen, wenn auf dem stumpfen Ende schon eine „Sonne" ist — es gehöre dann das dorthin, was wir heute als „Hakenkreuz" bezeichnen. Das sog. Weihekreuz mit den vier Punkten, das sechsspeichige Rad, der punktierte Sechsstern, die Herzen, Lebensbäume und Ranken, alles das lebt unter der Hand der Bäuerinnen um die Osterzeit wieder auf und wird in den Städten ohne irgend ein Aufgeld zu Markt gebracht; denn: zum Ostersonnabend gehören eben solche buntbemalten Eier auf den Markt! — Ein anderer, durch weite Teile Schlesiens verbreiteter Brauch um die Osterzeit ist das sogenannte „Kreuzelstecken". Man hat zwei Palmkätzchen und drei spannelange Kreuzel weihen lassen und steckt sie zwischen Gründonnerstag und Ostern in

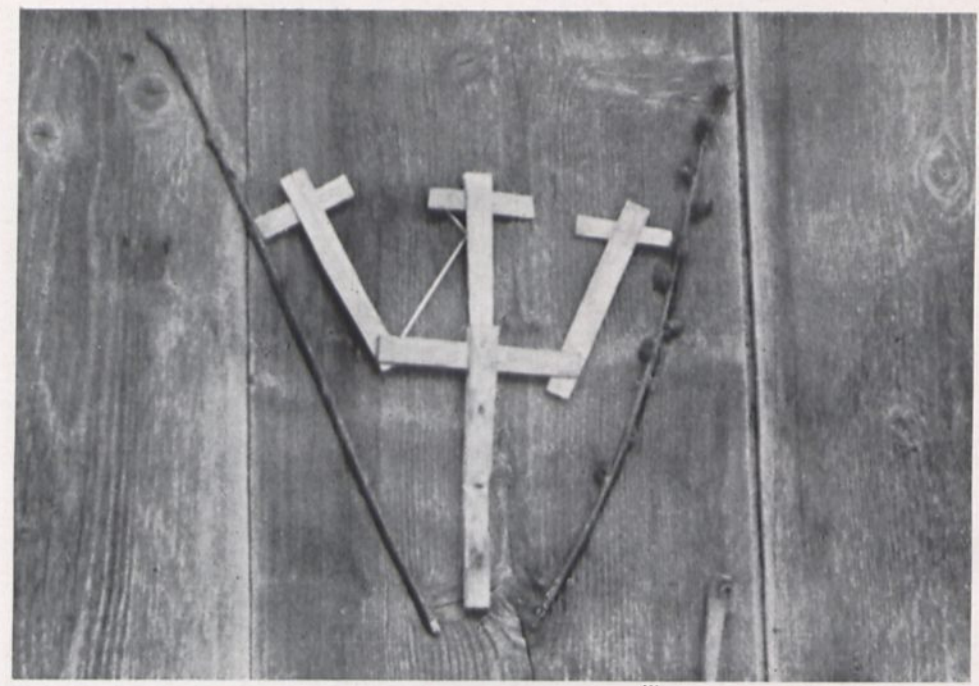


Abb. 14: Kreuzelstecken von Ostern 1938 in Gestalt der Man-Rune ᛘ an der Scheuertür eines Bauernhofes im Heuscheuergebirge, Grafschaft Glatz

seinen Acker. Diese drei nebeneinander stehenden Kreuzchen erinnern lebhaft daran, daß es in anderen Landschaften üblich ist, schon am Dreikönigstage mit Kreide drei Kreuze und das CMB auf alle Türen zu schreiben. Hier wie dort hofft man auf ein segensreiches Jahr. Wer nun bei den Glatzer Bergbauern nach diesen „Kreuzelstecken" sucht, wird gewahr, daß beide landschaftlich und zeitlich so verschiedenen Bräuche eng verwandt sind: Im Nordwesten des Glatzer Berglandes heftet man nämlich diese drei Kreuzel auch auf die Tür zu Scheuer oder Stall, und zwar ganz unverkennbar so, daß daraus die Man-Rune ᛘ entsteht. Damit hat sich gar nichts Ungewöhnliches bei den Bauern gehalten, die hart an der Grenze zum Sudetenland den Bergfluren ihren Lebensunterhalt abringen. Die uns heute so eigenartig anmutende Gestalt der Kreuzelstecken ermöglicht sogar einen Rückschluß auf die Herkunft und die Bedeutung dieses österlichen Brauches. Man vergegenwärtige sich, daß auf romanischen Taufsteinen wie auch bei der Taufwasserweihe der katholischen Kirche eine Figur erscheint, die im Gelasianischen Sakramentar des 6. Jahrhunderts festgelegt ist und noch in der editio typica des Vatikans aus dem Jahre 1920 als Man-Rune ᛘ wiedererscheint. Im Ritus der Taufwasserweihe heißen die Weiheworte: „Des Heiligen Geistes Kraft steige herab in diesen Taufbrunnen und verleihe der Wesenheit des Wassers d i e K r a f t d e r W i e d e r g e b u r t!" Zwischen diesen dreimal gesungenen Tonfolgen schreibt der Ritus vor: „Deinde sufflans ter in aquam secundam hanc figuram ᛘ", d. i. „Darauf bläst er (der weihende Priester) dreimal auf das Wasser gemäß folgendem Zeichen ᛘ". Was zu Zeiten ihrer Christianisierungsbestrebungen die katholische Kirche mit dieser „Figur" übernommen hat, darüber äußert sich ein katholischer Geistlicher im vergangenen Jahr folgendermaßen: „Zweimal im Jahre,

am Karsamstag und am Samstag vor Pfingsten, wenn der Priester das Taufwasser der katholischen Kirche weiht, weckt das Zeichen ᛉ über die Jahrtausende hinweg die Erinnerung an die Vorfahren, denen der Christenpriester den heiligen Quell im heiligen Haine zum Quell der Taufe segnete und mit dem alten Runenzeichen vielleicht ein Bewahrer alten Brauchtums war.“ (G. M. Rody.) Seit dem Gelasianischen Sakramentar, in dem das Zeichen, die Man-Rune, zum ersten Male als ein Heiliges, als ein Sinnbild überliefert worden ist, haben „Editionen“ kirchlicherseits immer wieder Sorge tragen müssen, daß die „rituellen Zeichen“ nicht in Vergessenheit geraten oder falsch ausgeführt werden möchten. Bedenken wir demgegenüber: Der schlichte Bergbauer hat in der gleichen Zeit aus der Kraft seiner blutgebundenen Sitte heraus diese gleichen Zeichen gegen alle aufklärerischen Angriffe und böswilligen Unterschiebungen wie Aberglauben, Dämonenfurcht usw. verteidigen müssen! Indem er grünende Weidenkätzchen neben die Kreuzelstecken in die junge Saat auf dem Acker steckte oder dorthin nagelte, wohin er den Erntesegen einfuhr, setzte er – für die Zweifler des 20. Jahrhunderts – unter Beweis, daß er an die „Kraft der Wiedergeburt“ ohne allen Zweifel seit Jahrtausenden geglaubt hat und weiterhin glaubt.



Abb. 15: Ostereier aus dem Städtischen Museum zu Ratibor, gekauft von Bauersfrauen aus der Umgegend während der letzten Jahre

Die Sudetenlärche, das Kleinod der schlesisch-mährischen Wälder

Geheimrat Dr. e. h. Herrmann, Breslau

Mit der Heimkehr des Sudetengaues in das Deutsche Reich, seine alte Heimat, ist auch das auf einen Teil des Schlesisch-Mährischen Gesenkes beschränkte kleine autochthone Verbreitungsgebiet der Sudetenlärche an Deutschland gefallen, und damit nicht nur die wertvollste Holzart der dortigen Wälder, sondern zugleich auch die für den Anbau in Norddeutschland neben den neuerdings anerkannten Lärchen der tieferen Lagen der Österreichischen Ostalpen allein noch in Betracht kommende Rasse der Europäischen Lärche (Larix europaea DC. = decidua Mill).

Bei der großen Bedeutung der Sudetenlärche auch für den Anbau in Schlesien, wo sie von Natur, vielleicht mit Ausnahme von Leobschütz und Neustadt OS., nicht vorkommt, dürfte es wohl angebracht sein, auch in unserem, der schlesischen Heimat gewidmeten Blatte, kurz auf diesen wertvollen Erwerb hinzuweisen.

Wie schon aus der Zugehörigkeit des Schlesisch-Mährischen Gesenkes zu jenem Gebiete, in dem sich der Übergang vom ozeanischen Klima Westeuropas zum kontinentalen des Ostens vollzieht, hervorgeht, ist die allein hier von Natur vorkommende Sudetenlärche an ein gemäßigt kontinentales Klima gebunden. Da sie überdies unter Schneedruck und Duftanhang leidet, steigt sie schon in ihrer Heimat im allgemeinen nicht über 800 Meter empor, ist also nur ein Baum des Mittelgebirges, und fehlt daher auch in den höheren Lagen des Altvatergebirges. Auch der Fundort der Lärche bei Johnsdorf am Neißedurchbruch zwischen Wartha- und Reichenstein-Gebirge, wo sie zu altdiluvialer Zeit vorgekommen ist, liegt nur in einer Seehöhe von 260 m.

Wie ihre alpine Schwester ist auch die Sudetenlärche eine ausgesprochene Lichtholzart. Da das ihr in den von ihr bewohnten mittleren Gebirgslagen zur Verfügung stehende Licht aber nicht so reich an ultravioletten Strahlen ist, wie das im Hochgebirge, so haben ihre Nadeln auch nicht das satte Grün der Alpenlärchen, sind vielmehr heller, und auch zarter und weicher, aber schwerer als die Nadeln jener. Überdies haben sie mehr den Typus eines Schattenblattes, der sie befähigt, eine mäßige Seitenbeschattung zu ertragen, worauf ihre Bedeutung als Mischholzart beruht. Daher tritt die Sudetenlärche in ihrer Heimat zumeist nur in Einzelmischung auf, eingesprengt in den Mischbeständen von Kiefer, Eiche, Birke in den tieferen Lagen, und Fichte und Tanne in den höheren, und überragt in ihnen die anderen Holzarten zumeist um mehrere Meter. In ihren natürlichen Standorten hat die Sudetenlärche selbst den abnorm kalten und lange anhaltenden Winter 1928/29 ertragen, dagegen beansprucht sie zu Beginn der Vegetationszeit größere Wärme, als ihr in größeren Höhenlagen zu Gebote stehen würde; daher meidet sie diese. Gegen Stürme hat sich die Sudetenlärche im allgemeinen standhafter erwiesen als alle anderen Holzarten.

Was die Ansprüche an den Boden anbelangen, so macht sie wegen ihrer Einstellung auf eine starke und schnelle Transpiration große Ansprüche an die Feuchtigkeit und eine gute und reichliche Durchlüftung des Bodens. Beides aber findet die Sudetenlärche in dem frischen, tiefgründigen, nährstoffreichen, humosen Lehm- und sandigen Lehmboden, wie er aus der Verwitterung der Grauwacke und des Tonschiefers hervorgeht, die ja fast allein das Grundgestein in ihrem natürlichen Verbreitungsgebiet bilden. Diese ihr hier

zu Gebote stehenden guten Waldböden im Verein mit den besonders günstigen klimatischen Verhältnissen sagen ihr so zu, daß sie, wie es in dem „Wirtschaftsplan und Summarium der Fürstlich Liechtensteinschen Forsten in Mähren und Schlesien von 1902" heißt, hier wie „Unkraut wächst", und „diese edle Holzart bei einer ausgezeichneten Güte des Holzes oft zu Riesenbäumen aufwächst". (Pfeifer „Forstgeschichte der Deutschen Ritter-Ordens-Domäne Freudenthal" S. 263.)

So hatten zwei, 1821 durch einen Sturm gefällte, damals 180 Jahre alte, „König und Königin" genannte Lärchen aus dem Forstorte Milkendorf, Sektion VI, 5, des Ebersdorfer Reviers (Forstdirektion Jägerndorf) Höhen von 54,5 bzw. 52,78 Meter und Brusthöhendurchmesser von 1,09 bzw. 1,0 Meter, und zeichneten sich überdies durch astreine, zweischnürige, vollholzige Schäfte, bei der „König" genannten Lärche von 45,51 Meter Länge aus! Auf derselben Stelle stellte ich an einer frisch gefällten Lärche in einem Alter von 310 Jahren einen Durchmesser am Stockabschnitt von 77 Zentimeter fest. Zwei Stammabschnitte von 13 und 15 Meter Länge hatten Mittendurchmesser von 49 bzw. 37 Zentimeter; der ganze Baum hatte eine Länge von 35 Meter. Auch Pfeifer (a. a. O. S. 263/264) gibt für 100- bis 120jährige Sudeten-Lärchen auf humosen und tiefgründigen Lehmböden, an Nord- und Osthängen, Höhen bis 44 Meter und Brusthöhendurchmesser bis 63 Zentimeter an.



ca. 150jährige Sudetenlärche in einem Mischbestande von Fichte, Tanne und Lärche. Die Lärchen haben Höhen bis 45 m, Brusthöhendurchmesser bis 76 cm und Inhalte bis 8 fm und darüber



Überhaltlärchen über einer Dickung von Fichte, Tanne, Douglastanne

Daß diese stattlichen Bäume auch dem scharfen Auge Friedrichs des Großen während der Kriege in Schlesien nicht entgangen sind, geht aus folgender, in den Akten des hiesigen Staatsarchivs erhaltenen Episode hervor: Um die „leeren Sandflecken" an den Seiten der neuerbauten Straße von Potsdam nach Berlin und die den „Gewässern nächstliegenden Plätze" aufzuforsten, hatte der große König den Generalmajor von Ingersleben beauftragt, sich aus Schlesien „weißen Tannen- und Lärchensamen" kommen zu lassen. Zu diesem Zwecke hatte dieser sich an den schlesischen Oberforstmeister Rehdantz gewandt. Da Lärchensamen aber in Preußisch-Schlesien nicht zu erhalten war, vielmehr aus dem österreichischen Nachbarlande hätte eingeführt werden müssen, hatte Oberforstmeister Rehdantz den General angefragt, „wie es mit den Kosten gehalten werden solle". „Um wegen dieser Kleinigkeit S. Majestät nicht zu behelligen", bat von Ingersleben den schlesischen Minister, dem Oberforstmeister die geringen Kosten zur Beschaffung des Samens aus irgendeinem Fonds zu überweiseen. Ohne aber die Antwort des Ministers abzuwarten, verpetzte er den Oberforstmeister beim Großen König, der nunmehr folgenden Befehl an den Oberforstmeister erließ:

„Besonders lieber Getreuer! Auf die in Abschrift hier beygefügte Vorstellung des General-Majors von Ingersleben befehle ich Euch hiermit, daß Ihr den auf Meine Ordre von Euch verlangten Tannen- und Lärchen-Baumsamen, ohne deshalb weitere Schwierigkeiten zu machen, zu rechter Zeit sammeln zu lassen und solchen sodann an ihn absenden sollet. Die dazu erforderlichen wenigen Kosten könnt Ihr aus denen dortigen Forst-Gefällen nehmen, und solche hierauf in Abgabe bringen. Ich bin Euer wohlaffektionierter König. Gez. Friedrich. Potsdam, den 18. Juli 1756."

Der große wirtschaftliche Wert der Lärche beruht auf ihrem vorzüglichen Holze. Im Gegensatze zu der Hochgebirgs-Lärche zeichnet sich das Holz der Sudetenlärche durch eine sehr starke Verkernung aus, und hat demgemäß einen nur sehr schmalen, selten mehr als 2 Zentimeter breiten hellgelblichen Splint und einen breiten tiefrot- oder helleren gelbbraunen Kern von vorzüglicher Qualität und daher auch vielseitigste Verwendungsmöglichkeit. Auf der Schönheit des Lärchenholzes beruht insbesondere seine Verwendung zur Möbel- und Bautischlerei, wie zu Türen, Fensterrahmen, Täfelungen usw.

Seine hauptsächlichste Verwendung als bestes Holz zu allen Wasserbauten aber und sein besonderer Wert beruht auf dem hohen Harzgehalt des Kernholzes und der dadurch bedingten großen Dauer und Widerstandsfähigkeit gegen die Atmosphärilien.

Dieser hohe Harzgehalt des an Harzgängen und -gallen reichen Lärchenholzes macht sich schon beim Abtrieb, insbesondere starker Bäume bemerkbar, indem am Stock durch Aufhebung bisher bestehender Spannungen im Stamme oft ein tiefer, vom Mark nicht selten bis zum Splint sich erstreckender Spalt entsteht, aus dem sich ein starker Harzfluß oft über die ganze Grünfläche ergießt.

Diese, im Verein mit der blutroten Kern- und Harzfarbe auffallende Erscheinung hat wohl auch Schiller zu der Walther Tell in den Mund gelegten Frage an seinen Vater veranlaßt: „Vater, ist's wahr, daß auf dem Berge dort die Bäume bluten, wenn man einen Streich drauf führt mit der Axt?"

Als Restaurator in einem alten Turm

Ernst Lange, Breslau

Oft verfängt sich ein Wind im Talkessel von Boberröhrsdorf und pfeift um den alten Wohnturm, daß das Gebälk ächzt und die viele hundert Jahre alten Linden am Hof ärgerlich knarren.

Es ist verwunderlich, wie so ein alter Turm aus längst vergessenen Tagen plötzlich das Interesse seiner Umgebung wiedergewinnt. Man ging bis vor kurzem achtlos an ihm vorüber und erinnerte sich seiner nur, wenn am Abend die Eulen und Käuze auf seinem bemoosten Schindeldach schrien.

Für die Bewohner des anliegenden Gutes hörte der Turm mit dem Keller auf zu bestehen. Dort konnte man eben noch Kartoffeln und Kohle aufheben. In den übrigen Räumen aber rieselte der Putz von den Wänden, knackten die Deckenbalken und pfiffen die Fledermäuse. „Nee, nee", meenta die Leute, „eim ala Turme scheicht's."

Ehe die schützende Hand der Denkmalpflege sein zerzaustes Dach erneuerte, glitten mitunter ein paar alte Schindeln klappernd herunter und versanken gluckend im Wallgraben. Aber das sollte sich ändern. Ganz plötzlich fingen die Wissenschaftler an, sich für den alten Turm zu interessieren. Er wurde neu entdeckt und in seinen großen Hallen noch manches mehr. Das hat aber eine lange Vorgeschichte, die zu veröffentlichen der Denkmalpflege vorbehalten bleibt.

Eine junge Kunsthistorikerin saß zu seinen Füßen, ausruhend von den tappenden Spaziergängen in der dunklen Vergangenheit. Keine beredte Urkunde verrät ein genaues Alter und den Sinn und die Art der Entstehung des Turmes im 14. Jahrhundert. Mühselig knüpft man Trümmer und Annahmen zu einer brüchigen Kette, die nur wenig Berufene deuten können. Für seine Besucher und Bewunderer wird der alte Wohnturm ein monumentaler Zeuge aus der Ritterzeit unserer schlesischen Heimat sein, als er an einer Straße zum wehrhaften Schutz der Reisenden, Kaufleute und friedlichen Ritter gegen die Raubritter der Umgebung erbaut wurde.

Eines Tages bekam der Turm ein neues Dach. Soviel kunsthistorischer Wert muß wohlbehütet sein. Die durch die vorüberrasenden Jahrhunderte arg zerzausten Innenräume wurden behutsam in Ordnung gebracht. Unendlich umfangreiche und mühselige Arbeit ist schon getan worden und muß noch geleistet werden, ehe alle Zerstörung beseitigt ist und alle Schätze gehoben sind.

An einem freundlichen Herbsttag, mit vielen Malutensilien bepackt, gingen wir über die nassen Wiesen vom Bahnhof das Dorf hinunter zum alten Turm. Gleich einem gewaltigen Felsklotz steht er am Boberufer, das Tal nach allen Richtungen beherrschend. Um einen kleinen Vorhof schmiegen sich die Wohnhäuser des Gutes, die sicher Erweiterungen alter Burggebäude sind. Kalt ist es im kleinen Vorhof. Die Linde am Turmtor hat die Steinstufen mit ihren Wurzeln auseinandergesprengt und durcheinandergeworfen. Man muß sie erst eine Weile in Gedanken ordnen, um zu finden, wie man ohne zu stolpern zur Tür hinauf oder wieder herab kommt. Durch zerbrochene Fenster blies uns der Wind Staub ins Gesicht und ließ uns Lehmstückchen von der Decke in den Nacken fallen. Nach einer alten, knarrenden Holztreppe nahm uns die Stille des Freskensaales auf.

Sonne flackerte durch die wenigen Fenster. Der Herbstwind klirrte mit den zerbrochenen Scheiben. Tiefe Fensternischen mit Steinbänken und schmalen gotischen Fenstern verschluckten das Licht. Verrußt und angebrannt sind die Deckenbalken. Als unsere Augen das dämmrige Licht genügend einfingen, sahen wir die Arbeit vor uns.

Große, undefinierbare Farbflecken waren mit unzähligen Splittern und Fetzen alter Kalktünche übersät. Zahllose Löcher und Risse glichen großen Wunden, die die gleichgültige Zeit fraß. Erschüttert betrachteten wir den Torso einer ehemals leuchtenden und erzählenden Wanddekoration.

Jetzt dachten wir erst einmal daran, uns etwas einzurichten, um uns dann mit der Arbeit auseinanderzusetzen. Aus alten Brettern und Latten zimmerten wir eine lange Bank für die Malutensilien. Ohne einen Tisch und irgendeine Sitzgelegenheit könnte man es nicht den ganzen Tag in einem so großen Raum, von der Außenwelt abgeschlossen, aushalten. Und so entstand in kurzer Zeit ein riesiger mittelalterlicher Tisch, ein Armsessel und Hocker.

Heut weiß ich es, daß es richtig war, etwas Zeit für die Ausschmückung unserer Arbeitsstätte zu verschwenden, denn manche Zeit verbrachten wir an unserem Tisch in ernsthafter Unterhaltung über die Arbeitsmethoden.

Als wir alles nun soweit eingerichtet hatten und unter anderem auch das Gerüst betrachteten, fiel uns ein ganz und gar passender Vergleich ein. In dem blendend hellen Scheinwerferlicht, das für diese Arbeit besonders angelegt wurde, wirkte das Gerüst wie eine provisorisch errichtete Bühne, mit den Wandmalereien als Kulisse. Das wurde nun unsere Kleinkunstbühne, — wirkliche „Kleinkunstbühne". Hier sollten wir uns produzieren und aus Staub, Schutt und Fleckchen ein leuchtendes Dokument der Kulturgeschichte Schlesiens hervorzaubern. Wenn ich den Tatbestand bedenke, überläuft mich heut ein gelindes Gruseln, so entsetzlich zerstört war alles. Wir bezauberten uns aber an dem wirklich besonderen Rahmen dieser Arbeit und der Tatsache einer Restaurierung von bedeutendem kunsthistorischem Wert. Also griffen wir tief in die Kiste bisher gesammelter Erfahrungen, stiegen auf unsere Bühne und legten los.

Nun stelle man sich aber nicht vor, daß tosender Arbeitslärm den Raum erfüllte. Zwar hüllten uns von Zeit zu Zeit beißende Staubwolken ein, aber tiefste Stille blieb in dem Saal, trotz eifrigster Arbeit.

Eine derartige Beschäftigung wird nicht nach Quadratmeter abgeleistet. Millimeter um Millimeter legten kleine Messerchen den kostbaren Schatz frei. Immer wieder glitten Kratzeisen, Staubpinsel und Knetmasse über einen Fleck, die unzähligen Kalksplitter und den jahrhundertealten Staub zu entfernen, ehe lichte Farben und deutliche Konturen zum Vorschein kamen. Tage vergingen, Wochen verstrichen, ehe überhaupt ein größerer Fort-



Der Boberröhrsdorfer Turm
Bleistiftzeichnung von E. Lange

schritt festzustellen war. Mit so manchem Seufzer knüpften wir den geplatzten Geduldsfaden wieder zusammen. Bisher unsichtbare Löcher und Risse traten in erschreckender Anzahl hervor und mußten zum besseren Haften des Putzes aufgekratzt werden. Überwinternde Fliegen und Käfer kamen mit steifen Beinen und klammen Flügeln hervor und wärmten sich in dem Scheinwerferlicht auf. Manchmal rieselte bei der leisesten Bewegung eine große Menge feiner Sand aus einem kleinen Loch und seine ganze Umgebung lief hohl. Oft bleibt die Malerei nur als dünne Schwarte übrig. Da heißt es schnell festhalten und vorsichtig mit feinem Putz festkleben.

Mancher Quadratmeter mußte auf diese Weise mit unzähligen kleinen und kleinsten Löchern festgeklebt werden. Das sieht dann aus, als ob eine Ansammlung zahlloser Löcher durch ein paar Farbreste zusammengehalten werden.

Der gesamte Vorgang ist zwar systematisch, aber oft muß ein Arbeitsgang mit dem folgenden verknüpft werden, um überhaupt etwas zu erhalten. Da muß bei der Freilegung schnell etwas Putz her, damit ein paar Trümmer nicht ganz abfallen, oder beim Verputzen einen Tupfen Farbe schnell mischen, damit der alte Ton erhalten bleibt. Jeder Arbeitsgang muß auch mit besonderer Liebe und Sauberkeit erledigt werden, ob beim Freilegen, Abfegen oder Verputzen, immer handelt es sich um die Erhaltung von Werten, und es darf keine Kratzspuren geben, kein Farbhauch beim Abstauben oder Reinigen überhaupt verschwinden, und der neue Putz darf auf keinen Fall auch nur einen Millimeter über den

Rand des winzigsten Loches herauskommen, noch das Bild mit einem Kalkschleier um die Löcher verschmiert werden.

Es ist nicht vorstellbar, welch eine durchgreifende Veränderung allein das Ausfüllen sämtlicher Putzbeschädigungen herbeiführt. Mit einem Mal wird das bisher fast undefinierbare Gewirr von Konturen, Farbflecken und Buchstabenresten eindeutig und klar. Nun ist es in einem gewissen Grad eine Kleinigkeit, den gesamten Eindruck zu vollenden. Mit neuem Schwung nahmen wir Pinsel und Palette und entfernten jeden störenden Fleck.

Für diesen Teil der Restaurierung muß wohl der Betreffende das größte Feingefühl aufbringen. Es handelt sich absolut nicht darum, zu ergänzen oder „auf neu" zu arbeiten. Durch das Entfernen der Kalksplitterchen markieren sich kleine helle Flecken, die durch einen entsprechenden Farbtupfen unsichtbar werden. Ebenso verfährt man mit den zugefüllten Löchern. Aber je größer so ein Putzfleck ist, um so schwieriger ist es, ihn zum gesamten Bild zu stimmen, daß er weder stört noch einen falschen Eindruck erzeugt. Die größte Schwierigkeit ergibt sich, wenn so ein großer Fleck das Bild einer unbekannten Zeichnung zerstört. Da heißt es, wohl mit einem gewissen Temperament, aber ohne fremdes Beiwerk, ohne Betonung der eigenen Person, zeitlos den Fehler in den Gesamteindruck der alten Malerei einzuordnen.

Also jene erwähnte Kleinigkeit ist eben das unerhörte Feingefühl des Restaurators und die stete Vorstellung und große Liebe zur Sache, das Betreffende in absoluter Reinheit zu erhalten, ohne fremdes Beiwerk und, wenn es nötig ist, etwas Schwung hineinzubringen, dann aber mit einer maßvollen Zurückhaltung.

Die Restaurierererei ist eine besondere Sache. Sie ist zwar nichts Geheimnisvolles, aber dadurch, daß sie sich so unter Ausschluß der Öffentlichkeit abspielt, dichtet man ihr gern den geheimnisvollen Nimbus an. Erlebt ein Laie einmal diesen Vorgang, so staunt er über die Unzahl kleinster Vorarbeiten, die geleistet werden müssen, ehe überhaupt ein



Holzkonstruktion im Boberröhrsdorfer Turm

Bleistiftzeichnung von E. Lange

Strich zur eigentlichen Vollendung getan werden kann. Der Zuschauer stellt sich dazu je nach Gemütsart ein, aber noch nie erlebte ich, daß jemand auch nur den Gedanken hatte, mitzumachen. „Nee, wissa se", sagte man uns in Boberröhrsdorf, „fünf Minuta, dann nahmta ich an grußa Hamma, un schloagte dan goanza Plunda runta!"

Eine wichtige Rolle in dieser Arbeit spielte der Einfluß der Umgebung. Es handelte sich bei dieser Aufgabe, wie so oft, nicht um eine, die in einem bestimmten Raum ist. Hier sollte der gesamte Raum, die Deckenbalken, Nischen usw., räumliche und farbliche Stimmung zueinander in Beziehung gebracht werden. Und nicht zuletzt baut sich beim Betrachten der Malerei die gesamte Architektur des Turmes, sein Material, das 13 Meter hohe Dach, die imposanten Holzkonstruktionen und seine nähere und weitere Umgebung in Gedanken mit auf.

Oberflächlich betrachtet, sehen sich die Restaurierungen alter Wandmalereien sehr ähnlich — lebt man sich aber erst in die Sache hinein, so schält sich der grundsätzliche Unterschied im Charakter und damit auch in den Arbeitsmethoden heraus.

Für unsere gesamte Umgebung hatten wir offene Ohren und Augen, und der alte Turm hat uns manches mehr anvertraut, als einem bloßen Beschauer, der mit verschlossenem Herzen eine Sehenswürdigkeit nur registriert.

Ehe wir den alten Turm verlassen, wandern unsere Blicke aus den kleinen Dachfenstern über die Hügel das Bobertal entlang und in allen Windrichtungen in die schöne Landschaft.



Am Eingang zur Sattlerschlucht (Boberröhrsdorf) Photo: Dr. Pampuch

Zwei mittelalterliche Wohntürme bei Löwenberg und ihre Beziehungen zur Gegenwart

Dr. Kurt Langenheim, Danzig

Die wenigen noch erhaltenen Wohntürme in Schlesien sind schon mehrfach im heimatkundlichen Schrifttum vorgeführt und behandelt worden[1]. In diesem Aufsatz möchte ich nun zwei derartige Bauten aus dem Dorfe Groß Rackwitz bei Löwenberg vorführen und ihre eigenartigen bis in die heutige Zeit wirksamen Beziehungen aufzeigen.

Im Dorfe Groß Rackwitz gibt es zwei Lehngüter. Das eine ist das alte königliche, das andere ist ein ursprünglich städtisches Lehngut. Beide Güter sind durch z. T. wohlerhaltene Wohntürme ausgezeichnet. Das alte königliche Lehngut ist vor mehreren Jahrzehnten von seiner alten Stelle verlegt worden. Die frühere Hofstelle ist auf alten Plänen noch zu ersehen (Abb. 2). Einsam steht hier heute nur noch das turmartige Gebäude, „das Steinigt" genannt (Abb. 1). Das Gebäude ist dreigeschossig, das Mauerwerk besteht aus großen Sandsteinblöcken. Die ungleich großen Fenster sind mit großen Sandsteinblöcken eingefaßt. Von Norden her führt ein kleiner, niedriger Eingang ins Innere. Das Gebäude wird heute als Speicher und Wäschetrockenraum benutzt. An der auf dem Bilde abgewendeten Seite ist im dritten Geschoß noch der Ausgußstein der Küche erhalten. Ein Rauchfang ist weder im Innern noch außen zu erkennen.

Der zweite Wohnturm im Städtischen Lehngut erhebt sich, malerisch von wildem Wein umrankt, dicht an der Dorfstraße im Garten des Gehöftes (Abb. 4). Der Turm trägt ein sicher jung aufgesetztes, allseitig abgewalmtes Ziegeldach, das ihm ein gemütliches Aussehen verleiht. Auch an diesem Gebäude haftet der Name „das Steinigt". Der ursprüngliche Eingang zu diesem wiederum dreigeschossigen Turmbau befindet sich erst im dritten Geschoß an der Westseite (Abb. 3). Die großen Sandsteinfelsen der Türfassung sind nunmehr zum Teil zugemauert, der jetzige Eingang ist deutlich ein späterer Durchbruch. Sehr interessant sind die schmalen schlitzförmigen Fensteröffnungen, die zum Teil von Monolithen eingefaßt sind. Durch diese schmalen Fensteröffnungen wird der wehrhafte Charakter des Gebäudes besonders betont. Im Obergeschoß ragen rund um das Gebäude herum aus der Sandsteinmauer Kragsteine heraus, die wohl ursprünglich einem hölzernen Wehrgang als Unterlage dienten. Ob das sicher jüngere heutige Dach in alter Höhe sitzt, erscheint fraglich. Die Nutzung ist wie bei dem zuerst beschriebenen Turm die gleiche, er dient als Abstell- und Speicherraum. Das oberste Geschoß hat noch vor einigen Jahrzehnten als Notwohnraum gedient, die Bretterwände der einzelnen Wohnräume sind noch erhalten, jedoch wird ihr Alter das des Turmes nicht erreichen, wenn die Raumeinteilung auch ähnlich der von ehedem gewesen sein dürfte. Eine Esse ist auch in diesem Turm anscheinend nicht erhalten. Es wäre immerhin wichtig, daß diese beiden Wehrbauten des bäuerlich-bürgerlichen Standes als Denkmäler des deutschen Mittelalters in der Umgebung einer der ältesten deutschen Städte in Schlesien einmal von fachkundiger Hand aufgemessen und beschrieben würden.

Der Grund nun, warum ich hier diese beiden Türme kurz beschreibe und abbilde, liegt nicht so sehr in irgendeinem denkmalpflegerischen Gedanken begründet, sondern zielt in ganz andere Richtung. Die früheren Besitzer und wohl auch Bewohner, ja vielleicht sogar Erbauer dieser Gebäude sind uns bekannt. Es sind die Löwenberger Patrizierfamilien Wirth und Reusner. Über das Geschlecht Wirth ist das Nötige im Genealogischen Hand-



Abb. 1: Das „Steinigt" des königlichen Lehngutes in Groß Rackwitz

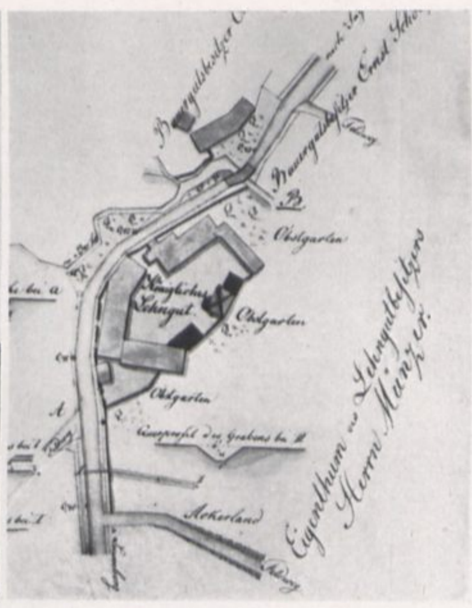


Abb. 2: Ein alter Plan zeigt die Hofstelle des früheren Gutes, von dem nur noch der angekreuzte Wohnturm steht

buch bürgerlicher Familien Band XII S. 529 ff. nachzulesen. Aus dieser Familie stammt auch der Domherr Peter Wirth, der Rektor und Professor an der Universität in Leipzig war und 1521 in Rom starb. Sein Bruder Georg war Leibarzt des Königs Ludwig von Ungarn und starb 1524 in Görlitz. Zwei weitere Brüder lebten in Löwenberg. Michael war dort Bürger und Schöffe des Königlichen Hofgerichts für das Weichbild Löwenberg. Seine Frau war eine Magdalena Reusner. Bernhard Wirth war zur gleichen Zeit Bürgermeister dort, und ihre Schwester Anna war an einen weiteren Löwenberger Bürgermeister Christoph Fritschner verheiratet.

Die Familie Reusner hat eine ganze Anzahl gelehrter Männer hervorgebracht, die an den mitteldeutschen Universitäten in Wittenberg, Leipzig und Jena eine Rolle gespielt haben. Eigenartigerweise sind es gleich drei Brüder, Söhne des Löwenberger Bürgers und Ratsherrn Franz Reusner und seiner Frau Barbara, geb. Fritschner, die ihre Vaterstadt verlassen und Gelehrte werden. Der seinerzeit berühmteste ist Nikolaus Reusner, * 1545, † 1602 (Abb. 5). Die Allgemeine deutsche Biographie berichtet ausführlich über ihn. Er war Jurist sowie ein berühmter Redner und Dichter. Sein Bruder Elias Reusner, * 1555, wurde Mediziner und Universitätsprofessor in Jena, dortselbst starb er 1612 an der Pest. Ein dritter Bruder Jeremias[2], * 1557, wurde Graf Salmscher Rat und starb ebenfalls an der Pest in Neuburg am Inn 1599. Ein Neffe dieser eben genannten war Jeremias Reusner, * 1590, † 1652. Er wurde zum Teil mit Hilfe seiner Onkel Jurist und Professor in Wittenberg. Auch er ist in der Allgemeinen deutschen Biographie genannt. Die Familie Reusner ist dann nach dem Dreißigjährigen Kriege ausgewandert, ihr Haus am Ring wurde 1681 verkauft.

Dieser Jeremias Reusner gehört nun zu meinen direkten Vorfahren und damit ergeben sich die Beziehungen zu den eingangs beschriebenen Wohntürmen.

XIV Simon Reusner, 1480 als Besitzer des Städtischen Lehngutes in Groß Rackwitz, 1486 vom Löwenberger Rat als Mühlherr für die Niedermühle genannt.

XIII Jakob Reusner,

XII Nicolaus Reusner,
∞ ... Gleißenberg.

XI Franz Reusner, Bürger und Ratsherr in Löwenberg, * 1521; † 1576 IX 21;
∞ (um 1550) Barbara Fritschner aus Löwenberg.

X Franz Reusner, Bürger in Löwenberg (* um 1550);
∞ (vor 1590) Martha Homberger aus Lüben.

IX Jeremias Reusner, Prof. jur. in Wittenberg, * Löwenberg 1590 V 4; † Wittenberg 1652 IX 29;
∞ 1618 XI 23 Anna Maria Schröter, * Jena; † Wittenberg 1666 VIII ...

VIII Dorothea Reusner, * Wittenberg 1637 VI 4; † Lübeck 1706 VII 25; ∞ 1654 VI 20

Samuel Pomarius, Pastor und Superintendent in Beschine bei Wohlau, Siebenbürgen, Magdeburg und Lübeck;
* bei Winzig, Kr. Wohlau, 1624 IV 26; † Lübeck 1683 III 2.

VII Dorothea Pomaria, * Magdeburg 1664 XI 19; † Lübeck ...; ∞ 1685 VI 15

Jacob v. Melle, Pastor und Superintendent in Lübeck;
* Lübeck 1659 VI 17; † Lübeck 1743 VI 21.

VI Margareta Eugenia v. Melle, * Lübeck 1704 I 31; † Lübeck 1779 I 13; ∞ 1721 II 17.

Berend Bruns, * Lübeck 1693 VIII 2; † 1756 IX 23,
Kaufmann und Senator in Lübeck;

V Jacob Eberhard Bruns, * Lübeck 1725 I 21; † Lübeck 1795 II 20, Kaufmann und Senator in Lübeck;
∞ 1753 IV 23 Gertrud Elisabeth Woldt;
* Bordeaux 1728 VIII 29; † Lübeck 1762 VIII 6.

IV Berend Bruns, * Lübeck 1754 VI 13; † Lübeck 1817, Kaufmann in Lübeck;
∞ 1782 X 22 Maria Dorothea Haack;
* St. Petersburg 1760 I 23/12; † Lübeck 1832 III 16.

III Eduard Bruns, * Lübeck 1799 VIII 16; † Lübeck 1879 II 25, Hofpächter in Redingsdorf bei Eutin;
∞ 1841 III 31 Ida Gädeke, * Lübeck 1806 I 6;
† Lübeck 1892 I 10.

II Hermann Bruns, * Redingsdorf 1842 III 3;
† Redingsdorf 1916 IX 24, Hofpächter in Redingsdorf;
∞ 1871 IX 22 Marie Stockmann, * Steinrade 1849 III 21; † Redingsdorf 1922 XII 1.

I Ida Sophie Elisabeth Bruns, * Redingsdorf 1872 XI 19; ∞ 1902 IV 2

Otto Gerhard Sophus Langenheim,
* Bergfeld b. Schönwalde 1869 VII 16;
Landwirt, Hofpächter in Vinzier.

Kurt Maximilian Hermann Langenheim, * Redingsdorf 1903 I 21.
Dr. phil., Museumsdirektor in Danzig.



Abb. 3:
Von Nordwesten her stört der neue Anbau etwas den Eindruck, aber der alte Zugang im dritten Geschoß ist deutlich erkennbar. Zu ihm führte sicher eine Holztreppe.



Abb. 4:
Von wildem Wein malerisch umrankt zieht „das Steinigt" des städtischen Lehngutes in Gr. Rackwitz von der Dorfstraße die Blicke auf sich

Abb. 5:
Sein eigenes Bild nach einem Holzschnitt fügte Nicolaus Reusner seinem Stammbuch bei





Abb. 6:
Neben seinem Porträt findet sich dort auch sein handgezeichnetes Wappen, rechts rot-silber, links schwarz-gold in den Farben

Diese Liste beruht bis zur Generation VI auf Archivalien im Lübecker Staatsmuseum, für VII–XIV auf Jacob v. Melle in Notitia Maiorum, Leipzig 1707. v. Melle geht, wie ich hier in Breslau nachprüfen konnte, auf Leichenpredigten zurück. Simon Reusner wird von Sutorius, Die Geschichte von Löwenberg, Bd. I, S. 172, genannt.

Als mir diese Beziehungen zu den noch heute stehenden Wohntürmen bekannt geworden waren, habe ich mich um eine Stammtafel der Familie Reusner bemüht. Die hier eben vorgelegte direkte Abfolge von Simon Reusner, dem von Sutorius genannten Besitzer des Städtischen Lehngutes, hatte ich bereits früher dem Werk von Jacob v. Melle: Notitia Maiorum, Leipzig 1707, entnommen. Nunmehr versuchte ich, diese Angaben Melles nachzuprüfen. Das reiche Material der Breslauer Stadtbibliothek an Leichenpredigten enthält derartige Predigten über mehrere Träger des Namens Reusner. Weitere Angaben, die aber zum Teil immer auf diese Leichenpredigten zurückgingen, fand ich bei

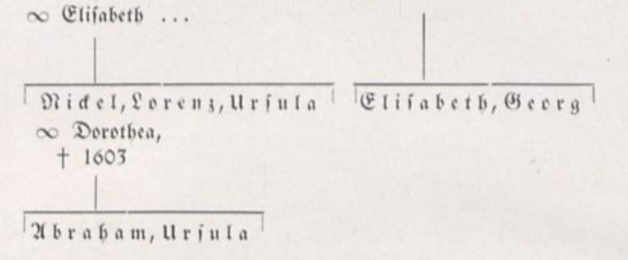
1. Naso, Phoenix Redivivus 1667,
2. N. Henel, Selesiographia 1704,
3. Cunrad, Silesia Togata 1706,
4. (Th. Kruse), Vergnügung müßiger Stunden, 1720, Teil XVI, S. 346 ff.,
5. Sinapius, Schlesischer Adel und schlesische Curiositäten, 1728, Band II, S. 918,
6. Kundmann, Silesii in nummis, 1738, Taf. 20,
7. Ehrhardt, Presbyteriologie des evangelischen Schlesiens, 1780, Bd. I, S. 351, Bd. III, S. 386 und 388,
8. Sutorius, Die Geschichte von Löwenberg, 1784, Bd. I, Bd. II 1787,
9. Jöcher, Gelehrten Lexikon.

Während Naso und Henel nur eine Liste verschiedener Reusners geben mit kurzen Angaben, bringen Cunrad und Ehrhardt rückgehend auf Leichenpredigten kurze Lebensläufe. Einen ersten Stammbaum stellt dann Kundmann auf. Jedoch ist diese Stammtafel zum Teil irrig. Besonders scheint mir der Matthäus Reusner, auf den eine Goldmünze in Breslau geprägt wurde, nicht an den richtigen Platz gestellt zu sein. Eine genaue Berichtigung der Kundmannschen Aufstellung würde hier jedoch zu weit führen.

Weitere Untersuchungen im Breslauer Staatsarchiv sowie im Breslauer Stadtarchiv ergaben noch zahlreiche Träger des Namens, die wohl sicherlich zur ganzen Familie zu rechnen sind, obwohl es mir bisher noch nicht gelungen ist, einen direkten Zusammenschluß zu finden. Recht interessant sind einige Feststellungen über das Wappen der Familie. Der bereits erwähnte Nicolaus Reusner führt in seinem Stammbuch, das in der Breslauer Stadtbücherei bewahrt wird, ein Wappen, das ich hier dank dem freundlichen Entgegenkommen von Herrn Dr. Wermke und Dr. Bahlow abbilden darf (Abb. 6). Auf anderen Schriften im Breslauer Stadtarchiv befinden sich jedoch einige Siegelabdrücke neben Unterschriften von Angehörigen der Familie Reußner – die Schreibung des Namens wechselt –, die ein ähnliches Wappen zeigen, nur daß hier die Schrägbalken des linken Schildteiles schräg rechts gehen, statt schräg links, wie im Wappen des Nicolaus (Abb. 8). Ein anderer Siegelabdruck zeigt nur den steigenden Löwen nach rechts (Abb. 7). Es scheint mir, als ob dies letztere Wappen vielleicht das ursprünglichere ist gegenüber dem gespaltenen Wappenschild des Nicolaus. Der schwarzgoldene Schildteil ist vielleicht auf die kaiserliche Adelsbestätigung für Nicolaus Reusner im Jahre 1594 zurückzuführen. Im Breslauer Staatsarchiv konnte ich erfreulicherweise auf Vorarbeiten des früheren Staatsarchivdirektors Dr. Wutke zurückgreifen, der vor einiger Zeit bereits auf Anfrage eines noch jetzt lebenden Trägers des Namens von Reusner das Schweidnitz-Jauersche Landbuch durchgesehen hatte. Für die Erlaubnis, diese Schriften einsehen und sie für diesen

Zweck veröffentlichen zu dürfen, danke ich Herrn Direktor Dr. Randt auch an dieser Stelle, sowie Herrn Dr. Bruchmann für den Hinweis auf diese Quellen. Es ergibt sich aus diesen Notizen über Reusners in Groß Rackwitz und der Umgebung von Löwenberg folgende Stammtafel:

Hans Reusener	Nickel Reusener	Peter Reusner	Georg Reusner
1532 Lehnschulze in Seitendorf, 1575 Vormund	Besitzer in Groß Rackwitz; † 1575; kauft 1538 Vorwerk zu Groß Rackwitz ∞ Elisabeth ...	kauft 1590 Lehnwiese zu Groß Rackwitz, gen. Mühlwiese † 1598, ∞ ...	1598 Besitzer zu Wilmsdorf, Vormund
Hans Reusner kauft 1598 Mühlwiese in Groß Rackwitz, 1603 als Vormund genannt.	Nickel, Lorenz, Ursula ∞ Dorothea, † 1603	Elisabeth, Georg	
	Abraham, Ursula		





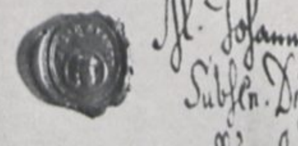


Abb. 7:

Der Siegelabdruck der Barbara Reußner, geb. Gierisch, zeigt nur den steigenden Löwen auf dem Dreiberg mit dem Stern in der erhobenen Tatze nach rechts. Ihr Beistand Pfarrer Johannes Reußner (ob ihr Schwager?) führt das Haupt Johannes des Täufers im Siegel.

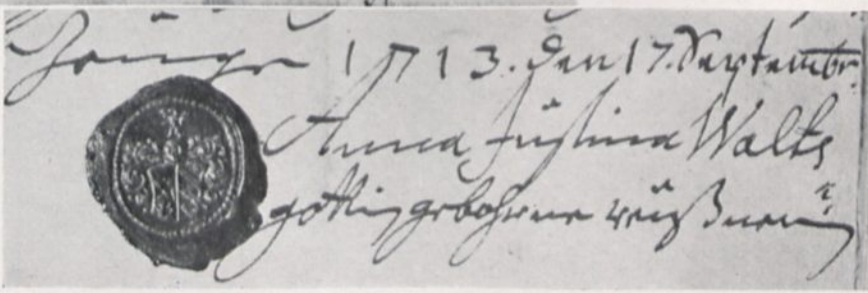


Abb. 8:

Anna Justina Waltsgott, geb. Reußner, siegelt mit einem ähnlichen Wappen wie Nicolaus R. (Abb. 6)

Es handelt sich bei den Eintragungen im Schweidnitz-Jauerschen Landbuch um Verkäufe und Vormundschaften, aus denen die einzelnen Abstammungen klar hervorgehen. Mir scheint, daß Hans und Nickel Reusener, von denen Hans, der Vormund für die Kinder des 1575 gestorbenen Nickel wird, Brüder sind, ebenso wie mir Peter und Georg Reusner Brüder zu sein scheinen, da Georg 1598 als Vormund für die Kinder des Peter eingesetzt wird. Der Zeit nach könnte es stimmen, wenn diese beiden Brüderpaare an die in der Kundmannschen Stammtafel genannten Enkel des Simon Baltasar und Albinus angehängt würden. Doch sind dies vage Vermutungen, auch konnte ich bisher noch nicht die Unterlagen nachprüfen, auf Grund derer Kundmann zu diesen Namen kommt.

Über die ältere Herkunft der Familie Reusners kann ich nur das anführen, was Th. Kruse über Nicolaus Reusner sagt. Aus Kruse schöpft Sinapius. Danach sollen die Reusners aus Ostungarn und Siebenbürgen nach Löwenberg und Umgebung gekommen sein. Die Richtigkeit dieser Angabe konnte ich nicht nachprüfen. In diesem Zusammenhang sei jedoch darauf verwiesen, daß im Anfang des 16. Jahrhunderts Reusners Teilhaber sind von Goldbergwerken im Reichensteiner Gebiet. Vielleicht sind diese Beziehungen nach Südosten älter und gibt der Name Reusner oder Reußner einen Fingerzeig auf den alten Reußenhandel nach Rot-Rußland? Es könnte dann vermutet werden, daß der Familienname an die Herkunft oder an die Tätigkeit im Reußenhandel erinnert.

Als ich die beiden Wohntürme von Groß Rackwitz auf einer Radfahrt durch das schöne schlesische Vorgebirgsland das erstemal sah, war die Dunkelheit bereits hereingebrochen. Am andern Tage besuchte ich die heutigen Besitzer und besichtigte unter deren freundlicher Leitung die beiden Gebäude. In ihren grauen Mauern stellte ich mir vor, daß hier einst vielleicht die Wiege meiner Vorfahren bis ins 13./14. Glied gestanden haben könnte. Damit waren die bis dahin leblosen Vorfahrenlisten zu einem besonderen Leben erwacht und die lebendigen Beziehungen zu meinem heutigen Arbeitsgebiet waren mir als geborener Schleswig-Holsteiner durch diese familiengeschichtlichen Bindungen gegeben.

Wenn ich auch zugebe, daß bei der von mir aufgestellten Abstammungsliste meine eigene Arbeit im wesentlichen aus Abschreiben alter Nachrichten besteht, die es ermöglichen, fünf Jahrhunderte fast zurückzukommen, so ist aber doch wohl eine Nutzanwendung allgemeiner Art aus diesem Beispiel zu ziehen. Man sollte nie verfehlen, bei familiengeschichtlichen Forschungen an den Lebensort der ermittelten Vorfahren zu gehen, um sich dort die Umwelt der Urväter anzusehen. Sehr leicht wird es möglich sein, das alte Häuschen noch anzutreffen oder einen Grabstein auf dem verträumten Dorffriedhof zu finden; auch ein Photo der Kirche selbst, in denen unsere Voreltern getauft und getraut wurden, gehört in eine Familienkunde. Und so möchte ich zum Schluß allen Familienforschern und denen, die es werden wollen, zurufen, geht hin in eure Heimat und seht euch das Land an, aus dem letzten Endes auch ihr stammt. Vom Bauern und Landbewohner stammen wir alle, die heutige Stadt ist familien- und geschlechterzehrend.

---

[1] M. Hellmich: Schlesische Speicher und Wohntürme. Schles. Illustr. Zeitung 1930, Nr. 41.
dto.: Burghügel im Bober-Katzbach-Gebiet. Altschles. Blätter 1936, S. 103 ff.
R. Probst: Frühdeutsche Wohntürme. Altschles. Blätter 1938, Nr. 3, S. 103 ff.

[2] In der allgemeinen deutschen Biographie a. a. O. ist auch der Breslauer und Zittauer Arzt Bartholomäus R. als Bruder des Nicolaus genannt. Ich möchte mich hier jedoch Kundmann in Silesii in Nummis anschließen, der Bartholomäus als Sohn des Ratsherrn Bartholomäus R. anführt. Auch die Geburtsdaten stimmen nicht recht überein. Der Graf Salmsche Rat Jeremias wird wohl identisch sein mit dem fürstl. liegnitzischen Rat, der jedoch nicht nachzuweisen ist.



Abb. 1: Kerzenzieherei mit den alten Geräteformen

Wachskerzler oder Lichtelzieher ein sterbendes Handwerk?

Dr. Eduard Werner, Breslau

Wenn wir mit dem Wachsstock suchen Pfeffernüß und Honigkuchen – summ, summ, summ, Bienchen summ herum!" So sangen wir als kleine Gernegroße im ersten Schuljahre mit großer Begeisterung, und unsere Stimmen zeichneten sich mehr durch Lautstärke als durch Wohllaut aus. Wir dachten dabei an den Gabenteller am St. Nikolaustage, dessen Mitte ein kleiner bunter Wachsstock zierte, umgeben von rotwangigen Äpfeln und Nüssen, oder an den Christbaum mit seinen hellen Lichten, den schönen großen Wachsstock mit den Engelsköpfen, der neben den andern bescheidenen Gaben nicht fehlen durfte, sollte er uns doch während der Christnacht das Dunkel der Kirche erhellen.

So ist das alte ehrsame Handwerk der Wachskerzler oder Lichtelzieher mit dem Kult der Kirche seit altersher eng verbunden und verdankt ihr und dem einstigen Luxus der Fürstenhöfe und Patrizierhäuser Förderung und Gedeihen.

Wo es seinen Ursprung hat und ob es von den westfranzösischen „chandeliers" abstammt, manche alte Bezeichnung von seinem Handwerksgerät weist wohl darauf hin, wissen wir nicht. Es mag wohl im 9. Jahrhundert entstanden sein, als die Kerze den Kienspan verdrängte.

Den Rohstoff für das Werk der Wachszieher lieferten in alter Zeit die Zeidler, die den Bienen Honig und Wachs „abjagten". Der Honig wurde zum Pfefferkuchen- oder Lebzeltebacken und zum Metbrauen oder Honigweinherstellen von ihnen verwendet. Diese drei Handwerke: Wachskerzenziehen, Lebkuchenbacken und Honigbier- oder Metbrauen waren ehemals in einer Person vereinigt, und man findet es zuweilen auch heute noch so in Österreich oder Süddeutschland.

Daß dem so war, erfahren wir vom Kaiserlichen Hofprediger in Wien, Abraham a Santa Clara (1644–1709).

„Die Lebküchler und Wachskerzler, die zwey seynd an den meisten Orthen eines Gewerbes / weil sie beede nur eine Werkstatt haben / bekanntlich den Imben oder Bienen-

korb / worin Wachs und Honig zugleich gemacht wird / das erste wird mehrenteils zu Gottes Ehr angewandt / das andere brauchen die Lebzeltner für Schlecker-Bissel des menschlichen Appetittes / das Honig ist zu allen Zeiten eine beliebige und angenehme Speiss gewesst. / Die Bären seynd solche geschleckige Kärnschneider / dass sie des Honigs halber alles ausstehen / und weilen in Pohlen die Bienen oder Immen in den hohlen Bäumen pflegen das Honig zu sammeln / also seynd die Bären solche schlauche Gesellen und Honigdieb / dass sie mit großer Müh auf solche Bäumer steigen wegen des süssen Raubes / dahero die Jäger unter das Loch / woraus die Bären das Honig nehmen / einen schwehren Schlegel hencken / wann nun der verstohlene Grosskopf den Schlegel in die Höhe schupft / so fällt solcher allemahl mit grosser Gewalt zurück / und gibt den Gesellen ein schröddliches Hirn-Bäzel / welches so offt wiederholter den Bären also schwächet und thämisch machet / dass er endlich kraftlos herunter fallt / und den Jägern in die Hände gerathet / macht also Schlecken Verecken. / Was anbelangt die Wachs-Kerzler / ist solches ein sehr schönes / sauberes und nützliches Handwerk meistens darum / weil die Kertzen in der Kirchen Gottes zur Ehr gebrannt werden.

Sonst seynd die Wachs-Kertzler gar ehrliche und redliche Leuth / ausser denselben / welche allerley Hartz-Bech und Terpentin unter das Wachs mischen / wovon dann kommt / dass solche Kertzen gar eines kurtzen Lebens / ja dergestellten abrinnen / dass gleichsam ein Zähr der anderen schlagt / vielleicht beweinen sie das Schelmen Stuck des Meisters / der fast werth ist / dass ihm der Henker soll den Draht um den Hals binden. / Es seynd auch nicht alle Lebzeltner gar heilig / dass einige aus ihnen einen so schlechten und liederlichen Meth sieden / dass hiervon an einem Kirchtag die Bauern fast das Gedärm verliehren."

Wie kannte doch Abraham a Santa Clara „das Leben und seiner Hörer Bedürfnis"! Er führt uns hier die ganze Geschichte eines Handwerks in seiner Ehrsamkeit vor und vergißt nicht, als unerschrockener Wahrheitskünder auch auf die strafbaren Unehrsamkeiten hinzuweisen.

Mit fortschreitender Arbeitsteilung in der Wirtschaft wurde, besonders in Norddeutschland, die Wachszieherei ein selbständiges Gewerbe. Die Wachszieher durften aber zunächst, wie sie es jahrhundertelang getan, nur Bienenwachs verarbeiten. Ihre größten Konkurrenten wurden im Laufe der Zeit die Seifensieder, die ihrerseits aber nur Talgkerzen erzeugen durften. So sorgte die Innungsordnung, daß jedes ehrsame Handwerk seine Nahrung fand. Es war aber auch den Fleischern erlaubt, aus den Fettabfällen beim Schlachten Lichte für den Hausgebrauch herzustellen. Wenn nun in den Parteikämpfen der

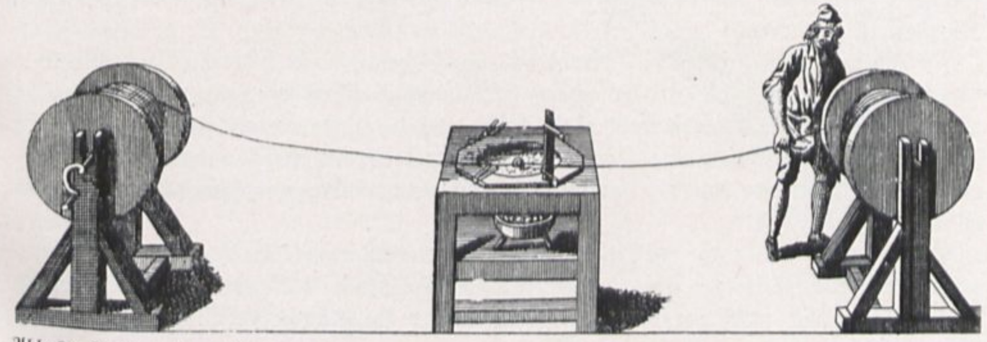


Abb. 2: Ziehen der Kerzen

Stadtverwaltung die eine oder die andere Innung dem Magistrat zu mächtig wurde, so erteilte er den Fleischern das „Kerzenrecht“[1]. Sie durften dann Lichte für den öffentlichen Verkauf herstellen, und so bekam er dadurch die widerstrebenden Innungen klein.

Das Wachs, diese „göttliche Fettigkeit“, war zu allen Zeiten durch die Jahrhunderte ein wertvoller Handelsartikel. Mit Wachs zahlte man bei der Seltenheit des geprägten Geldes im Mittelalter Abgaben und Strafen.

Nach dem Statut von Groß Strehlitz hatten die Tischler und Böttcher dort bei der Aufnahme in die Innung 2 Pfund Wachs, eine halbe Mark und eine Mahlzeit zu geben. Wer von ihnen sich betrank oder öffentlich ärgerliche Reden führte, mußte 3 Pfund Wachs als Strafe zahlen. Ähnliche Bestimmungen galten auch für die anderen Innungen. So mußte ein Fleischer, der auf der Innungsbank Zank anfing, 4 Pfund Wachs als Strafe erlegen. Derjenige Schuhmacher, der eine der jährlichen vier großen Innungsversammlungen versäumte, wurde in gleicher Höhe bestraft.

Wachs selbst war ein steuerbarer Artikel.

Herzog Albert von Oppeln († 1366) verlieh, um der Stadt Groß Strehlitz sein Wohlwollen zu beweisen, das Besteuerungsrecht des Wachses, Talgs und der Tuchscherstuben.

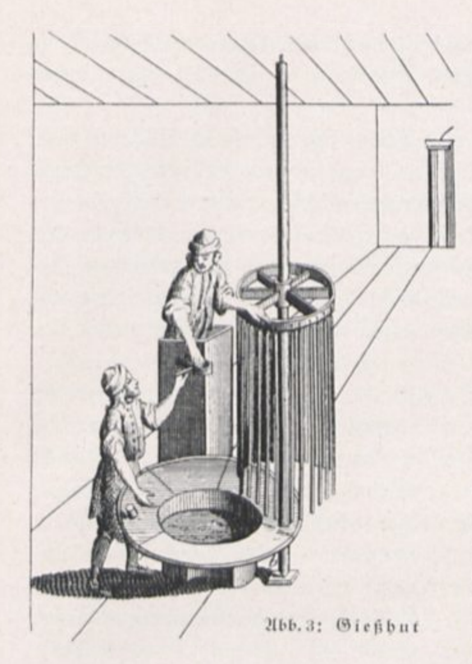
Das Einsammeln von Wachs war ausschließlich Herrenrecht, brachte bedeutende Einnahmen und wurde verpachtet. So überwies der vorerwähnte Herzog Albert von Oppeln dem Kloster Himmelwitz das Dorf Lazisk mit Wiesen, Wäldern und Zeidlerwerk (Waldbienenbeute) und allen Herrenrechten. Im allgemeinen waren aber die Herren nicht sehr freigebig damit. Herzog Bernard von Oppeln († 1460) bestätigte zwar seinem Getreuen Cobelezig den Kauf der Vogtei in Woischnik, behielt sich jedoch das Zeidelwerk in der Heide bei Jacozow und Olschin vor und ließ es nach wie vor von seinen Leuten ausführen und bewirtschaftete es so selbst.

In alte Bäume, besonders Kiefern, wurden 20 Fuß über der Erde, oft nicht weit von der Krone entfernt, Löcher von 3 Fuß Höhe, 6 Zoll Breite und 10 Zoll Tiefe gestemmt. Diese Höhlungen wurden mit Querhölzern ausgespillt. Das Ganze versetzte man mit einem Brett, in dessen Mitte ein Flugloch angebracht war. Beim Schwärmen bezogen die Bienen, „diese emsigen Gotteskreaturen“, die neue Wohnung, die man in großer Zahl für sie bereithielt, von selbst. 1802 waren noch im Groß Strehlitzer Gebiet 26 solcher Bienenstöcke vorhanden, wie überhaupt sich diese Herrschaft durch große Bienenzucht auszeichnete. (1802: 1187, davon in Groß Strehlitz 287 Stöcke. 1827 zeigten noch einige Samenkiefern solche für die Bienenzucht bestimmte Löcher[2].)

Der Förster, der die Bäume für diese Zwecke dem Zeidler bezeichnete, erhielt für den Baum 2 Groschen. Wurde er gefällt, so hatte der Zeidler das Vorkaufsrecht, um den Klotzbau zu erwerben.

In ähnlicher Weise wurde die Bienenzucht im Hoyerswerdaer, Muskauer und Görlitzer Bezirk betrieben, und die Zeidler waren dort innungsmäßig organisiert. Die Strafen, die den Frevler, der Bienen stahl oder Honig raubte, trafen, waren überaus hart. Er sollte „ohne einige Gnade dem Henker überantwortet werden, welcher ihm alles sein Gedärm und Eingeweide um die bestohlene Fichte herumwinden und ihm hernach an eben selbiges erhenken soll“[3].

Es fehlen uns heute die exakten Maßstäbe für die Wertung des Wachses im Gesamthandel des Mittelalters. Aber daß diese „göttliche Fettigkeit“ eine große Bedeutung hatte, können wir wohl daran ermessen, daß in der Hauptkirche zu Wittenberg vor der Reformation jährlich 35 000 Pfund Wachs verbraucht wurden. Wieviel mag zur selben

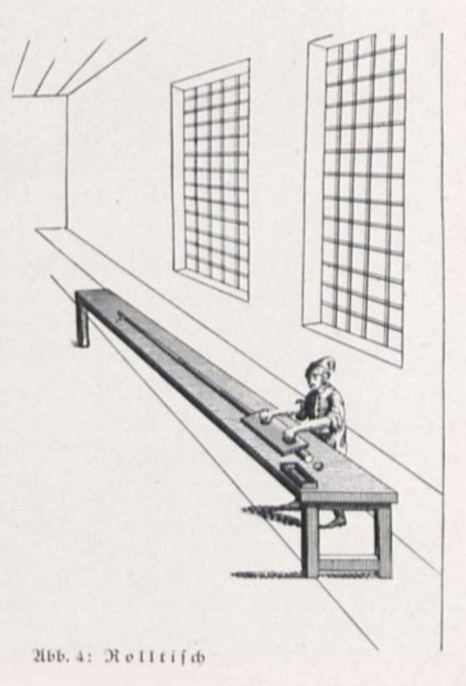

Abb. 3: Gießhut

Zeit wohl in Köln oder Aachen oder Mainz jährlich verbraucht worden sein! Die „Lichtkämmereibücher", die vom „Lichtkämmerer", d. h. dem für die Beleuchtung der Schlösser und Klöster verantwortlichen Aufseher geführt wurden, könnten uns manchen interessanten Aufschluß über diese Wirtschaftsverhältnisse jener Zeit geben.

In der Technik der Herstellung der Wachskerzen wie der Lichte überhaupt hat sich bis zum heutigen Tage wenig geändert. Sie werden entweder gegossen oder gezogen (Abb. 1 und 2). Unser Bild zeigt eine Werkstatt, wo beide Tätigkeiten geübt werden.

Am Gießhut oder der Balkenwaage (Romaine), die aus einem Rade besteht, das an einer senkrechten Stange auf- und abgeschoben werden kann, je nach der Länge der anzufertigenden Kerzen, werden Dochte befestigt (Abb. 3). Zuerst erfolgt der Vorguß. Aus einem danebenstehenden Gefäß wird der geschmolzene Werkstoff (Wachs, Paraffin usw.) an dem Docht heruntergegossen, dabei wird Kerze um Kerze die Balkenwaage gedreht. Die nichthaftenbleibende Flüssigkeit läuft ins Gefäß zurück und vereinigt sich dort wieder mit der im Flusse befindlichen Masse. Nach dem Vorguß erfolgt der Gleichguß, d. h. die Kerze wird umgedreht und der Vorgang wiederholt. Darauf erfolgt der Ausguß oder letzte Guß mit einer Masse, die einen höheren Schmelzpunkt hat. Da das Innere der Kerze einen anderen, tieferen Schmelzpunkt dadurch erhält, soll das Tropfen verhindert werden, wobei allerdings zu bemerken ist, daß Kerzen, die in Zugluft brennen, stets tropfen werden. Zuletzt kommen die Kerzen auf den Rolltisch, wo sie eine gleichmäßige Form erhalten (Abb. 4). Es wird dann noch am Ende ein Stück Docht herausgeholt und die Kerze wird mit einem Loch versehen, damit sie auf einen Dornleuchter gesteckt werden kann, der je nach der Kunstrichtung des Jahrhunderts seine eigene Form hatte. Wenn diese in ihren verschiedenen Formen heute bei den auf Zweckmäßigkeit abzielenden elektrischen Lichtanlagen angewendet werden, so wirken sie zeitwidrig.

In der Hauswirtschaft wie auch bei der handwerklichen Massenherstellung benützte man zur Gießerei Glas- oder Metallformen[4]. Der Docht wurde durch das Loch am Ende gesteckt, durch-


Abb. 4: Rolltisch

gezogen und unterhalb des Loches ein starker Knoten gemacht und dann das Talg hineingegossen. Nach dessen Erkalten wurde der Knoten abgeschnitten und das Licht herausgezogen.

Kerzen können aber auch gewickelt werden. Um ein ausgespanntes Docht wird Wachsschicht um Wachsschicht bis zur gewünschten Dicke gelegt. Die zu besonderen repräsentativen Zwecken hergestellten großen, mehrere Kilogramm schweren Kerzen werden meist so hergestellt. Den mit der Hand hergestellten Kerzen konnten die verschiedensten geschmackvollen Formen verliehen werden, wie wir es an dem schönen Dreiangel mit dem gedrehten Renaissancestiel sehen (Abb. 6). Diese Kerze versinnbildlicht die Heilige Dreifaltigkeit und wird am Ostersonnabend in den katholischen Kirchen durch eine besondere Zeremonie entzündet.

Zum Ziehen der Kerzen gehört eine Zugbank (Abb. 2). Auf eine Trommel werden mehrere hundert Meter Docht gewickelt. Dieses wird durch ein Gefäß, in welchem sich der geschmolzene Werkstoff befindet, geleitet. Ein Senker oder eine senkrecht stehende Eisenscheibe mit verschieden großen Löchern, die der Stärke des anzufertigenden Lichtes entsprechen, und durch die der Docht geleitet wird, zwingen ihn durch die Schmelzmasse zu gleiten. Durch ein unter der Zugbank stehendes Kohlenfeuer — jetzt durch Dampf — wurde früher das Kerzengut flüssig erhalten. Der Docht wird nun so lange von einer Trommel auf die andere geleitet, bis die gewünschte Lichtstärke erreicht ist und dann weiter verarbeitet werden kann.

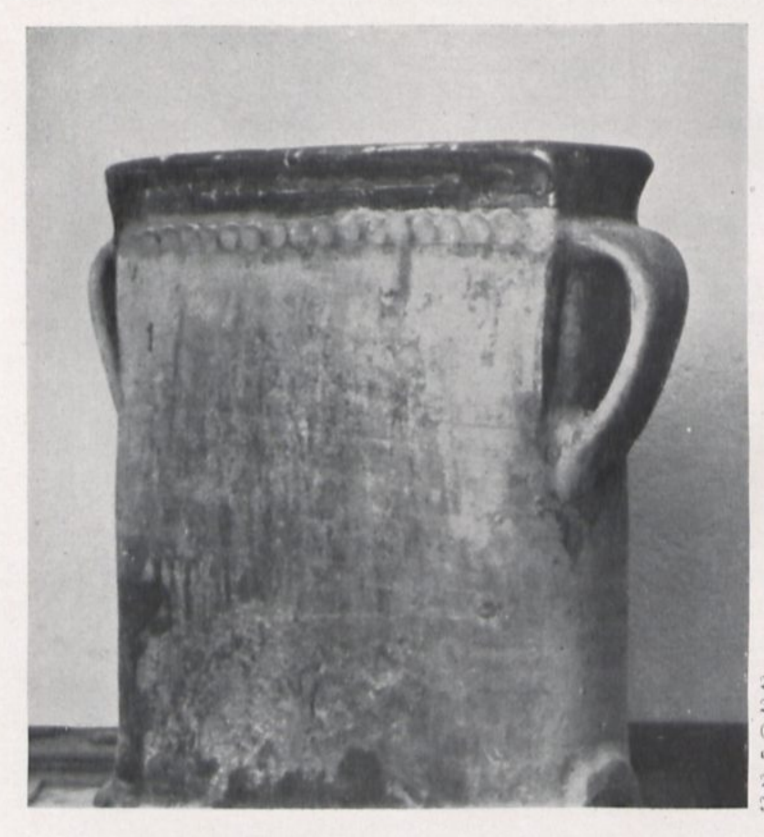


Abb. 5:
Topfartiges Gefäß (zum Wachskochen?) aus der Hausindustrie

Photo: Heimatmuseum Münsterberg

Wachsstöcke werden über Holzformen, längliche und runde gewickelt, wie der Seiler Spagat wickelt. Die kugligen, turbanartigen bunten Wachsstöcke heißen Türkenbund. Ob in ihrer Benennung nicht noch eine Erinnerung an die Belagerung von Wien durch die Türken 1683, die uns außer dem Kaffeegenuß auch die Halbmondform der österreichischen Kipferln brachte, unbewußt mitschwingt?

Kerzen und Wachsstöcke werden zuletzt „bossiert", d. h. mit allerlei Zierat versehen, von den einfachsten Sternchen, Kreuzchen, Randlinienschmuck an bis zum kunstvollen Engelköpfchen oder Christusbilde. Er wird in den verschiedenen Farben aus Wachs angefertigt, wenn er echt sein soll, und an das Werkstück angebracht und folgt der Kunstrichtung der Zeit und dem Geschmack des Absatzplatzes. Oberschlesien, Böhmen und Südosteuropa bevorzugen lebhaftere Farben, Bayern und das katholische Süddeutschland zartere. Es prägt sich in ihr ein gut Teil bester Heimatkunst aus, die mit ihrer maschinenmäßigen Herstellung allmählich ausstirbt. Entsprechend ihrer Verwendung als Oster-, Firmungs- oder Kommunionkerze war ihre vielgestaltige Ornamentierung von der kunstvoll dekorierten Lichtmeßkerze bis zur einfachen glatten Totenkerze.

So war der Wachszieher auch Kunsthandwerker und diente echter deutscher Volkskunst. Er war es aber noch in anderer Weise. Er stellte ehemals, heute nur vereinzelt noch, Wachsplastiken her: Ritter, Edelfräulein, perückentragende Gelehrte und andere zeitgemäße Figuren. Dazu bedurfte er in Holz geschnitzter Models, die in einzelnen Betrieben Jahrhunderte alt sind. Der Model wurde mit Wachs ausgegossen und die Plastik dann kunstvoll übermalt. Noch heute gibt es begeisterte Sammler dieser Kunsterzeugnisse.

Auch Votivgeschenke, Nachbildungen von Füßen, Armen, Händen, Herzen, Haustieren u. a. m., die aus Dank für Gebetserhörungen oder Rettung aus Gefahren dargebracht und auf Tafeln in Kirchen ausgestellt wurden, entstanden unter seiner kunstfertigen Hand.

Der rationalistisch denkende Mensch unserer Tage beliebt über solche Äußerungen naiver Frömmigkeit, die gewiß die Form sehr oft für den Inhalt nahm, ironisch zu lächeln. Er vergißt nur dabei, daß er an den Kühler oder das Fenster seines Autos eine Puppe, ein Schnauzerl oder sonstiges Maskottchen hängt und merkt gar nicht, wie fest ihn Mephisto doch am Kragen hält.

In die ganze Welt gingen ehemals solche Figuren. Ein Hauptabnehmer war Südamerika.

Von diesem einst blühenden Handwerk besitzen wir in Schlesien heute nur noch acht Betriebe, die zum größten Teil, der historischen Entwicklung gemäß, in den mehr katholischen Kreisen der linken Oderseite, im Ratiborer, Münsterberger und dem Glatzer Lande beheimatet sind. Verfolgen wir seinen Aufstieg und Niedergang im Laufe der Jahrhunderte, so hatte es seinen Höhepunkt unzweifelhaft kurz vor der Reformation erreicht. Diese, die aus der katholischen Kultkirche als Zweig des christlichen Bekenntnisses die evangelische Wortkirche schuf, zeigte sich in ihrem ersten bilderstürmerischen Eifer der kirchlichen Kunst nicht immer günstig gesinnt, und die Wachszieherei suchte im katholischen Süden, Österreich und besonders in Böhmen Zuflucht. Nicht wenig trug auch der Dreißigjährige Krieg zu seinem Niedergange bei. Der Reichtum so mancher Fürsten-, Ritter- und Patriziergeschlechter sank durch ihn dahin und mit ihm auch ihr Luxusbedürfnis. Kirche, Adel und Bürgertum verarmten und mußten sparen. Dazu kamen im Laufe der Zeit die Fortschritte in der Beleuchtungsindustrie von der Öl- und Petroleumlampe bis zum Gas und elektrischen Lichte. So stehen heute nur noch allein auf dem Altare Wachskerzen und sonst erhellt die Kirche das harte, helle, unbarmherzige elektrische Licht. Den Christbaum umgibt man mit einem Netz von Drähten, an dem die elektrischen Birnchen

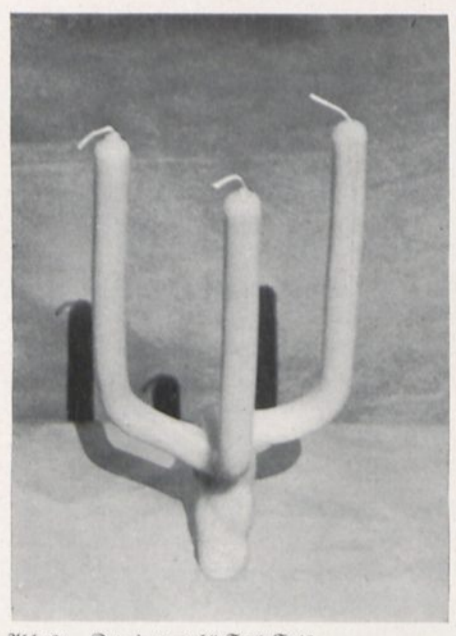


Abb. 6: „Dreiangel" Text S. 42

hängen, in deren Lichterglanz er erstrahlen soll. Wo soll auch der Werkstoff bei einer Massenbevölkerung und demzufolge Massennachfrage herkommen, wenn die Bienenzucht rationell betrieben wird, und die Bienen allein als Honigproduzenten bewertet werden und Wachs zu produzieren zum Teil durch die Kunstwabe verhindert wird. Ganz abgesehen davon, daß die Arbeit der Bienen vom Wetter, der „Tracht"[5] und andern Natureinflüssen abhängig ist und unter den chemischen Mitteln, die bei der Obstbaumzucht aus Zweckmäßigkeit angewendet werden, nicht wenig leidet. Wir müssen daher bedeutende Mengen von Wachs aus Ungarn, der Türkei, Italien, Kleinasien, Ägypten und Amerika einführen.

Dazu kommen aber noch innere tiefere Gründe, die, vom Ganzen gesehen, viel schwerer wiegen. Ein süddeutscher Meister fand sie in der Entseelung des Handwerks. „Wenn die Seele nicht beim Werk ist, taugt die ganze Arbeit nichts!" Er meint damit, wenn die Maschine den Menschen beherrscht – und in der Wachszieherei hat sie aus rein wirtschaftlichen Gründen Eingang gefunden –, kann die Hand nicht mehr seelenvoll formen. Den tiefsten Grund des Niederganges erfuhren wir wohl von einem schlesischen Meister. Vom Vater auf den Sohn vererbte sich seit langer Zeit in seiner Familie diese Kunst, und mit besonderer Liebe und besonderem Stolz zeigte er seine Werkstücke. Er meinte resigniert: „Wenn Gemüt und Gefühl dem rationalistischen Denken weichen muß, dann kann man nicht erwarten, daß die Wachszieherei blühe!" Zwar wird bei großen offiziellen Gastmählern, der englischen Sitte entsprechend, häufig wieder Luxuskerzenbeleuchtung angewendet; wenn nicht das Herz des Volkes diesem Brauch allgemein beisteht und im Hause wieder wie ehedem Wachsstock und Lichter prangen, wird es wohl nicht mehr zu neuer Blüte erstehen.

---

[1] Prager Tageblatt Nr. 199/1938, Vitek Thomas: Das Ende eines Handwerks.

[2] Schlesische Provinzialblätter von 1871, Fr. Matzner: „Die schles. Bienenzucht in früheren Jahren".

[3] Ludwig, August, Pfarrer: Unsere Bienen. Ein ausführliches Handbuch der Bienenkunde und Bienenzucht. Berlin 1921.

[4] Eine solche Glasform befindet sich im Münsterberger Heimatmuseum, Nr. 1765 – 26. Dort ist auch unter Nr. 1478 ein topfartiges Gefäß, das vermutlich ähnlichen Zwecken der Hausindustrie diente. Aufklärende Mitteilungen über die Technik bei seinem Gebrauch wären erwünscht, und wir bitten sie an den Leiter des dortigen Museums, Herrn Stadtoberinspektor Rother, zu richten.

[5] Nahrungsquellen.

Anmerkung. Das erste Bild stellte Herr Karl Ehrler, Wachszieher in Bad Mergentheim, gütigst zur Verfügung. Die anderen Bilder sind der Ökonom.-technol. Encyklopädie von Joh. Georg Krünitz, Bl. 1794 entnommen. Das Bild vom Dreiangel (Abb. 6) ist die Aufnahme eines Werkstückes des Wachsziehers Herrn Schwab in Münsterberg i. Schles.

Die Entstehung der Frankenspitze

Professor Dr. Wilhelm Mak, Breslau

Verschiedene Arbeiten der letzten Zeit lenken unser Augenmerk auf das Bauernhaus. Fahren wir mit sehenden Augen durch die schlesischen Dörfer, so stellen wir fest, daß viele Bauernhäuser auf der Traufseite einen Dachausbau tragen, der zumeist Giebelvorsprung, Erker oder Frankenspitze genannt wird. Dieser Ausbau wächst oft mit der gemauerten Vorlaube zu einer Einheit zusammen.

Bei diesen Dachausbauten handelt es sich offenbar um eine spätere Entwicklung. Weder Franke in seiner „Ostgermanischen Holzbaukultur", noch Schuh in seinem Beitrag über „Das bodenständige Bauernhaus in Oberschlesien rechts der Oder" behandelt irgend einen Dachausbau.[1] Dagegen vertreten[2] Ernst Gierach und Joseph Schubert folgende Ansicht: „Die bewohnbaren Vorbauten auf der anderen Traufenseite des Hauses sind Erker und Kreuzstube. Der Erker des Bauernhauses hat die Entwicklung des Erkers am Stadthause zur Voraussetzung. Hier wird ein Erker verhältnismäßig spät im Jahre 1608 genannt; ob er sich hier wie in Ostböhmen aus den propugnacula der Stadtmauer entwickelt hat, oder von einem fremden Baumeister eingeführt wurde, muß dahingestellt bleiben. Sicher ist, daß er am Stadthause frühzeitig große Beliebtheit erlangte und sich teilweise bis heute erhalten hat. (Neustadt, Lusdorfer Straße.) Der Erker ruht entweder allein auf den vorkragenden Deckbalken auf, oder er wird an den beiden äußersten Enden noch durch zwei Säulen gestützt. Dadurch kommt ein eigenartiger Vorbau zustande, der die Vorteile des Erkers und der Laube in sich vereinigt. Erker und Kreuzstube, typische Merkmale des ostdeutschen Hauses, finden sich vor allem an dem Hause des Handwerkers und Häuslers der Gebirgsgegend." Hiernach hat also der Erker an den Bauernhäusern die Entwicklung am Stadthause zur Voraussetzung, oder es wird unterstellt, daß ein fremder Baumeister diesen Dachausbau eingeführt habe. Die Tatsache, daß zwei verschiedene Dinge, der Erker, der aus der Hauswand herauswächst, und der Erker, der aus dem Dach ausgebaut ist, mit demselben Namen bezeichnet worden sind, trug nicht zur Klärung der Dinge bei. Der Erker, der aus der Hauswand herauswächst, mag sich aus den propugnacula der Stadtmauer, den nestartig an Mauern und Türmen angeklebten Schützen- und Beobachtungsständen, entwickelt haben. Eine ganz andere Entstehung hat jedoch der Dacherker. Er hat sich nicht in der Stadt entwickelt, sondern auf dem Dorfe.

In den deutschen Landschaften, in denen Heuwirtschaft getrieben wird, haben die Hausdächer eine Luke, damit man das Heu bequem in den Bodenraum geben kann. Dieses Loch mußte man mit Rücksicht auf das Regenwetter schließen. Die bautechnische Lösung der damit gestellten Aufgabe fiel je nach dem verwandten Baustoff aus. Bei den Strohdächern Norddeutschlands kam es meist zu einer schön geschwungenen Überhöhung des Loches im Dache, das mit einer Tür geschlossen wurde. War der Baustoff aber spröder, z. B. Dachsteine, so konnte sich die Überhöhung der Dachöffnung nicht mehr allmählich dem Dache angleichen, sondern es wurde über dem Heuloch ein kleinerer Giebel mit einem Steildach errichtet. Der Entwicklungsvorgang wird ganz klar bei der Betrachtung der Bilder. Das kleine Haus von der Insel Usedom zeigt uns die schön geschwungene Überhöhung der durch eine Holztür geschlossenen Heuluke. Bei dem friesischen Gebäude hat sich trotz des Strohdaches ein Giebelvorsprung mit Steildach durchgesetzt. Das ursprüngliche Heuloch hat sich bereits zu einem selbständigen Raum entwickelt, durch den das Heu unter Dach gebracht wird. Von diesem Raume bis zu einer bewohnbaren Stube ist nur



Abb. 1: Haus auf Usedom



Abb. 2: Friesengehöft auf Amrum



Abb. 3: Haus mit Heuluke in Spornhau im Altvater



Abb. 4: Die ausgebaute Heuluke an einem Hause in Spornhau



Abb. 5: Bauernhaus mit Frankenspitze in Branitz

noch ein kleiner Schritt. Diese Fortentwicklung bringen die Beispiele aus dem Altvatergebiet zur Anschauung. Das eine Bild zeigt das durch eine Tür geschlossene Heuloch an einem Hause in Spornhau. Die Weiterentwicklung dieses kleinen Dachausbaues zur Wohnstube sehen wir auf der zweiten Aufnahme aus demselben Orte. Beispiele aus unserer Heimat hat jeder täglich vor Augen, ganz gleich ob an dem Hause des kleinen Mannes oder an der Villa des Begüterten.

Der aufmerksame Beobachter wird nun auch im benachbarten Polen zahlreiche Häuser mit einem Giebelvorsprung feststellen und die Frage aufwerfen: handelt es sich bei diesen Gebäuden um deutschen Einfluß oder um eine selbständige polnische Entwicklung? Die Antwort kann man nicht ohne weiteres geben, denn an sich ist wohl die Entwicklung von der Heuluke zur bewohnbaren Stube in jeder Landschaft möglich, in der man das Heu unter dem Dache des Wohnhauses unterbringt. Man müßte also in diesem Falle die landesübliche Wirtschaftsform zu Rate ziehen. Die Beobachtungen aber, daß man in Polen das Heu in Stadeln, die zum Teil mit einem verschiebbaren Dach versehen sind, aufstapelt, legen die Vermutung nahe, den Dachausbau beim polnischen Haus für eine deutsche Bauform zu halten. Auch müßten sich im Falle einer selbständigen Entwicklung heute noch die Übergangsformen von der Heuluke bis zum Wohnzimmer finden lassen.

---

[1] Heinrich Franke, Ostgermanische Holzbaukultur und ihre Bedeutung für das deutsche Siedlungswerk, Breslau, Verlag Korn, und Georg Schuh, Das oberschlesische Bauernhaus rechts der Oder, „Der Oberschlesier", Heft 3, Jahrgang 1936.

[2] Heimatkunde des Bezirkes Friedland in Böhmen von Ernst Gierach und Joseph Schubert, Teil II, Seite 316.



Abb. 1

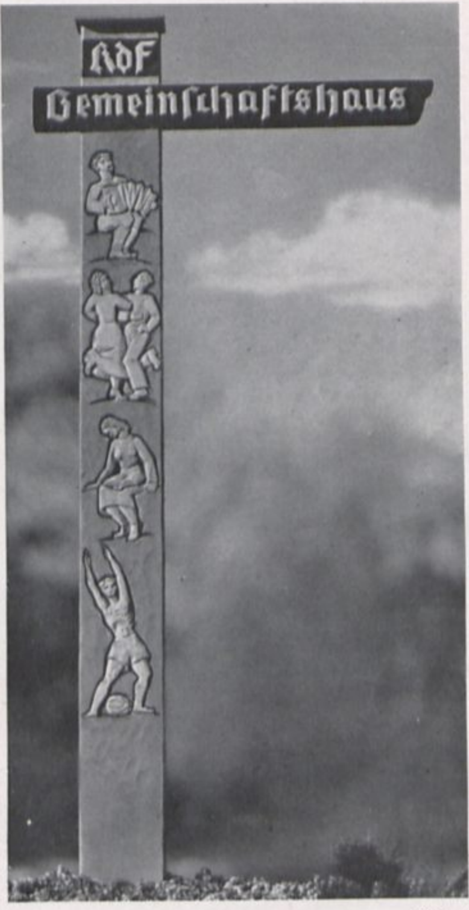


Abb. 2

Holzgeschnitzte Wegweiser

Professor dell' Antonio,
Direktor der Holzschnitzschule Bad Warmbrunn

Als im Jahre 1910 in Bad Warmbrunn Geheimrat Füllner einen Volkspark schuf, den er später der Stadt schenkte, da wollte er auch zwei holzgeschnitzte Wegweiser in dem Park aufstellen, ähnlich, wie er solche im Volkspark zu Stockholm gesehen hatte. Er wandte sich deshalb an unsere Schule, die aber darin noch keinerlei Erfahrung hatte und den Besteller fragte, wie die Wegweiser in Stockholm aussehen. Er meinte, sie waren als Brustbild lebensgroß geschnitzt und stellten Volkstypen dar: Fischer, Bauern, Handwerker usw., die mit dem ausgestreckten Arm den Weg weisen. Die Schule veranstaltete unter den älteren Schülern einen Wettbewerb, und als die besten Entwürfe wurden gewählt: ein Schuljunge, der mit dem linken ausgestreckten Arm den Weg zeigt und in der rechten Hand eine Schultafel hält, auf der geschrieben steht: „Zur Füllnerkolonie", und einen Rübezahl, der sich in einen Schnitter verwandelt hat und freundlich schmunzelnd mit dem Wetzstein auf die Sense hinweist, auf der man lesen kann: „Noo Girschdurf eene Schtunde". Diese beiden Wegweiser waren in voller Rundung aus einem starken Kiefern-

holzstamm herausgeschnitzt und fanden viel Beifall. Wiederholt kamen Anfragen von Stadt- und Kurortverwaltungen, die gerne solche holzgeschnitzten Wegweiser aufgestellt hätten. Als sie aber hörten, daß eine solche Arbeit 180 bis 200 Reichsmark kostet, da konnten sie sich doch nicht zum Bestellen entschließen.

Erst im Jahre 1920 bestellte die Stadt Warmbrunn einige Wegweiser, die den Weg zum Bahnhof und zum Schloßplatz weisen sollten. „Diese dürfen aber nicht so teuer sein wie im Füllnerpark", meinte der Besteller, „die Schule möchte versuchen, die Wegweiser aus einer etwa 7—8 Zentimeter starken Bohle herauszuschnitzen und mehr durch den Umriß zu wirken." Das hat die Schule auch getan, und dadurch konnte der Preis bedeutend herabgemindert und ein solcher Wegweiser für 70 bis 75 Reichsmark geliefert werden. Es waren dargestellt: ein Schupo mit den beiden ausgestreckten Armen und zwei Reisende, die zum Bahnhof eilen. Weil die Abbildungen dieser Wegweiser in unserer damaligen Fachzeitschrift „Die Bildhauerei" und auch in anderen illustrierten Zeitschriften veröffentlicht wurden, und die Kurort- und Stadtverwaltungen hörten, daß der Preis dafür erschwinglich ist, so bestellten sie viele solche Wegweiser, nicht nur bei uns in Schlesien, sondern auch in anderen Gegenden Deutschlands. So kam es, daß der Schupo mit den ausgestreckten Armen und zwei Reisende, die zum Bahnhof eilen, auch in Oberbayern, im Schwarzwald, in Thüringen und im Erzgebirge wiederholt anzutreffen sind, weil die dortigen Holzbildhauer nach unseren Abbildungen schnitzten. Das schadete aber nichts, Deutschland ist groß genug, um auch eine größere Anzahl Wegweiser aufzunehmen, und wir von der Holzschnitzschule freuten uns, daß durch unsere Wegweiser diese Anregung gegeben wurde und viele Holzbildhauer zur Zeit der größten Arbeitslosigkeit wieder Arbeit und Brot bekamen.

An maßgebender Stelle hat man die Bedeutung der holzgeschnitzten Wegweiser für die Verschönerung und auch für die Verunstaltung der Landschaft erkannt und versucht, durch Preisausschreiben gute Entwürfe dafür zu bekommen. So hat die Thüringische Landesstelle in Weimar im Sommer 1935 einen Wettbewerb veranstaltet, um gute Entwürfe für holzgeschnitzte Wegweiser zu erhalten. Von den über tausend Entwürfen, die dort eingingen, wurden in einem kleinen Heft etwa 50 der besten veröffentlicht, die für die Holzbildhauer sehr viel Anregung geben und auch als Vorbild dienen können. Der Generalinspektor für Straßenwesen, Dr. Todt, beabsichtigt an Rastplätzen der Reichsautobahnen auch holzgeschnitzte Wegweiser aufzustellen und hat bereits eine Anzahl guter Entwürfe anfertigen lassen. Auch in Süddeutschland haben einige Behörden kleine Wettbewerbe veranstaltet, um gute Entwürfe für solche Weiser zu erlangen.

Neben diesen Stellen, die die holzgeschnitzten Wegweiser fördern, gibt es auch Stellen, die dem gutgeschnitzten Weiser feindlich sind, und diese sind die tüchtigen Geschäftsleute. Kaum war es bekannt, daß für die Holzbildhauer ein neuer Erwerbszweig durch diese Arbeiten erschlossen wurde, da waren auch schon gewinnsüchtige Kaufleute da, um diesen „Geschäftszweig" auszubeuten. Sie ließen Preisverzeichnisse drucken, in denen solche Wegweiser farbig abgebildet sind und schicken diese an die Kurort- und Stadtverwaltungen mit einem Begleitschreiben folgenden Inhalts:

„Wir wollen nicht versäumen, auch Sie darauf aufmerksam zu machen, daß Sie durch uns jene wundervoll geschnitzten Holzfiguren beziehen können, wie sie heute als volkstümliche Wegemarkierung allgemein bevorzugt werden. Es dürfte zweifellos auch Ihnen bekannt sein, daß sogar das ‚Ministerium des Innern' erst vor kurzem angeregt hat, daß besonders die Gemeinde- und Kurverwaltungen sowie Verkehrsvereine bei Aufstellung von



Abb. 3



Abb. 4



Abb. 5

Wegweisern solche kunstgewerblich geschnitzte Holzfiguren vorziehen möchten. Damit Sie sich selbst überzeugen können, welche vorzügliche Wirkung ein solcher Wegweiser auf den Fremden auszuüben vermag, behändigen wir Ihnen ein Abbildungsblatt mit drei Wegweisern, wie sie bereits Aufstellung gefunden haben. Wir glauben bestimmt, daß diese auch Ihren Beifall finden werden, zumal wir Ihnen den Wegweiser ‚Zum Bahnhof' zu 30 Reichsmark, und die anderen beiden Stück zu je 22 Reichsmark liefern können, die Figuren selbst sind ca. 40 Zentimeter groß und das beschriftete Brett ca. 75 Zentimeter lang. Dieser niedrige Preis ist nur möglich, weil wir dafür nur Spezialisten beschäftigen."

Abgesehen davon, daß solche Fabrikware nicht zur Verschönerung der Landschaft beiträgt, und wenn der Reisende mit dem Koffer und der Schupo mit den ausgestreckten Armen sich hundertmal wiederholen, auch langweilig wird, ist ein solches Geschäftsgebaren eine schwere Schädigung des berufsmäßigen Holzbildhauers, der etwas Eigenes und Selbständiges schnitzt. Aber auch unberufene Holzschnitzer, die sonst ganz hübsche Spielsachen, Geschenkartikel und kleine Gebrauchsgegenstände schnitzen können, versagen, wenn sie einen Wegweiser herstellen sollen und entfernen sich weit von den Grenzen, die nun mal dem Werkstoff Holz gesetzt sind. Unbekümmert um die Zerbrechlichkeit des Holzes schnitzen sie auf dem Querbalken eine ganze Familie in freien Umrissen durchbrochen, wie sie mit Kind und Kegel zur Bahn geht, oder einen Fischer am Teich mit der weit ausladenden Angel, oder eine Dame am Strandbad mit dem aufgespannten Sonnenschirm und ähnliche Darstellungen, die wohl in Blech ausgeschnitten, aber nicht in Holz geschnitzt sein können. Es ist gut, daß solche unsachgemäße Holzweiser durch die Einflüsse der Witterung bald zu einer Ruine verwandelt werden. Dazu kommt, daß unberufene Zeitungsschreiber solche schlecht geschnitzte Wegweiser noch loben und von „geschmackvoller Werbung des Handwerks durch Volkskunst", „von Wegweisern mit künstlerischer Note", „vom Suchen und Streben des jungen Holzbildhauers nach Vollendung" schreiben. Dadurch wird in dem bescheidenen Holzschnitzer das Gefühl erweckt, er sei ein Künstler, und die Öffentlichkeit wird irregeführt, indem sie glaubt, diese schlechten Wegweiser wären Volkskunst. Mit diesem Schlagwort Volkskunst werden dann alle Mängel und Fehler an den Wegweisern entschuldigt. Durch solche schlechte Wegweiser wird aber die Landschaft nicht verschönert, sondern eher verschandelt.

Wenn ein Holzschnitzer einen schlechten Beleuchtungskörper liefert oder ein minderwertiges Grabkreuz, so ist es wohl schlimm, aber diese Gegenstände werden ja nur von einigen, höchstens von Hunderten von Menschen im Jahre gesehen. Ein Wegweiser aber steht an der Straße und wird von Tausenden und aber Tausenden betrachtet, und darum muß er werkstoffgerecht und auch geschmacklich gut sein. Eine Stadt oder ein Kurort, die solche minderwertige Wegweiser aufstellen, zeigen einen schlechten Geschmack und tragen bei, die Landschaft zu verschandeln. Der Holzbildhauer wird dadurch schwer geschädigt, weil solche Weiser, die nicht werkstoffgemäß gearbeitet sind und sich bald in eine „Ruine" verwandeln, das Holz in Verruf bringen. Man greift dann wieder zurück zu Blech und Eisenstangen wie früher. Die Holzbildhauer aber verlieren das kaum errungene neue Arbeitsgebiet, das sie bei vernünftigem Werkstoff und werkgerechter Behandlung leicht hätten behaupten können, denn für Wegweiser und Schilder ist gerade das Holz der gegebene Werkstoff, wenn man damit nicht zu viel erzählen will.

Auf der Suche nach neuen Darstellungen und Formen ist auch in unserer Schule vor 15—18 Jahren mancher Fehler begangen worden. Das Gebiet war auch für uns zu neu, um gleich das Richtige zu treffen. Aber im Laufe der Jahre haben wir allerhand Erfah-

rungen gesammelt und sind zu der Überzeugung gekommen, daß jede Darstellung sich in erster Linie dem Werkstoff Holz anpassen muß. Auch haben wir in den letzten Jahren beobachtet, daß in den meisten Fällen einfache Zeichen als Unterstützung der Beschriftung genügen; z. B.: das Arbeitsdienstzeichen zu einem Wegweiser zum Arbeitsdienst (Abb. 3), das Hoheitszeichen zur Geschäftsstelle der NSDAP. (Abb. 4), der Reichsadler zur Post. Bei einem Wegweiser zum Wolfsberg genügt, wenn der Schriftbalken in einem Wolfskopf endigt (Abb. 6), und bei einem solchen zur Bärensteinbaude, wenn der senkrechte Balken mit einem kleinen Bären bekrönt wird (Abb. 7).

Sollte aber eine Figur sein, dann sollte diese aus dem senkrechten Balken herausgeschnitzt werden, wie bei dem Wegweiser zur Sonnenlandstraße oder zum Jungbannheim (Abb. 1).

Wenn eine Figur in der Bewegung dargestellt werden soll, wie etwa der Läufer auf dem Sportplatz, dann sollte diese als Relief aus einem starken Brett geschnitzt werden, damit trotz der Bewegung das Ganze geschlossen bleibt. Durch etwas Farbe im Hintergrund kann die Figur klar hervorgehoben werden. Wünscht der Besteller aber ausnahmsweise mehrere Figuren, dann sollte man diese aus dem Querbalken flach herausschnitzen wie bei dem Wegweiser zur Baumschule, oder am senkrechten Balken als Flachschnitzerei darstellen, wie bei dem Wegweiser zum Gemeinschaftshaus (Abb. 2). Dadurch bleibt die klare Werkform des holzgeschnitzten Wegweisers bewahrt, und die figürliche Darstellung kann von der Witterung nicht so leicht angegriffen werden. Arme und Beine können dabei nicht abbrechen, wie man bei freigeschnitzten Figuren wiederholt beobachten kann.



Abb. 6

Abb. 7

Der Bund für Heimatschutz wird auch dieses Gebiet betreuen, und es fragt sich, in welcher Weise man das Aufstellen von schlechtgeschnitzten Wegweisern verhindern kann. Die Thüringische Landesstelle für Handwerksförderung in Weimar hat allen Gemeinden und anderen maßgebenden Stellen zur Pflicht gemacht, die Entwürfe von Wegweisern bei der Landesstelle vorzulegen. Dort werden sie von Fachleuten geprüft und die Auftraggeber fachmännisch beraten. Dadurch wird das Aufstellen von Fabrikwaren und minderwertigen Erzeugnissen von Unberufenen verhindert und gut ausgebildete Holzschnitzer mit diesem neuen Erwerbszweig beschäftigt. Es ist nicht einzusehen, warum nicht auch in Schlesien und anderen Gauen von berufener Stelle solche Maßnahmen getroffen werden.

Das nationalsozialistische Deutschland mit dem wiedererweckten Verständnis für Brauchtum, Heimatpflege und Kunsthandwerk wird auch darüber wachen, daß die in der deutschen Landschaft stehenden Wegweiser von Kunsthandwerkern entworfen und geschnitzt werden, die diese Aufgabe beherrschen. Solche Weiser haben deswegen eine große Bedeutung, weil sie an öffentlichen Wegen stehen und sie nicht nur von Tausenden deutscher Volksgenossen, sondern auch von Tausenden von Ausländern gesehen werden und vom guten oder schlechten Geschmack unseres Volkes zeugen. Diese holzgeschnitzten Wegweiser sollen das Dorf-, Stadt- und Landschaftsbild angenehm beleben und verschönern und zugleich auch Zeugnis geben von dem wiedererweckten schöpferischen Können der deutschen Holzschnitzerei unserer Zeit.



Dorfhäuser (Bischwitz, Kreis Ohlau) — Aquarell von Günter Reckzügel, Breslau (1936)

Vom Schmiedewerk alter Tore

F. Werkmeister, Liegnitz

Um die Mitte des 13. Jahrhunderts war die Besiedlung der Lausitz zum Abschluß gekommen. Steinerne Kirchen waren vorhanden, das beweist auch der Name Steinkirch bei Lauban, das ein ältestes Kirchlein war. Und diese Kirchen waren oft der einzige Schutz der Landbevölkerung, die in ihren leicht zerstörbaren Lehm- und Fachwerkhäusern lebte, bedrängt von Raub, Fehde und Krieg, inmitten von riesigen Wäldern. Die Karolina Karls IV. von 1356 verbot z. B. die Rodung der Forsten der Bunzlauer Heide. Die Wälder waren einerseits ein Schutz gegen Feinde, andererseits sollte aber das Wild nicht geschädigt werden.

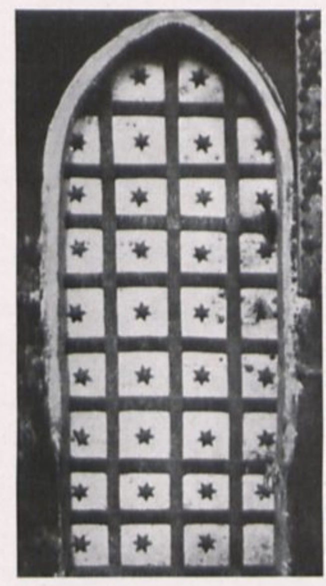
Es galt in den zerstreut liegenden Kirchen starke, widerstandsfähige Bauten zu errichten. Wie weit einheimische oder zugezogene Handwerker tätig waren, läßt sich kaum feststellen. Sehen wir einmal zu, wie die Schmiede die Aufgabe lösten, sichere Türen zu schaffen. Der Zimmermann hatte aus starken Eichenbohlen die Tür gefertigt. Aus einem viereckigen Loche in der dicken Mauer konnte ein ungefüger Balken im Innern der Kirche quer vor die Tür gezogen werden. Sie war mit Eisenbändern und starken, kunstvollen Schlössern gesichert. Die dicken Haspen waren fest in die Mauer eingefügt; die Angeln endeten in breiten Eisenbändern, die sich über die ganze Tür zogen. Das genügte aber nicht; der Beschlag mußte so sein, daß die Tür durch Axthiebe kaum zu zertrümmern war. Die Sakristeitür war am stärksten gesichert; sie sollte kostbares Silbergerät schützen.

Da man türgroße Eisenplatten nicht herstellen konnte, belegte man sie mit kleineren Eisenplatten, nagelte diese fest und überzog das Ganze noch dicht mit Eisenbändern und allerhand Formen aus Eisen. Beliebt waren Gebilde als Beschlag in Form von Hufeisen oder Angelhaken. Das beweisen eine Tür in der Kirche zu Rengersdorf bei Marklissa und eine schöne Einbaumtruhe aus der evangelischen Kirche zu Lüben. Eine zweite Tür zu Rengersdorf ist mit senkrechten und waagerechten Eisenbändern dicht belegt, nur kleine Vierecke freilassend.

Es ist nun bezeichnend, daß die gestellte Aufgabe nicht nach nüchterner Sachlichkeit gelöst wird, sondern in Harmonie mit schöner Form. Zweckmäßigkeit und Schönheit sind



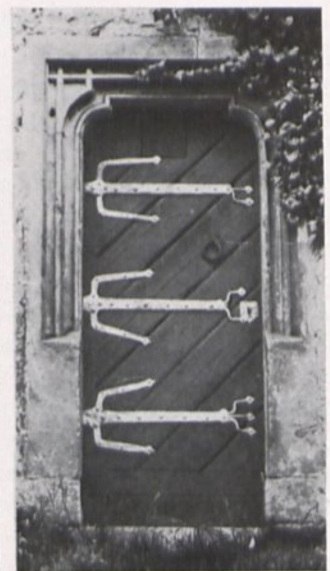
Türgriff
Hirschberg, Gnadenkirche
Photo: F. Werkmeister



Boberröhrsdorf, kath. Kirche



Kaiserswaldau, Rsgb., kath. Kirche



Welkersdorf, kath. Kirche

Photos: F. Werkmeister

vereint. Ein feststehendes Urbild ist geschaffen, das in unerschöpflicher Form abgewandelt wird und die Freude des Schlesiers zeigt, mit der Form, dem Linienwerk zu spielen. Das Tor an der Kirche zu Welkersdorf bei Greiffenberg ist wohl eine vollendete Leistung. In Boberröhrsdorf sind die kleinen freien Felder mit Sternen besetzt, und damit Außen- und Sakristeitür nicht gleiche Muster haben, sind bei der äußeren Tür die Querbänder durch zickzackförmige durchbrochen. Bei einer anderen wechseln breite und schmale, waagerecht gelegte Bänder mit diagonal gelegten und Schmuckrosetten.

Die genannten Formen kommen weitverbreitet in Abänderungen vor. In Mühlrädlitz wird dasselbe Muster vom Maler übernommen und werden schwarz-grüne Bänder mit Sternenfeldern auf die Tür gemalt. Dies ist um so bemerkenswerter, weil sonst alle Teile des Kircheninneren, auch andere Türen, mit Barockranken bemalt sind. Ähnlich ist es in Lüben. Vermutlich haben die früheren Türen Eisenbänder gehabt. Wir haben demnach hier ein Beispiel, wie der Maler das Muster einer anderen Technik unbekümmert verwendet.

In Kaiserswaldau bei Warmbrunn gehen von der Türangel strahlenförmig Bänder mit einer Fülle von Rankenwerk und Zierformen über die Türen. Der Meister kann seiner Gestaltungskraft kaum genüge tun. Aus solchen Handwerkern gingen die Schöpfer der vollendet schönen und harmonischen schlesischen Grabkreuze hervor.

Die Enden der Bänder wurden vielfach in drei Teile gespalten, so daß sie wie eine Blüte oder Knospe wirken. Legt man wellenförmige Bänder zusammen, so entsteht ein ornamental wunderhübsches Gebilde, wie z. B. in Langenwaldau bei Hirschberg. Spaltet der Meister die sich windenden Bandenden in zwei Teile und schlägt am Beginn der Spaltung einen Nagel ein, so entsteht ein Schlangenmuster. Wir finden es vielfach, z. B. in Ovas bei Liegnitz, in Reibnitz bei Hirschberg, bei sehr alten Sakristeitüren.

Es ist erst nach Sammlung des ganzen Materials möglich, festzustellen, ob z. B. in dem

Schlangenmuster alte Sinnbilder festgehalten worden sind. In Langenau bei Hirschberg setzt der Schmied auf die Tür von 1572 einen Hahn. Der Anziehring in der katholischen Kirche zu Greiffenberg enthält einen Greifen, der zu Schmiedeberg einen Doppeladler. Die Türklinken der Bethäuser zu Warmbrunn, Langenau und Buchwald und der Gnadenkirche zu Hirschberg enden in Drachenköpfe. Eine Haustür aus der Gegend um Hirschberg – jetzt im Museum für Volkskunde zu Berlin – zeigt das flammende Sonnenrad um den Türknopf. Wir würden über all diese Arbeiten der alten Schmiedemeister, wohl nur irrtümlich Grobschmiede genannt, besser unterrichtet sein, wenn wir wüßten, welchen derartigen Schmuck die Haustüren der Wohnhäuser hatten. So sind wir auf Burgen und älteste Kirchen angewiesen.

Wie zeitbedingt die Arbeiten der Meister waren, sehen wir an dergleichen Arbeiten an der evangelischen Kirche zu Schmiedeberg i. Rsgb. Die Zeit ist ruhiger und sicherer geworden. Die Türen sind nicht mehr mit dickem Eisen dicht belegt, leicht schwingt der ornamentale Schmuck aus einer kurzen, breiten Platte und humorvoll fügt der Meister in das Schlüsselschild einen Kopf eines Pastors mit Beffchen. Auf der Tür der Kirche zu Mollwitz ist ein ganzes Volk von Hahn und Hühnchen. Seifersdorf bei Liegnitz zeigt in den Feldern der Archivtür immer wechselnd Löwe, Adler und zwei Engel; Friedersdorf bei Greiffenberg an den Logen den Doppeladler.

Wie bei jeder echten Volkskunst setzte der Meister äußerst selten seinen Namen auf das Werk. Mir ist nur ein Fall bekannt: in Lüben bringt ein Schmied auf das Band des Opferstockes seine Hausmarke an. Wir kennen sonst die Namen der Schmiede nicht; sie erfüllten ihren Auftrag sachlich mustergültig; sie schufen feststehende Typen, die überall zugrundegelegt wurden, wie in ähnlicher Weise die Form des Bauernschemels, Fachwerkhauses, Brotschranks u. ä. entstand. Aus der Tiefe der schlesischen Volksseele aber kam dazu der Trieb zu schmücken.

Ein altes Bild

Georg Thiel, Liegnitz

Als die Sitzung beendet war, wurde es still in der halbdunklen Schulstube, beklommen still. Man hörte wieder das Klirren der Fensterscheiben, wenn der Schneesturm dagegen donnerte, dazwischen das feine Knistern eisiger Flocken, das sich mitunter zum scharfen Prasseln steigerte. Bis zur halben Scheibenhöhe bedeckten die weißen Kissen den Fenstersims.

Am Tisch vor den Schulbänken rückten die Bauern verlegen mit ihren Stühlen aus dem Lichtkreis der kleinen Petroleumlampe. Dabei schoben sie die Hände tiefer in ihre Joppentaschen. Der Dorfschulze erhob sich, ging schweigend den Mittelgang entlang ins Dunkle und schlug heimlich die langschäftigen Stiefeln aneinander.

Auch der weißbärtige Pastor hüllte seinen Pelz dichter um die Knie und zog den Lederband mit den Sitzungsberichten näher.

„Also wieder: Abgelehnt!"

Weil alle schwiegen, fügte er noch hinzu: „Auch die paar Mark – für den Orgeldienst!"

„Nich doch, Herr Paster, – bloß nausgeschoben! Jetze nich, wo uns die Abgaben fressen."

„Ja, Schulze, 's bringt nischt mehr", murrte der hagere, steinalte Kunert-Bauer, „der Stall nich und der Acker nich."

„Dann bleibts also, — bis das Alte stürzt, — hoffentlich hier ohne Opfer!" Bei diesen Worten des Pastors tasteten die Blicke die niedrige Decke des Schulzimmers ab. Zur Sicherung waren schon Balken unter die durchgebeulten Stellen gezogen, durch Pfosten an den Seitenwänden und im Mittelgange gestützt, daß man sich wie im Stollen eines Bergwerks fühlen konnte.

Da fuhr sich Kantor Erdner, der zuletzt schweigend ins Leere gestarrt hatte, mit der Linken durchs helle Haar, richtete sich hoch auf, als wollte er noch einmal reden, eifernd wie zuvor, — trat aber dann plötzlich an den Ofen zurück. Eine innere Kälte schüttelte ihn durch und durch.

Wie ein Fremder blickte er jetzt auf die Bauern seines Dorfes, für das er sich mühte, schon Jahre hindurch, sah von einem zum andern, wie sie trotzig dasaßen, verschlossen, als ließen sie keinen an sich herankommen.

Indessen begann der Pastor bedächtig den Bericht zu schreiben, eine Arbeit, die er sich nicht nehmen ließ.

Soeben fauchte wieder ein Windstoß durch die Fensterritze. An der gegenüberliegenden Wand fiel eine vergessene Kindermütze vom Holznagel. Erdner, der noch immer die Hände hinter dem Rücken zusammenkrampfte, sah dort im ungewissen Dunkel der Fensternische ein zitterndes Flattern, als winke eine bleiche Hand. Es waren beschriebene Notenblätter seiner kleinen Weihnachtskantate, die er in diesen Tagen vollenden wollte. Die kältestarren Finger mußten vorhin, als er aus der unruhigen Familienstube hierher geflüchtet war, die Schreibfeder nach kurzer Arbeit wieder beiseite legen. Auch nachher in der Kirche versagten seine Hände auf den eiskalten Tasten der Orgel.

Unwillig furchte er die Stirn, kniff die Lider halb über seine brennenden Augen. Auf einmal schien sich die niedrige Balkendecke herabzubiegen, immer tiefer, die Seitenpfosten neigten sich; alles engte ihn ein, brach über ihm zusammen. Er rang nach Luft, tastete an der schwarzen Wandtafel entlang zur Tür, aus dumpfem Druck noch ins Freie zu gelangen.

Im Flurdunkel mußte er sich gleich wieder ducken, weil er über sich an die Bodentreppe stieß. Er begann zu taumeln, die Finsternis kreiste. Nur drüben, wie in weiter Ferne, schlich ein winziger Lichtschimmer aus dem Schlüsselloch der Wohnstube. Aber jetzt nicht dorthin! Nicht vor die Seinen!

Mühsam tappte er übers muldige Ziegelpflaster zur Haustür, klammerte sich draußen an den Stützbalken der schmalen Vorlaube und atmete tief, als hätte er sich aus Verschüttung gerettet.

Von hier sah er nun über die Gartenbeete ins freie Feld, starrte in das tobende Grau wie in sein eigenes Leben. Tot lag alles, von kalter Last überdeckt, ein karger Acker, um den er wie ein Bauer gerungen hatte, harter Boden, der seinem Mühen nur geringe Frucht gab.

Sollte er ihm den Rücken kehren? Anderen Lebensgrund suchen, willigen Boden? Nur der Ernte wegen, die er nicht schuldig bleiben wollte!

Mit leisem Knarren gab auch der Laubenpfosten nach, der ihn stützte. Drum lehnte er sich daneben an die uralte Akazie; die stand fest, tief bis unter den Baugrund verwurzelt, knorrig und rissig der Stamm, aber eisenhart, wenn auch der Sturm gerade an einem herabgebrochenen Aste zerrte.

Da straffte sich der noch jugendliche Mann. Er sah im stäubenden Schnee einen Lichtschein von den Fenstern zur Seite, trat vor und umfing nun mit e i n e m Blick das Bild seiner Familie hinter den halbgeöffneten Vorhängen.

Frau Inge, überaus zart, mit blondem Kraushaar, lehnte an der Ofenkante und schaute versonnen — er wußte es — in verschwiegener Erwartung auf das Kinderbett vor sich, in dem schon sein Wildfang schlief. Vorhin hatten sie es, der allzu knappen Feuerung wegen, aus der eisigen Schlafkammer geholt. Der Abendtisch war bereits gedeckt, karg und schlicht. An dem freien Ende saß sein Junge im Mantel und bastelte, vermutlich an einer Weihnachtsarbeit. Weihnachten! Wie sollte er das Fest froh und licht gestalten?

Und morgen in aller Frühe mußten sie beide wieder auf die verschneite Landstraße, über die eisige Höhe, auf der der Wind so schneidend pfiff. Bis ins Nachbardorf begleitete der Vater den Sohn, jetzt jeden Morgen, damit er dort den Schulzug erreichte.

Anders ging es nicht, nur so — in dieser bitterschweren Zeit!

Der Trotz stand wieder in ihm auf. Aus dem Windschatten des Hauses ging Erdner hinaus zur Straße. Sofort versank er dort im gehäuften Schnee. Schleiernde Wirbel hüllten ihn ein, nahmen ihm jede Sicht, brannten aber die Haut mit tausend scharfen Nadeln. Eisige Arme wollten ihn fortreißen, daß er sich anstemmend wehren mußte. Drum stapfte er, zitternd vor Kälte, zurück, klopfte und schüttelte sich im Hausflur und trat dann ruhiger in die Schulstube. —

Sonderbar! Als er sich am Lehrtisch im Halbdunkel neben der Tür niederließ, saßen alle andern, um den Lampenschein gedrängt, vor einem Bilde, das der Dorfschulze in den Händen hielt.

„Wo hab'n Se das aufgestöbert? Unsern alten Willmann-Kanter?" fragte er. Aus den zerfurchten Gesichtern schauten ihn leuchtende Augen an.

„Ach, das —, kürzlich, aus dem alten Bodenschrank, der geräumt werden mußte, weil ihn die Decke nicht mehr trug."

„Eener von uns", meinte der Kunert-Bauer und nahm das Bild schmunzelnd an sich, „aus d'r Mühle draußen. Herrgott, — ja, so kannt' ich den ooch."

Auch Erdner hatte schon oft das feine Aquarellbild, das seit Wochen in der Schulstube hing, betrachtet: Die scharfen, fast kantigen Gesichtszüge, mit den hellen, milden Augen unter weißem Haar, dann die hohen Vatermörder, den blauen Feiertagsrock und — die so seltsam geschlossenen Hände.

„Fuffzig Jahre im Amt, immer hier, — bei uns!" vernahm er von drüben.

„Schwere Jahre", fuhr der Pastor fort, „nach dem Unfall damals! Da haben's ihm eure Väter und Großväter nicht leicht gemacht."

„Aber meiner hat'n gefunden, draußen am Kirchberge, in aller Herrgottsfriehe, — nach 'ner Schneenacht, fast so wie heute!"

Während der Sturm über das Dach brauste, lauschte Erdner gespannt den bruchstückartigen Berichten über das sonderbare Schicksal seines Vorgängers. Er sah ihn wieder durch die Winternacht kämpfen, noch jung, und froh seines neuen Amtes, heimkehrend von der Geliebten, die bald sein Weib werden sollte. Doch immer höher wuchsen die Schneewehen über den Weg; kein Strauch, kein Baum hob sich ab von dem weißen Gewimmel. Der Eissturm raste immer wilder von der Heide herüber, daß die Augen verklebten, die Kleidung zum Eispanzer wurde.

„Durch!" rief er sich zu, Stunde um Stunde, — „nur durch!" wenn die Kräfte ihn verlassen wollten. Er zwang sich weiter —, längst weglos, — mit den Händen wühlend, weil er tiefer und tiefer versank.

Mit erfrorenen Fingern hatte man ihn gefunden, todkrank in die Kreisstadt gebracht, — und als er im Frühsommer wiederkam, war er ein stiller, erschreckend ernster Mann

geworden, nur noch wenige Finger, meist Stümpfe an beiden Händen. Niemand, höchstens sein junges Weib, hat ihn in diesen Jahren einmal lächeln sehen.

„Deshalb wollten ihn alle weghaben, fort von hier", sagte der Pastor. „In die Stadt sollte er kommen oder in die Vorberge, — aber er blieb, — blieb daheim im Heidedorfe, bei seiner Orgel —"

„Wie?" schrie Erdner auf, „bei der Orgel?"

„Trotz allem! Ja! — Mit den zwei, drei Fingern und seinen Stümpfen übte er von neuem, Tag für Tag, bis — man darf es wohl sagen — bis sein Spiel uns wieder Erhebung und hohe Freude war."

Einen Augenblick blieb es feierlich still in dem engen Schulzimmer. Alle sahen stumm zu dem kleinen Bilde, das jetzt allein im hellen Lichtkreise der Lampe lehnte.

Endlich begann ein Alter, der bisher geschwiegen hatte, langsam und stockend: „'s is lange her — noch a Junge war ich — da trat ich 'm de Bälge — er spielte wieder — viel zu lange fer mich, halt immer dasselbe — uff eemal da schrie de Orgel, als hiebn de Fäuste druff — und dann war's stille, ganz stille. — De Hand, die verkrippelte, vorm Gesichte, so lag'r mit der Stirn uffn Notenpulte, als ich um de Ecke sah."

Der Pastor nickte, wandte sich jetzt allein zu Erdner und sprach: „Kein Mensch ahnte, höchstens einer, w a s der alte Willmann durchkämpfen mußte. Folterjahre! Und dann — bedenken Sie: So ein Dorf ist harter Boden, wenn es sich versagt. Alle wissen es noch, aber sie schweigen davon: Es gab kein freundliches Wort für ihn! Keine Hand, die half! Kein Gespann! — Ja, harter Boden! Aber er hält um so fester, wenn man dennoch eindringt, langsam und zäh. Willmann rang sich durch, er fand wieder seine Heimaterde."

„Ja, uns'r aler Willmann!" sagte seltsam milde der Kunert-Bauer, und die andern stimmten ihm zu.

Erdner sah dem greisen Pastor in die Augen, stand auf und griff nach dem Bilde.

„Nein, Herr Kantor! Möchten wir's nicht drüben an ihrer Orgel anbringen? Für alle! Dort neben der Tür, unter der sein Grab liegt."

„Später gern! Jetzt aber lassen Sie m i r das Bild! Über meinem Arbeitstisch soll es hängen — bis ich d u r c h bin!"

Da trat der Dorfschulze hinzu, der sich lächelnd erhoben hatte, und beide drückten sich fest die Hand.



Siegel der „Jägerndorfer Lebzeltner und Waxziger"



Siegel der „Jägerndorfer Lebzeltner"

Mit freundlicher Genehmigung von Prof. E. Kober, der auch die Druckstöcke zur Verfügung stellte, den Mitteilungen der heimatkundlichen Arbeitsgemeinschaft „Jägerndorfer Ländchen", 11. Jahrgang, 6. und 7. Folge 1937, entnommen. Vergleiche den Aufsatz Seite 38 ff. in diesem Heft: „Wachskerzler oder Lichtelzieher ein sterbendes Handwerk?"

Abschied von Breslau

Lothar F. Zotz, Berlin

Während mich der Schnellzug meinem neuen Wirkungskreis entgegenträgt, schreibe ich dies. Das Land hängt unter Nebelschleiern. Ich aber sehe auch so durch die dunkeln Wälder und über die trüben, weiten Felder. Wo die Hügelgräber, die verborgenen, liegen, weiß ich, und ich sehe die kleinen Pfade und die Raine und weltverlorenen Wege, die ich ging. Jenen Acker, hinter den triefenden Birken, kaum erfaßt ihn mein Blick im Vorüberrasen. Doch ich kenne seine Geheimnisse. Waren es nicht meine Hände, die dort und auf hundert anderen Äckern des schlesischen Landes der fruchtbringenden Erde die nicht geschriebenen Urkunden entnahmen, die sie so treu bewahrt hat? Da scheint ein Streifen hellen Landes vorüber zu fliegen. Niemand von den vielen Reisenden achtet darauf, nur ich weiß, daß dahinter der dunkle Fluß strömt und sich verliert in den Wäldern. Oft habe ich sie abgesucht, diese weißen Sandstreifen. Ganz weit hinter den Regenwänden kann ich die Bober-Katzbachberge nur ahnen. Mein Herz aber gehört ihnen doch.

Acht Jahre habe ich als Ausgräber gelebt mit dem schlesischen Land. Ist das nicht viel? Acht Jahre habe ich hier gekämpft und gelernt. Nun gehe ich. Und wäre der Packen, den ihr mir mitgabt, stofflicher Art, mir schiene dieser Zug nicht stark genug, ihn zu tragen. Ich nehme mit mir den Geist der Kameradschaft, wie er im Westflügel des Breslauer Schlosses allezeit geherrscht hat. Auch damals schon, als es noch verpönt war, von Kameradschaft zu reden. Ich danke euch. Ob ihr nun als Nordmänner den Spuren eures Wikingertums am Oderstrom nachgingt, ob ihr als heimattreue Schlesier heilige Zeichen und Steinbilder eurer Berge zu ergründen sucht oder ob ihr erst seit kurzem, wie einst ich selbst, die ganze Begeisterungsfähigkeit eines jungen Forscherherzens der unerschöpflichen Fülle schlesischer Bodenfunde zuwendet, gleichviel, ich danke euch. Ich nehme mit mir vielerlei Kenntnisse, die ich von euch erwarb. Kampfgeist, wie er die alten Germanen auszeichnete, gepaart mit einem von hoher Geistigkeit getragenen Wissen, eignet ja dem, der der Führer unserer Kameradschaft war. Scharf ist sein Denken und groß die Anforderungen, die er an sich stellt. Beides versuchte er auf uns, seine Gefolgschaft, zu übertragen. Mehr als euch allen gilt ihm mein Dank.

Ich kam von der Naturwissenschaft zur deutschen Vorgeschichte. Mag sein, daß es darum eine Zeit gab, in der ich nicht so sehr viel hielt von den Methoden der Stilanalyse und vergleichenden Formenkunde. Wenn dem heute anders ist, so danke ich es dem Mann, der als der Schüler seines großen Lehrers Kossinna, wie kaum ein anderer Forscher, dessen geistiges Erbe als Universitätslehrer wahrnimmt und vertritt. Unter seiner Führung habe ich die akademische Würde eines Doctor habilitatus erworben, damals noch nicht wissend, daß dies für mich ein stolzer Abschluß meiner Breslauer Tätigkeit werden sollte. Es scheint mir eine hohe Ehre zu sein, mich fortan einreihen zu dürfen unter die Schüler von Martin Jahn.

Es peitschen jetzt wilde Schauer gegen die Fenster, und das Land verschwimmt im Wetter. Bei mir im Abteil sehe ich die Gesichter von euch allen, die ihr da draußen als Lehrer eine zukunftsfrohe Jugend betreut. Mein Denken ist bei euch, die ihr mich hundertmal aufnahmt als euren Gast, mochte ich nun kommen, um „Tippel" auszugraben oder um eure Schulschränke von Steinbeilen zu entleeren.

Es zogen hervorragende Vorgeschichtsforscher aus ihrem schlesischen Heimatlande in das Reich. Meine Grüße gehen zum westlichen und östlichen Grenzpfeiler deutscher Gelehrsam-

keit, nach Bonn und nach Königsberg. Erprobte Freundschaft und nationalsozialistischer Kämpfergeist verbinden mich mit euch, die ihr als Schlesier und Schüler Hans Segers heute selbst Wissen von der Welt unserer vorgeschichtlichen Ahnen vermittelt.

Ich kam nach Schlesien, und meine Kameraden im Landesamt für Vorgeschichte kamen. Aus Dithmarschen, aus Danzig und aus der Mark. Wenn sie einmal wieder gehen werden, so wie ich heute gehe, so bin ich gewiß, daß sie ebenso wie ich, der Alemanne, immer wissen werden, daß ein Teil ihres Lebens Schlesien gehört. Was uns Schlesier im weitesten Sinne immer über alle Grenzen und Widerstände hinaus einen wird, ist die hohe Verehrung für Hans Seger. Was wir alle ihm verdanken, ist am wenigsten mit Worten zu sagen, und immer werden es nur die wissen, die unter und neben unserem Altmeister in Breslau arbeiten durften. Möge es nach mir noch vielen jüngeren Geschlechtern vergönnt sein, die von der Erfahrung eines Lebens getragene und deshalb überragende kritische Einstellung dieses großen Schlesiers zu allen Fragen unserer Wissenschaft zu erfassen und dabei zugleich die Wärme und Vornehmheit seines wahrhaft nordischen Charakters zu spüren.

Weit ist mein Zug nach Norden geeilt, nun biegt er nach Westen um. Welches Land wäre schöner als meine neue Heimat, die Kurmark? Ich reihe mich ein. Bonn und Königsberg, Danzig, Köslin und Beuthen, Frankfurt a. M. und Berlin. Breslau ahoi!

Buchbesprechungen

Schlesisches Jahrbuch für deutsche Kulturarbeit im gesamtschlesischen Raum. 11. Jahrgang. Verlag Wilh. Gottl. Korn, Breslau 1939. 220 Seiten, 47 Abbildungen und 13 Karten. Kart. 3,20 RM. – Es mag für die drei Begründer der schlesischen Stammlandbewegung, Schneck, Patscheider und Gierach, für den Herausgeber und einen Teil der Mitarbeiter ein glückliches Vorzeichen gewesen sein, daß auf der Februartagung des Arbeitskreises für gesamtschlesische Stammeskultur in Troppau im Rahmen der Schlesischen Kulturwoche der 11. Jahrgang des Schlesischen Jahrbuches zum erstenmal einem kleinen Kreis aktiver Mitarbeiter und Förderer des schlesischen Stammlandgedankens vorgelegt wurde. Schon zehn Bände des Jahrbuches, dessen Ziel seit seinem ersten Erscheinen im Jahre 1928 die Darlegung der deutschen Kulturarbeit im schlesischen Raum ist, waren bisher von Bernhard Schneck herausgegeben worden. Der vorliegende elfte Jahrgang, den der junge Historiker Ernst Birke im Auftrage des Arbeitskreises für gesamtschlesische Stammeskultur redigierte, weist schon in seiner äußeren Aufmachung, Bildmaterial und Zeichnung auf der Titelseite, symbolhaft auf den großen Sieg des Jahres 1938 und auf die Heimkehr der bisher in der Tschecho-Slowakei lebenden Stammesgenossen hin.

Den Ereignissen des Vorjahres und ihrer Auswirkung sind die Aufsätze und Berichte von Ernst Birke (Die größere Heimat), Günther von Geldern-Crispendorf (Die räumliche Verteilung der gesamtschlesischen Industrie), Ludwig Petry (Schlesische Chronik 1938), Elfriede Oberbeck (Rückblick auf das Wirtschaftsjahr 1938) und Heinz Rogmann (Schlesien 1938 in der Statistik) gewidmet. Die geschichtliche Entwicklung des Raumes zu beiden Seiten der Sudeten behandelt Hermann Aubin (Schlesien und Böhmen-Mähren im Lauf der Geschichte), wobei er im Sieg des Volkstumsgedankens die schicksalhafte Erfüllung einer 700jährigen Auseinandersetzung sieht. Wesentliche Beiträge zur schlesischen Stammes- und politischen Geschichte bringen die Arbeiten von Walter Krause (Mittelalterliches Deutschtum in Oberschlesien), Franz Pfützenreiter (Das Fraustädter Ländchen im Mittelalter) und Heinrich Rohkam (Der Grafenkrieg. Ein Beitrag zur Geschichte der Grenzziehung im Riesengebirge); man vergißt aber auch nicht die vorgeschobenen, zum Teil bereits untergegangenen Vorposten schlesischen Volkstums, denen die Aufsätze von Franz J. Beranek (Geschichte der untergegangenen schlesisch-glätzischen Volksinsel bei Pardubitz in Ostböhmen) und Herbert Weinelt (Entdeutschter schlesischer Siedlungsboden in der Slowakei) gewidmet sind. Die Stellung Breslaus im Südostverkehr behandelt Hermann Freymark, Bedeutung und Führung des Oder-Donau-Kanals Karl Beger. Ein Aufsatz von Robert Sobotik, der die Zahlen der letzten tschechischen Gemeindewahlen im Teschener Schlesien auswertet, erinnert mahnend an die Gruppe der in Polen

lebenden schlesischen Stammesgenossen. Den Arbeitsgrundlagen und Hilfsmitteln der gesamtschlesischen Kulturarbeit sind die Berichte von Otto Wenzelides, Katharina Reimann, Else Fabritius, Herbert Schlenger und Bernhard Stephan gewidmet. Beiträge schlesischer Dichter (Niekrawietz, Hans Christoph Kaergel, Hugo Scholz, Erich Hoinkes und Josef Gröger) und reicher Bildschmuck, der außer einer gesamtschlesischen Chronik des vorjährigen Geschehens eine bildliche Charakteristik eines Teiles des schlesischen Stammlandes – in diesem Jahr des Braunauer Ländchens – bringt, verleihen auch in dieser Hinsicht dem vorliegenden Jahrbuch dauernden Wert. Heinz Brauner.

Leitheft für heimatkundliche Arbeit. Herausgegeben vom Gebiet und Obergau Schlesien der HJ. in Zusammenarbeit mit den Kunstsammlungen der Stadt Breslau, der Landesbauernschaft Schlesien und dem Oberpräsidenten (Verwaltg. d. Schles. Prov.-Verbd.). Zusammengestellt von Herta Kramer und Dr. Erich Meyer-Heisig. 16 Seiten, 35 Abbildungen. – Zur Weiterführung der heimatkundlichen Arbeit gab die Gebietsführung der HJ. Schlesien ein Heft heraus, um der schlesischen HJ. Anleitung zur Erfassung des Menschen, der Landschaft und des schlesischen Volks- und Brauchtums zu geben; Fahrten und Lager werden nun neben ihren anderen Zielen zu einer vertieften Betrachtung der Heimat führen. Das gut ausgestattete Heft gliedert sich in die Abschnitte: Die Siedlungsform der Stadt; die Dorfform; das Bauernhaus; die Möbel; Töpferarbeiten im bäuerlichen Haushalt; allerlei Hausrat; Geräte zum Spinnen und Weben; Tracht und Trachtenschmuck; Brauch im Lebens- und Jahreslauf; germanische Sinnbilder und Heilszeichen. Das ohne aufdringliche Lehrhaftigkeit vorzüglich geschriebene und bebilderte Heft wird seinen Zweck bestimmt erfüllen. Dr. F. Geschwendt.

Schlesisches Brauchtum. Von Hans Christoph Kaergel. – **Schlesien spricht zu uns durch seine Dichter.** Von Hans Zuchhold. (Teil 4 und 6 der Schriftenreihe: Ostmark, du Erbe meiner Väter.) Verlag Priebatschs Buchhandlung, Breslau 1936 und 1937. Preis je 1,– RM. – Es gibt für das prächtige Büchlein von Kaergel kein besseres Lob, als Hermann Stehr einleitend davon sagt: „Nur ein Schlesier kann über schlesisches Brauchtum schreiben; und nur einer, der von Geburt schollenverbunden und bunt- und höhensüchtig zugleich, also mit einem Wort ein Dichter, ist imstande, diese Aufgabe zu lösen." – Das Heft von Zuchold ist ein kleiner, aber eindringlicher Führer durch Schlesiens Dichtung von der alten Zeit bis in unsere Tage. Viele eingestreute Gedichte als Beispiele, feinfühlige Charakterisierungen der Lebensströmungen geben der Schrift ihren besonderen Wert. –n–

Bauden und Baudenleute. Von Heinrich Rohkam. Heft 1 der Schreiberhauer Heimatblätter. Verlag Priebatschs Buchhandlung, Breslau 1937. – Das Heft eröffnet die Reihe einer Sammlung von Abhandlungen und Untersuchungen, die zusammengefaßt später einmal eine vollständige Schreiberhauer Chronik ergeben sollen. Auch die Geschichte der Riesengebirgsbauden zeigt, daß es niemals eine Sudetengrenze gab. Der Name Schreiberhauer Bauden umfaßte immer hüben und drüben. Der Heimatforscher und der Heimatwanderer werden mit gleichem Nutzen sich an Bild und Wort der Rohkamschen Darstellung erfreuen. –n–

Schlesische Volkstrachten. Von Walther Steller. 1. Teil: Die niederschlesischen Volkstrachten. 205 Seiten. Brosch. 6,80 RM. Breslau 1938. – Eine kostbare Gabe hat der Verfasser mit diesem Werk und seinen 108 zum Teil ganzseitigen Lichtbildern, vier farbenprächtigen Tafeln und einer Karte des Trachtengebietes der schlesischen Heimat zur ersten Großdeutschen Weihnacht beschert. – Die gesamte Darstellung ist von dem so überaus wichtigen und dankenswerten Bemühen erfüllt, daß die bisher einseitig nach der Sprache beurteilte Volkszugehörigkeit der sogenannten „Wendei" sich aus der Tracht als echt deutsch erweisen lasse. In den Dörfern der evangelischen Kirchspiele Schleife und Hoyerswerda und des katholischen Kirchspiels Wittichenau lebt noch echte Volkstracht aus innerer seelischer Bindung ihrer Träger, geformt durch die gemeinschaftsbildenden Kräfte des Volkstums. Die unter sich vor allem auch aus bekenntnismäßiger (konfessioneller) Trennung durchaus nicht einheitlichen Trachten und Trachtenstücke werden besonders in der Sonn- und Festtagsform, bei Hochzeit (Braut, Züchtfrau), Taufe (Patin), Konfirmation und in der Trauer genau beschrieben. Die viel erwähnte weiße Trauerfarbe (Leinen-Umschlagtuch) erweist der Verfasser durch vielfache Vergleiche mit andern deutschen Trachtengebieten als durchaus nicht slawisch (S. 59–69, S. 110/113). Die Brauthaube „Borta" kennzeichnet sich schon im Namen, aber auch durch die gleiche Form in anderen Gauen als deutschen Ursprungs; ebenso der Oberrock „Schorza" = Schürze, das Mieder „Stalt" = Gestalt u. a. In einer „Zusammenfassung" kommt der Verfasser zu dem Ergebnis, „daß die sog. ‚wendischen Volks-

trachten' zu den artgemäß ältesten und gut überlieferten Formen des deutschen Trachtengebietes gehören" (S. 148). In einem Schlußabschnitt wird dann mit aller Vorsicht unter Heranziehung der Quellen und der wissenschaftlichen Erörterungen darüber der Name „Wenden" zu deuten versucht „als Sammelname für die mit slawischen Bestandteilen siedelnden Germanen im ostelbischen Raum" (S. 155). Der wissenschaftliche Apparat, ein ausführliches Schriftenverzeichnis und ein Wort- und Sachverzeichnis erhöhen den Wert des Werkes, das für diesen Zweig der Volkskunde in Schlesien die Grundlagen schafft und der politischen Willensbildung auch gerade im behandelten Trachtengebiet dienen will. Dr. Arthur Zobel.

Das Dorf. Seine Pflege und Gestaltung. 1. Band der Buchreihe der Arbeitsgemeinschaft Heimat und Haus (Die landschaftlichen Grundlagen des deutschen Bauschaffens). Herausgeber: Der Reichsorganisationsleiter der NSDAP. In Verbindung mit anderen bearbeitet von Werner Lindner, Erich Kulke, Franz Gutsmiedl. Verlag Georg D. W. Callwey, München. – Dies ist das Buch, an dem keiner, der in der Heimatpflege tätig ist, vorübergehen kann. Es ist mit seinem reichen Bildstoff und seinen aus der Heimatarbeit erwachsenen Darlegungen der verschiedenen Mitarbeiter nicht nur ein programmatisches Werk, sondern an jeder Stelle für die Praxis des Heimatschutzes verwertbar. Das Amt „Schönheit des Dorfes" ist ebenso beteiligt wie das Stabsamt des Reichsbauernführers und das Deutsche Volksbildungswerk. Der HJ.-Heimbau im Dorf ist vom Hauptreferenten der Reichsjugendführung behandelt, vom Sachbearbeiter im Reichsministerium für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung stammt der Aufsatz über die „Bauschulen als Wegbereiter". Zur Baupflege hat der Landesbaupfleger des Gaues Sachsen das Wort ergriffen, zum Thema „Polizei und Bauberatung" der Vertreter eines preußischen Hochbauamtes. Die Bilder allein, als Beispiel und Gegenbeispiel, als zeichnerische Vorschläge oder als unmittelbar aus dem Volksleben geschöpfte Zeugnisse von Arbeit und Brauch auf dem Lande, sind eine Fundgrube, gleich nützlich, ja unentbehrlich für den Fachmann und den Laien. B. St.

Pflege und Gestaltung der Heimat. Beiträge zur Kulturpolitik der Gemeinden. Herausgegeben und bearbeitet von Dr. K. Sepp. Kommunalschriftenverlag J. Jehle, München-Berlin. 1938. – Auch dieses unter Hinzuziehung von mehreren Mitarbeitern handbuchartig geschaffene Buch ist für jeden Helfer am Heimatschutz zu empfehlen. Es gliedert sich in die Abschnitte Landschaftspflege und Naturschutz, Gemeinde und Baukultur, Denkmalpflege und Ortsmuseum, Ortsgeschichte, Ortskunde und örtliches Brauchtum, Gemeindliche Kunstpflege, Gemeinde und Volksbildung. Es ist mit einem Geleitwort des bayerischen Staatsministers versehen und berücksichtigt im allgemeinen bayerische Verhältnisse, ist aber im Grundsätzlichen und in der Darlegung der Heimatschutzerfahrung so allgemein gehalten, daß wir es zu den besten Büchern über Heimatpflege, brauchbar für die Arbeit in jedem Gau, rechnen müssen.

Schindeldach und Schindelgiebel. Geschichtliche Entwicklung, Herstellung und Verwendung der Holzschindel im Iser-, Riesen- und Erzgebirge. Von Dr.-Ing. Jens Carstensen. Glückauf-Verlag, Schwarzenberg im Erzgebirge. Geheftet 6,50 RM. – Dieses Buch ist unentbehrlich für die planvolle Pflege alter Handwerks- und Gewerbekultur, wie sie dem Heimatschutz obliegt. Sollten es zunächst auch nur die genauen Aufzeichnungen über Herstellung und Verwendung des altüberlieferten Bedachungsstoffes der Holzschindeln sein, der geschichtliche Überblick über Entstehung, Verbreitung und Entwickelung des Schindeldaches, die den Heimatfreund und Heimatforscher fesseln, so sind darüber hinaus durchdachte und vernünftige Vorschläge heutiger Verwendung wie der Erhaltung des Vorhandenen darin enthalten, die auch der Schlesische Bund für Heimatschutz sich zu eigen macht und deren Anwendung für die Grafschaft Glatz er bereits vorschlug. Die planmäßige Pflege muß von diesem Buch ihren Ausgang nehmen, das Arbeitsgerät und Arbeitsvorgang sowohl der handgefertigten wie der mit der Maschine hergestellten Schindeln, die Dachdeckungsarten, die Schutzmittel gegen Wetter und Feuer, die feuerpolizeilichen Vorschriften in Vergangenheit und Gegenwart behandelt und das Schindeldach auch in kultureller und schönheitlicher Hinsicht würdigt. Dem Buch sind 130 Abbildungen beigegeben, die sich auch mit Beispiel und Gegenbeispiel – den leider häufig zu findenden grundverschiedenen Dacheindeckungsarten an einem Hauskörper – befassen. Die praktische Nutzanwendung ist dem Verfasser die Hauptsache, und in diesem Sinne ist seiner Schrift die weiteste Verbreitung zu wünschen. B. St.

Gauhauptburg, Kastellanei und Stadtschloß. Schlesische Burgenfragen im Lichte der Bunzlauer Burgen. Von Dr. Hermann Uhtenwoldt. Sonderdruck aus dem 16. Bande der Mitteilungen des Geschichts- und Altertumsvereins zu Liegnitz 1938. – In die Siedlungsverhältnisse und Verfassungsfragen und insbesondere in deren Zusammenhang mit der Burgenfrage in Schlesien Klarheit zu bringen,

läßt sich Dr. Hermann Uhtenwoldt erfolgreich angelegen sein. Seine Untersuchungen führen den Verfasser auch am Beispiel der Bunzlauer Burgen zur Erkenntnis von dem Wandel der auf die alten Waldzonen zunächst begrenzten Gaue in die Kastellaneiverfassung und von der mit der deutschen Kolonisation erfolgenden Einbeziehung der schlesischen Teillandschaften in den völkisch stammesmäßig, also gesamtschlesisch gegebenen Raum. In der Darlegung der mittelalterlichen Geschichte der Bunzlauer Burg wird ihre Bedeutung als typisches schlesisches Stadtschloß aufgezeigt, mit dem eine verfassungsgeschichtliche Bedeutung nicht mehr verbunden ist. Auch Bunzlau wird Beamtensitz und wechselt in den Händen des Adels. Die Auseinandersetzung zwischen Ritterschaft und Stadt, der der Dreißigjährige Krieg ein Ziel setzt, zwingt schließlich beide Gewalten in die neue Ordnung des absoluten Staates. Das grundsätzlich Gliedernde und Übersichtliche der Darstellung Uhtenwoldts ist auch bei dieser Veröffentlichung hervorzuheben. Was aus alten und neueren Nachrichten und Bildansichten zu erfahren ist, wird am Schluß zu einer Beschreibung der Bunzlauer Stadtburg zusammengefaßt. Bernhard Stephan.

Die Baumeisterfamilie Frantz. Von Günther G r u n d m a n n. Ein Beitrag zur Architekturgeschichte des 18. Jahrhunderts in Schlesien, Schweden und Polen. 122 Seiten, Großoktav mit 60 Abbildungen. Steif broschiert 6,– RM., Leinen 7,50 RM. Verlag Wilh. Gottl. Korn, Breslau 1937. – In den Lebensschicksalen und in dem künstlerischen Schaffen der Baumeisterfamilie Frantz spiegeln sich die kunstgeschichtlichen Entwickelungen der zweiten Hälfte des 17. und der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts in den über die Grenzen eines einzigen Landes hinausgreifenden Beziehungen. Martin Frantz ist ein deutscher Einwanderer in Reval, der aus Dresden kommt, sein Sohn Martin Frantz, am besten bekannt als Erbauer der Hirschberger Gnadenkirche, ist Baumeister in Liegnitz, und dessen Nachkomme Carl Martin Frantz wird kgl. polnischer Landbaumeister. Der Verfasser untersucht vom schlesischen Blickpunkt aus die künstlerischen Verbindungen und vertieft den durch Wiese auf dem Gebiet der Plastik in unserem schlesischen Raume erkannten Gegenstrom aus dem Nordosten auch für die Baukunst. Skandinavien und die Ostseeländer treten in das schlesische Kunstschaffen beeinflussend ein, also nicht nur Barock aus Böhmen, Österreich und Süddeutschland. Die archivalischen und stilistischen Forschungen des Verfassers ergeben einen neuen Ausgangspunkt für die Herausarbeitung des unter den vielen Einwirkungen sich herausstellenden schlesischen Barocktypus, eine Aufgabe, die in der Grenzlandforschung durch die vorliegende Arbeit, der durch den Verlag eine mustergültige Ausstattung zuteil wurde, eine wegweisende Förderung erfährt. Bernhard Stephan.

Norddeutsche Grabmalkunst. Von Diedrich S t e i l e n. Abhandlungen und Vorträge, herausgegeben von der Bremer Wissenschaftlichen Gesellschaft. (Heft 3/4 des Jahrgangs 11.) Arthur Geist Verlag, Bremen 1938. – In erster Linie will diese Schrift über den hohen künstlerischen Stand der Grabmalkunst in Norddeutschland in älterer Zeit aufklären, daneben aber auch zeigen, welch wichtige Quelle die Familienforschung in diesen steinernen Archiven findet. Des Verfassers Wunsch, daß aus den gewonnenen Erkenntnissen heraus der Wille zu einer neuen Friedhofskunst, die sich der alten würdig zur Seite stellen kann, gestärkt würde, wird sich erfüllen, denn sein Beitrag ist ebenso wissenschaftlich stichhaltig als auch methodisch klar und ist als wirkliche Heimatschutzschrift auf Schritt und Tritt ein Führer zur Gestaltung. Die Hannoverschen Richtlinien für die Erhaltung alter Grabsteine sind beigefügt und ein Beitrag über Algen und Flechten auf Grabsteinen von Heinrich Sandstede hinzugegeben. „Nicht gleich mit Scheuerbürste, Soda, Ata und Imi der Flechtenbesetzung zu Leibe gehen. Wenn es nicht gar zu schlimm wird damit, laßt sie gewähren." Die klassisch zu nennende Veröffentlichung enthält 112 Abbildungen, die eine Fundgrube sind für den Volkskundler durch die Fülle der Zeichen uralter Überlieferung, beglückend für jeden durch den Ernst und die Kraft gestaltender Gedanken. Lehrreich ist die durch die Zeiten sich gleich bleibende Sorgfalt der Behandlung der Schriftzeichen auf den Grabsteinen, ein besonders beachtenswertes Merkmal überlieferungsgebundener handwerklicher Schulung. Bernhard Stephan.

Durch blumige Wiesen. Von Schulrat Th. K r ö g e r. Heft 3 der Schriftenreihe „Deutsche Scholle", herausgegeben von Professor F. Nießen. Ferd. Dümmlers Verlag, Berlin und Bonn. (Vgl. die Besprechung in Heft 2 der gleichen Schriftenreihe: N i e ß e n (n i c h t Niechen): Auf Naturpfaden der Heimat im Kreislauf des Jahres, in „Schlesische Heimat", 3. Jahrg. 1938, Seite 256). – An der Hand zahlreicher Bilder schildert Verfasser die auf den Wiesen in den verschiedenen Jahreszeiten wachsenden Kräuter und Gräser, und gibt bei einer größeren Anzahl der beschriebenen Pflanzen zum besseren Verständnis für die botanisch wenig geschulten Leser dankenswerterweise auch noch eine Erklärung der deutschen und der wissenschaftlichen Namen. So wird auch dieses kleine Heft seinen Zweck erfüllen, nämlich „ein Führer durch die blumigen Wiesen" zu sein. Herrmann.

Schlesische Heimat

Schriftenfolge für Heimat- und Naturschutz · Im Auftrage des Schlesischen Bundes für Heimatschutz E. V., Breslau (Vorsitzer der Landeshauptmann) herausgegeben von Bernhard Stephan · Organ des amtlichen Naturschutzes

JAHRGANG 4 · FOLGE 2 DER JAHRESHEFTE 1939

ERSTE MAHD

Nun summt die Sense silberleise
Durch hohe Gräser ihre Weise,
Die innig Tod und Leben bindet
Und still den Kranz der Reife windet.

Noch blinkt, ein Diadem, die Au
Im nachtgekühlten Morgentau,
Indes die Lerche steilauf steigt,
Vom Chor der Grillen hell umgeigt.

Erwachend, doch noch traumestrunken,
Sind rings die Blumen hingesunken;
Ach, immer tiefer dringt vom Rain
Die Sense in das Blühen ein.

Betäubend steht die Sommerluft
In dieses Sterbens süßem Duft,
Der sich verströmt, im Halm verblutet,
Und triumphiert, von Glanz umflutet.

ALFRED HAYDUK

Schutz der Pflanzenwelt auf unseren Trockengrasfluren und Wiesen

Johannes Wittig, Breslau, Bezirksbeauftragter für Naturschutz

Die Enge unseres deutschen Lebensraumes zwingt uns dazu, alle landwirtschaftlich verwertbaren Flächen zur größtmöglichen Erzeugung auszunutzen. Das Augenmerk richtet sich zunächst auf die bisher unbebauten Fluren, die heut oft in Verbindung mit erhofften großen Erträgen genannten Ödländereien; sie sollen möglichst restlos dem Acker- oder Waldbau dienstbar gemacht werden. Im botanischen Sinne sind es zum großen Teil Trockengrasfluren auf Binnendünen, trockenen Talsanden, Steilhängen der Flußtäler, steinigen oder lehmigen Berglehnen, kiesigen Hügelkuppen und Terrassenrainen. Ungern hört der Naturfreund die Bezeichnung „Ödland" für diese Landschaftsteile, die oft recht reizvoll und biologisch wegen ihrer reichen Tier- und Pflanzenwelt von großer Bedeutung sind. Die Gebüsche und Hecken an diesen Stellen sind die Zufluchtsorte des Niederwildes, der Iltisse und der Wiesel in der kahlen Feldflur und die Brutstätten vieler für die Bekämpfung der Ackerschädlinge sehr wichtiger Vögel. Die Grasfluren an den sonnigen Hängen beherbergen wärmeliebende Pflanzen, die in Wärmeperioden nach der Eiszeit bei uns eingewandert sind. Sie haben an diesen von der intensiven Bodenkultur verschonten Stellen Zufluchtsstätten gefunden und zeugen dort von dem Reichtum der Vegetation unserer Heimat vor Jahrtausenden. In langen Zeiten kamen sie auf verschiedenen Wanderwegen zu uns, einzelne aus dem Mittelmeergebiet, die meisten aus den Steppen der südöstlichen Donauländer und Südrußlands. Der Hauptweg führte durch das Marchtal über die Mährische Pforte. Die rechte Oderseite erhielt Zuzug aus pontisch-sarmatischen Gebieten über Galizien und Südpolen. Nach Niederschlesien führten Wanderstraßen die großen Urstromtäler entlang von Nordosten her, und auch von Böhmen und Mähren fanden Einwanderer durch die Päße und Flußtäler der Sudeten ihren Weg.

Wenn wir uns auch in bezug auf den Reichtum der pontischen Hügel und Hänge mit Böhmen, Mähren, Polen und Brandenburg nicht vergleichen können, so ist doch die Zahl der wärmeliebenden Arten bei uns recht beträchtlich; allerdings sind die meisten recht selten geworden.

Kennzeichnende Pflanzen der schlesischen Trockengrasfluren:

Von den mit * versehenen Arten gibt es in Schlesien nur wenige Fundstellen, meist nur einen einzigen Standort.

1. mediterran:

Gentiana ciliata Gefranster Enzian

2. pontisch-mediterran:

Stachys recta Aufrechter Ziest
Alyssum montanum Berg-Schildkraut A
Scabiosa canescens W. u. K. (S. suaveolens Desf.) Graue Scabiose F
Inula hirta Rauher Alant

3. pontisch-pannonisch:

Stipa pennata Federgras *
Stipa capillata Haarpfriemengras *
Festuca ovina Schafschwingel
Festuca glauca Blauer Schwingel
Bromus erectus Aufrechte Trespe
Ranunculus illyricus Illyrischer Hahnenfuß
Anthericum Liliago Astlose Graslilie *
Anthericum ramosum Ästige Graslilie

Astragalus Cicer Kichertraganth
Asperula glauca Blauer Meier * B
Asperula cynanchica Hügelmeier
Eryngium campestre Feld-Männertreu * B
Beupleurum falcatum Sichelblättriges Hasenohr
Helichrysum arenarium Sand-Strohblume
Thesium ebracteatum Deckblattloser Bergflachs *

4. pontisch-sarmatisch:

Koeleria glauca Blaugrünes Schillergras
Anemone pratensis Nickende Kuhschelle
Anemone patens Finger-Kuhschelle
Potentilla alba Weißes Fingerkraut
Potentilla arenaria Sand-Fingerkraut F
Silene chlorantha Grünliches Leimkraut C
Silene Otites Ohrlöffel-Leimkraut B
Campanula bononiensis Bolognenser Glockenblume
Campanula sibirica Sibirische Glockenblume * F
Gypsophila fastigiata Ebensträuchiges Gipskraut C
Astragalus arenarius Sand-Traganth C
Tunica prolifera Sprossende Felsennelke
Seseli annuum (S. coloratum Ehrh.) Farbsesel
Seseli Libanotis Heilwurz *
Peucedanum Oreoselinum Bergsellerie
Laserpitium latifolium Breitblättriges Laserkraut
Scorzonera purpurea Purpurfarbene Schwarzwurz *
Centaurea scabiosa Skabiosen-Flockenblume B
Centaurea rhenana Rheinische Flockenblume B
Verbascum phoeniceum Violette Königskerze

Andere seltenere Arten der schlesischen Trockengrasfluren:

Festuca valesiaca Walliser Schwingel F
Avena pratensis Wiesenhafer
Melica ciliata Wimper-Perlgras
Poa bulbosa Zwiebeliges Rispengras
Agropyrum glaucum Meergrüne Quecke *
Carex humilis Niedrige Segge *
Carex pediformis Dickwurzelige Segge *
Carex Michelii Michelis Segge *
Allium senescens L. (A. montanum Sch., A. fallax R. u. Schm.) Berglauch
Dianthus caesius Pfingstnelke *
Dianthus arenarius Sandnelke C
Cerastium brachypetalum Kleinblütiges Hornkraut
Thalictrum simplex Einfache Wiesenraute *
Anemone silvestris Großes Windröschen *
Anemone vernalis Frühlings-Kuhschelle
Rosa micrantha Kleinblütige Rose
Rosa livescens Bess. (R. Jundcillii Bess.) Rauhblättrige Rose
Rosa tomentosa Filz-Rose
Rosa pimpinellifolia Bibernell-Rose
Medicago minima Kleinster Schneckenklee * B
Astragalus danicus Dänischer Traganth *
Lathyrus Nissolia Blattlose Platterbse *
Dictamnus albus Diptam *
Gentiana cruciata Kreuz-Enzian
Gentiana amarella Bitterer Enzian
Aster Lynosyris Goldhaar-Aster *
Asperula tinctoria Färber-Meier

Die unter gleichen Bedingungen lebenden Pflanzen finden sich naturgemäß in Gesellschaften von ganz bestimmtem Charakter zusammen. Gewisse Artengruppen kommen nur — die Charakterarten — oder hauptsächlich — die steten Begleiter — in Gesellschaften von gleichem oder ähnlichem Aussehen vor.

In Süddeutschland beschrieb Gradmann zuerst derartige Trockengrasfluren als Steppenheiden. Nach der jetzt sich durchsetzenden pflanzensoziologischen Systematik von Braun-Blanquet gehören unsere schlesischen Trockengrasfluren hauptsächlich 3 Verbänden an, die nach 3 kennzeichnenden Pflanzen Verband der Aufrechten Trespe oder des Burstgrases (Bromion erecti), des Walliser Schwingels (Festucion valesiacae) und des Silbergrases (Corynephorion oder Weingaertnerion canescentis) genannt worden sind.

Die Gesellschaften des Burstgrasverbandes enthalten submediterranische Arten und haben ihre Hauptverbreitung im atlantisch beeinflußten Westen und Südwesten; die zweite Gruppe ist durch ihren Reichtum an östlichen Arten gekennzeichnet; ihre mehr steppenhaften Gesellschaften kommen in Mittel- und Osteuropa vor.

Beide Verbände durchdringen und verzahnen sich in Brandenburg und Schlesien. Von den beiden gemeinsamen (Ordnungs-) Charakterarten kommen außer den oben mit B bezeichneten bei uns vor:

Carex tomentosa Filzige Segge
Phleum Böhmeri Böhmers Lieschgras
Dianthus carthusianorum Karthäuser Nelke
Ranunculus bulbosus Knolliger Hahnenfuß
Potentilla rupestris Felsen-Fingerkraut
Sanguisorba minor Kleiner Wiesenknopf
Anthyllis Vulneraria Wundklee
Pimpinella saxifraga Kleiner Bibernell
Salvia pratensis Wiesen-Salbei
Brunella grandiflora Große Braunelle
Ajuga genevensis Heide-Günsel
Campanula glomerata Büschel-Glockenblume
Artemisia campestris Feld-Beifuß
Carlina vulgaris Stengel-Eberwurz
Erigeron acer Scharfes Berufskraut
Veronica spicata Ähriger Ehrenpreis
Satureja Acinos Berg-Thymian
Brachypodium pinnatum Gefiederte Zwenke
Saxifraga tridactilytis Dreifingeriger Steinbrech
Vincetoxicum officinale Schwalbenwurz.

Das seltenere Vorkommen von Rasen der Aufrechten Trespe und das Fehlen südländischer Orchideen, z. B. Ophyrs Ragwurz und Aceras Ohnsporn, lassen vermuten, daß bei uns kaum mit dem Vorkommen von eigentlichen Trockenrasengesellschaften (Xerobrometum erecti) zu rechnen ist; dagegen weisen viele Charakterarten auf die Halbtrockenrasengesellschaften (Mesobrometum erecti) hin; z. B.:

Koeleria cristata sp. pyramidata Kamm-Schillergras
Orchis morio Kleines Knabenkraut
Orchis ustulata Brand-Knabenkraut
Spiranthes spiralis Drehwurz
Gentiana ciliata Gefranzter Enzian
Gentiana germanica Deutscher Enzian
Gentiana cruciata Kreuz-Enzian
Onobrychis viciifolia Wicken-Esparsette
Agrimonia eupatoria Odermennig.

Die Halbtrockenrasengesellschaften sind kalkliebend. Bei Düngung stellen sich Fettwiesenpflanzen ein und vertreiben die Charakterpflanzen. Wenn die Flächen nicht geweidet oder gemäht werden, breiten sich Schlehdorn-, Rosen- oder Wacholderhecken aus; in deren Schutze wachsen die Sträucher und Bäume eines lichten wärmeliebenden Mischwaldes auf, der mit der Zeit an die Stelle der Rasengesellschaften tritt.



Hänge mit wärmeliebenden Pflanzen im Kreise Namslau Photo: Wittig

Für das Vorkommen von Gesellschaften des Festucion Valesiacae sprechen die oben mit F bezeichneten östlichen Arten, außerdem:

Hieracium echioides Natternkopf-Habichtskraut
Hieracium Bauhini Bauhins Habichtskraut
Scabiosa ochroleuca Gelblichweiße Skabiose
Tragopogon orientalis Orientalischer Bocksbart.

Auf nahrungsarmen trockenen Sanden kommen die Gesellschaften der Silbergrasfluren (Corynophotion canescentis) vor. Man trifft bei uns außer den weit verbreiteten Charakterarten

Weingärtneria canescens Silbergras
Scleranthus perennis Ausdauernder Knäuel
Jasione montana Berg-Jasione
Teesdalea nudicaulis Sand-Bauernsenf
Spergula Morisonii Boreau (S. vernalis) Frühlings-Spark,

seltener die oben mit C bezeichneten Arten, ferner:
Koeleria glauca Blaugrünes Schillergras
Anemone pratensis Nickende Kuhschelle
Astragalus arenarius Sand-Tragant u. a.

Ein weiteres Ziel der landwirtschaftlichen Erzeugungsschlacht ist die Besserung des Ertrages der feuchten Grünländereien. Die zu trocken gewordenen Stellen sollen in Ackerland umgewandelt, die zu nassen entwässert werden. In Schlesien nahmen die Grünflächen mit 10,5% gegen 17,2% in Deutschland einen verhältnismäßig geringen Raum ein, der sich durch Umbruch in den letzten Jahren schon erheblich verringert hat. Die feuchten Rasengesellschaften enthalten eine sehr reiche Pflanzenwelt; die Bestände sind bei uns infolge von Umbruch, Trockenlegungen und intensiverer Bewirtschaftung sehr zurückgegangen. Von der folgenden Liste seltener Wiesenpflanzen Schlesiens sind manche vielleicht schon nicht mehr vorhanden:

Ophioglossum vulgatum Natterzunge
Botrychium Lunaria Mondraute
Carex aristata Grannen-Segge *
Carex pauciplora Armblütige Segge
Carex pulicaris Floh-Segge
Carex dioica Zweihäusige Segge
Carex paradoxa Abweichende Segge
Carex teretiuscula Draht-Segge
Carex Hornschuchiana Hornschuchs Segge
Carex caespitosa Rasige Segge
Carex Buxbaumii Buxbaums Segge
Carex Buekii Bueks Segge
Rhynchospora fusca Moorsimse
Scirpus pauciflorus Armblütige Simse
Eriophorum gracile Schlankes Wollgras *
Hierochlora odorata Mariengras
Calamagrostis neglecta Übersehenes Reitgras
Tofieldia calyculata Torflilie
Iris nudicaulis Lmk. (I. aphylla L.) Nacktstengelige Schwertlilie *
Iris sibirica Sibirische Schwertlilie
Malaxis paludosa Weichkraut *
Liparis Loeselii Glanzkraut *
Orchis incarnatus Fleischfarbenes Knabenkraut
Orchis laxiflorus Lockerblütiges Knabenkraut *
Microstylis monophyllos L. (Achroanthus monophyllos Greene) Einblatt *
Herminium Monorchis Einknollige Ragwurz *
Coeloglossum viride Hohlzunge
Epipactis palustris Sumpfwurz
Gymnadenia albida Weißliche Händelwurz
Orchis militaris Helmorchis
Orchis coriophorus Wanzen-Helmkraut
Anacamptis pyramidalis Hundswurz *
Orchis sambucinus Holunder-Knabenkraut
Spiranthes spiralis Drehwurz
Gladiolus paluster Sumpf-Siegwurz *
Salix myrtilloides Heidelbeer-Weide *
Salix nigricans Schwarzwerdende Weide
Saxifraga Hirculus Bocks-Steinbrech *
Sedum villosum Behaartes Fettkraut
Galega officinalis Geißraute
Euphorbia villosa W. K. (E. procera M. B.) Behaarte Wolfsmilch *
Viola pumila Niedriges Veilchen *
Viola epipsila Torf-Veilchen
Viola uliginosa Moor-Veilchen *
Archangelica officinalis Erzengelwurz
Gentiana uliginosa Sumpf-Enzian
Gentiana campestris Feld-Enzian
Gentiana germanica Deutscher Enzian
Pinguicula officinalis Fettkraut *
Valeriana polygama Besser (V. simplicifolia Kabath) Ganzblättriger Baldrian
Phyteuma orbiculare Teufelskralle
Senecio paludosus Sumpf-Greiskraut





Oben: Der Spitzberg bei Nippern, vom Nimkauer Moor aus gesehen
Unten: Pulsatilla pratensis, die auf dem genannten Sandhügel in großer Menge wuchs
Nach: F. Pax, Schlesiens Pflanzenwelt. G. Fischer Verlag, Jena 1915

Der Verschiedenartigkeit der Böden (nahrungsarme, saure Talsande, Lehm, Schlick, nahrungsreiche Gesteinsverwitterungsböden, kalkreiche und kalkarme Böden, stark humose Flachmoorböden, stickstoffreiche Erlenbruchböden) entspricht eine reiche Mannigfaltigkeit von Pflanzengesellschaften.

Hochmoorcharakter trägt die Gesellschaft des Scheidigen Wollgrases, Eriophorum vaginatum, mit Vaccinium oxycoccus Moosbeere, Drosera rotundifolia Rundblättrigem Sonnentau, Carex canescens Grauer Segge, Eriophorum polystachium Schmalblättrigem Wollgras nebst verschiedenen Torfmoosen und Polytrichum commune Widertonmoos.

Am Ufer der verlandenden Altwässer und Seen finden wir üppige Rohrglanzgraswiesen (Phlarideten) und Wasserschwadengesellschaften (Glyce-

rieten). Ebenfalls zur Verlandungsreihe gehört der Großseggenverband (Magnocaricion elatae): Die Steifseggenwiesen mit buschigen Bulten von Carex stricta Good. (C. elata All.), die Blasenseggenwiesen mit Carex vesicaria Blasensegge, Carex rostrata Schnabelsegge und die Spitzseggenwiese mit Carex acuta L. (C. gracilis Court.), Carex riparia Ufersegge, Carex acutiformis Schlammsegge und Carex disticha Zeilensegge.

Für die Ordnung der Kleinseggenwiesen (Caricetalia fuscae) sind bezeichnend: Carex canescens Grausegge, Carex panicea Hirsensegge, Carex echinata Murr. (stellulata Good.) Igelsegge.

Sehr formenreich ist der Rietwiesenverband Molinion coeruleae. Die Gesellschaft der Mädesüß-Sumpfstorchschnabel-Wiese (Filipenduleto-Geranietum palustris) ähnelt einer Hochstaudenflur. Die kalkhaltigen Rietwiesen sind bei uns verhältnismäßig selten. Von der kalkarmen Gruppe sind zu erwähnen die Untergesellschaften mit Parnassia palustris Sumpf-Herzblatt, Gentiana pneumonanthe Lungen-Enzian und Selinum carvifolia Silge, mit Hydrocotyle vulgaris Wassernabel, Comarum palustre Blutauge und Agrostis canina Hundsgras und die Borstengraswiese mit Nardus stricta Borstengras, Gentiana pneumonanthe Lungenenzian, Sieglingia decumbens Zweizahn u. a. A.

Vom Verbande der Sumpfdotterwiesen (Calthion palustris Tüx.) ist häufig eine Gesellschaft mit viel Cirsium oleraceum Wiesenkohldistel und Angelica silvestris Engelwurz. Sofort ins Auge fallen die großen Blätter der Pestwurz Petasites officinalis an nahrungs-



Der Spitzberg bei Nippern 1939 – zum größten Teil abgetragen   Photo: Wittig



Oben links: Natternkopf-Habichtskraut Hieracium echioides; rechts: Lungen-Enzian Gentian pneumonanthe. Unten links: Berg-Wohlverleih Arnica montana; rechts: Glatzer Rose Trollius europaeus

Photos: Wittig (1), Hueck (3)

reichen Bachrändern und quelligen Hängen, welche die Begleitpflanzen (Urtica dioica Große Brennessel, Anthriscus silvestris Waldkerbel, Aegopodium Podagraria Giersch und Heracleum sphondylium Bärenklau) oft ganz verdecken. Im Berglande entspricht dieser Gesellschaft eine Form mit der Weißen Pestwurz (Petasites albus) und Rauhhaarigem Kälberkropf (Chaerophyllum hirsutum). An verlandenden Gewässern bezeichnen Alopecurus geniculatus Geknieter Fuchsschwanz und Ranunculus repens Kriechender Hahnenfuß eine Gesellschaft, der auch die Fuchssegge Carex vulpina und Rohrglanzgras (Phalaris arundinacea) angehören. Zu demselben Verbande zählt auch die Fadenbinsenwiese Juncetum filiformis), deren Charakterarten Comarum palustre Blutauge, Menyanthes trifoliata Fieberklee und Carex echinata Igelsegge auf das Flachmoor hinweisen.

Auf die Gesellschaften des Fettwiesenverbandes (Arrhenaterion elatioris), die ganz vom Menschen abhängig sind, braucht in diesem Zusammenhange nicht eingegangen zu werden, da ihre Begründung und Erhaltung das Ziel der Grünlandwirtschaft ist.

Sehr selten sind in Schlesien typische Salzpflanzen; sie bilden wohl nirgends eine ausgesprochene Pflanzengesellschaft.

Glaux maritima Milchkraut *
Triglochin maritima Meerstrands-Dreizack
Aster tripolium Strandaster *
Plantago maritima Strand-Wegerich *
Bupleurum tenuissimum Feines Hasenohr *
Melilotus dentatus Gezähnter Steinklee *

In den Westen der Provinz ragt ein Zipfel des atlantischen Florengebietes herein. In feuchten Rasengesellschaften treten vereinzelt Helosciadium inundatum und Hypericum elodes Wasser-Johanniskraut auf.

Schließlich muß noch auf Pflanzen hingewiesen werden, deren äußerste Standorte besondere Beachtung verdienen, weil ihre Verbreitungsgrenzen durch Schlesien gehen. Zum Beispiel hat Silene chlorantha Grünliches Leimkraut in Schlesien seine Südwestgrenze, Rosa gallica Essigrose die Nordostgrenze. Carduus Personata Klettendistel, Cirsium acaule Stengellose Distel, Centaurea phrygia Phrygische Flockenblume, Centaurea pseudophrygia Perückendistel, Arnica montana Berg-Wohlverleih gehören dem Berglande an, schieben jedoch Vorposten in die Ebene hinein.

Die vorstehenden Aufzählungen von seltenen Pflanzen und von Pflanzengesellschaften der Trockenrasen und Wiesen sollen zeigen, welche Folgen eine unterschiedslose Ödlandkultur und Wiesenverbesserung für die Flora und das Vegetationsbild unserer Heimat haben muß. Viele der angeführten Pflanzen lehren uns die vielfach verschlungenen Wanderwege kennen, auf denen die mannigfachen Bestandteile unserer pflanzlichen Bevölkerung aus fernen Gegenden zu uns gekommen sind; sie helfen uns, die Lebensbedingungen früherer und jetziger Zeiten zu erkennen.

Manche Trockenrasen und Wiesen enthalten unersetzliche typische Standortsbeispiele, deren die im Anschluß an die Bodenschätzung geplante pflanzensoziologische Reichskartierung bedarf, um die Pflanzengesellschaften unserer Gegend festzustellen. Ohne diese Grundlagen ist die Arbeit dieses heimatkundlich und wirtschaftlich wichtigen Forschungswerkes in Frage gestellt. Der übereinstimmende Bestand von Pflanzengesellschaften ist ein sicherer Weiser für die Gleichheit der Lebensbedingungen; die Verschiedenheit der Pflanzenbestände weist auf Unterschiede der Standortsbedingungen hin und gibt dem Bodenforscher wichtige Hinweise. Die Ergebnisse der Pflanzensoziologie lehren die Wirkungen der Grünlandverbesserung durch Ent- und Bewässerung und Dün-

gung auf die Pflanzenwelt beurteilen. Sie helfen, die Tragweite wasserwirtschaftlicher Eingriffe vorauszusagen. Sie leisten bei der Begründung von Grünflächen anläßlich der Anlage von Flugplätzen, Sport- und Aufmarschfeldern sowie von Rasenböschungen bei Eisen- und Autobahnen durch Angabe der bodenständigen Vegetation wichtige Dienste.

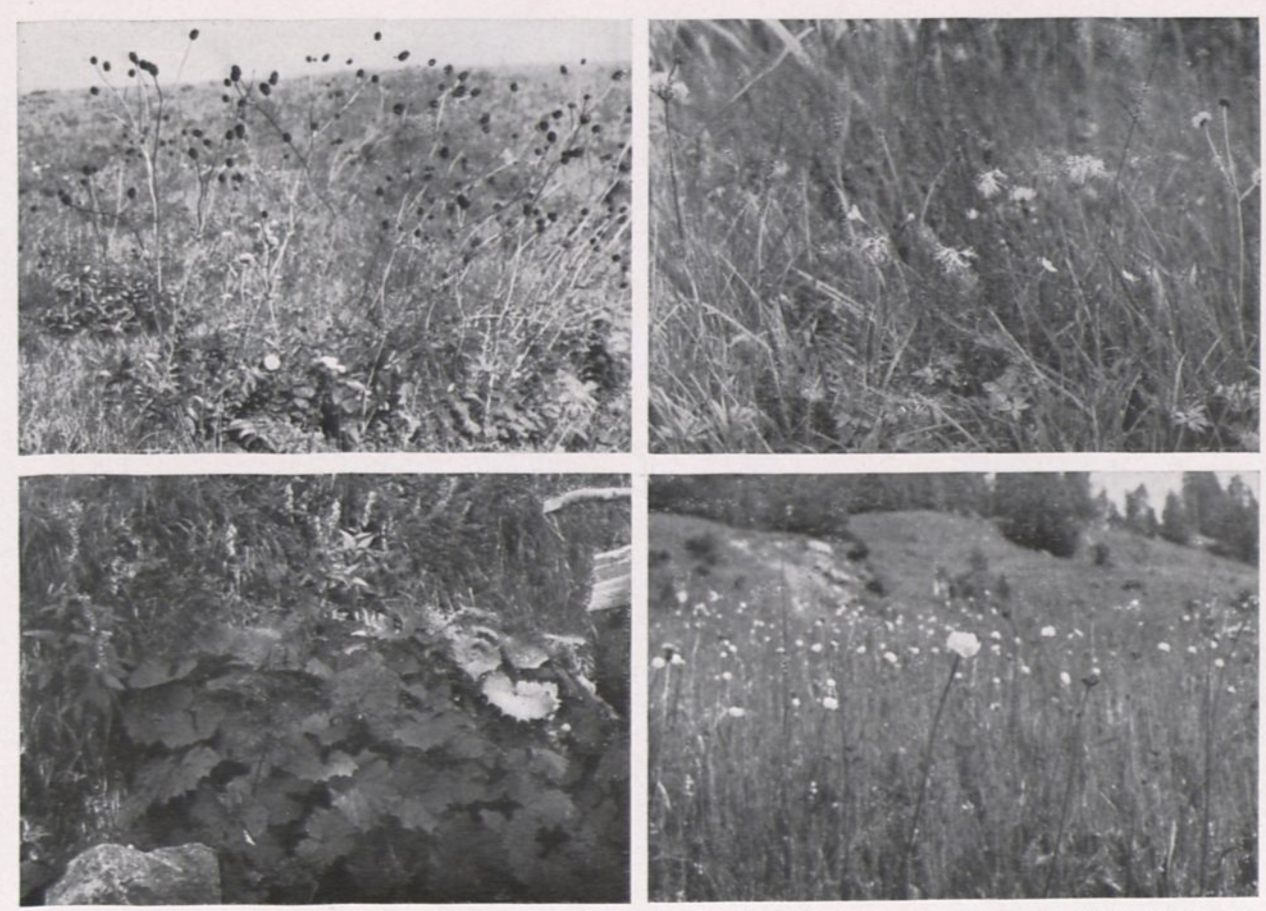
Nicht zu unterschätzen ist die Bedeutung der Trockenrasen- und Wiesenflächen für das Landschaftsbild unserer Heimat. Unsere blumigen Raine, Wegränder, Hänge und Hügel sind der Schmuck unserer oft recht eintönig gewordenen Nutzlandschaft. Sie zeigen die verschiedensten Bilder von den bescheidenen Tönungen der nahrungsarmen Sandgegenden bis zu den stark leuchtenden Farben der Schwarzerdelandschaft. Einst hatten wir viele Hügel, auf denen im Frühlingswinde Tausende von entzückenden Glöckchen der Nickenden Kuhschelle schaukelten, nachdem sie wochenlang in ihren Pelzmützchen im Märzensturm und Schneegestöber auf die warme Frühlingssonne gewartet hatten. Sie sind zum größten Teile zerstört. Einer der bekanntesten, der Spitzberg bei Nimkau, hat durch Abgrabung sehr gelitten (Abb. Seite 70 und 71).

Auch der Blumenreichtum unserer Wiesen in seinem vielfachen Wechsel im Ablauf des Jahres darf nicht aus dem Landschaftsbilde und damit aus dem Erleben der Menschen und dem seelischen Inhalt unserer Heimatnatur verschwinden. Hierfür sind weniger die botanischen Seltenheiten wichtig, sondern die schönen, augenfälligen Wiesenblumen, die ein Bestandteil des Volksbewußtseins geworden sind. Es seien einige bekannte, in Schlesien früher keineswegs seltene Pflanzen genannt, deren Pflücken und Ausgraben durch die Naturschutzgesetzgebung verboten ist: Lungen-Enzian (Gentiana pneumonanthe), Glatzer Rose (Trollius europaeus) und Berg-Wohlverleih (Arnica montana). Schube führt in seinem Werk „Die Verbreitung der Gefäßpflanzen in Schlesien", 1903, eine große Anzahl von Standorten an. Eigene Beobachtungen und eine Umfrage haben ergeben, daß in den meisten Teilen des Regierungsbezirkes Breslau nur noch wenige recht kümmerliche Bestände vorhanden sind. Die Pflanzen verschwanden, weil die für sie notwendigen Lebensbedingungen sich infolge wirtschaftlicher Einflüsse geändert haben.

Niemand wird die Notwendigkeit der Grünlandverbesserung und der Ödlandkultivierung bestreiten. Es gibt aber Flächen von wissenschaftlich, heimatkundlich und landschaftlich hohem Wert, die in ihrer ursprünglichen Eigenart erhalten bleiben müssen. In jeder Gegend müssen einige typische Trockenrasen- und Wiesenflächen unter Schutz genommen werden, damit sich ihre Lebensbedingungen und ihr Bestand unverändert erhalten. Die Schutzmaßnahmen werden je nach der Natur verschieden sein. Bei Trockenrasen können Beweidung oder Mahd unschädlich, sogar manchmal notwendig sein. Bei Wiesen mit Lungen-Enzian müssen Entwässerung, Düngung und zweiter Schnitt unterbleiben. Auch die Beseitigung von Hecken und Buschwerk muß verhindert werden. Sie geben oft wertvolle Hinweise auf die Waldgesellschaften, aus denen die Grünflächen entstanden sind; in ihrem Schutze halten sich mitunter noch seltene Pflanzen, wie z. B. Aspidium cristatum Kammzahn, Thalictrum aquilegifolium Akeleiblättrige Wiesenraute u. a.

Die wirtschaftliche Einbuße ist im Verhältnis zur ideellen Bedeutung gering; es handelt sich meist um Flächen, deren Ertrag Mühe und Kosten wenig lohnt, z. B. um trockene Sandflächen und um saure, oft weit entlegene Waldwiesen. Das Hauptgewicht der Besserungsarbeiten muß auf die intensive Ausnützung lohnender Gebiete gelegt werden.

Es ist zu wünschen, daß in den nächsten Jahren die im Naturschutz praktisch tätigen Persönlichkeiten, die Floristen und die sach-



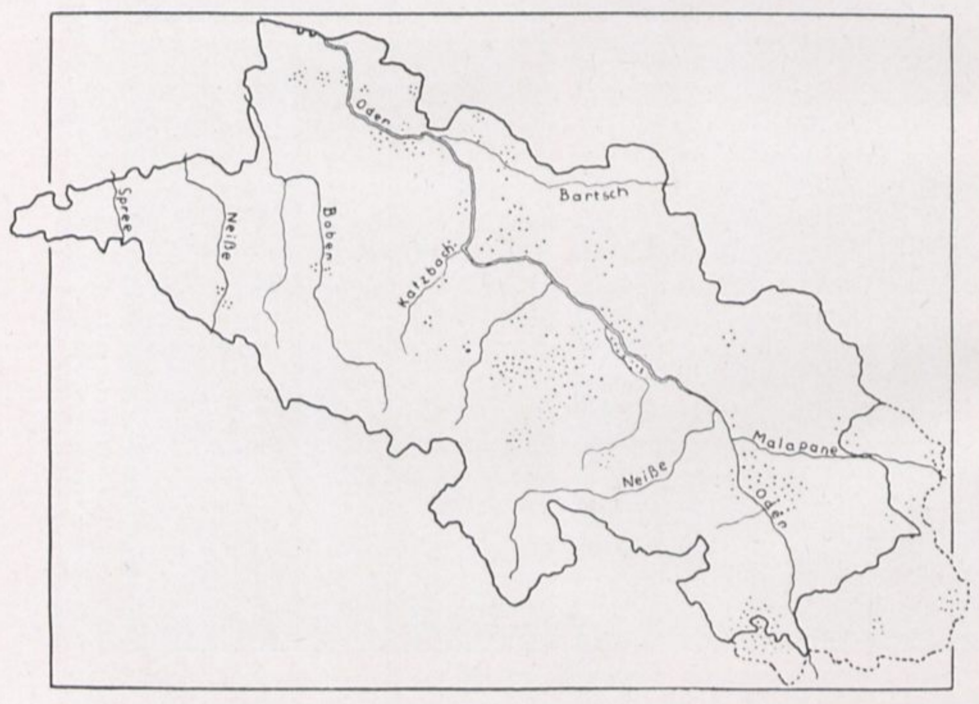
Oben links: Wiese im Odertal mit großem Wiesenknopf Sanguisorba officinalis (in Ackerland umgewandelt); rechts: Wiese mit Prachtnelke Dianthus superbus und Sumpf-Herzblatt Parnassia palustris. Unten links: Bachufer mit Weißer Pestwurz Petasites albus; rechts: Bergwiesse mit Glatzer Rose

Photo Wittig

kundigen Heimatfreunde ihr Hauptinteresse der Pflanzenwelt der Rasenflächen zuwenden, um die floristisch und soziologisch wertvollen Standorte festzustellen, damit unverzüglich Maßnahmen zum Schutz getroffen werden können. Die Beauftragten für Naturschutz werden die Mitteilungen mit Dank entgegennehmen und Anregungen in die Tat umsetzen.

Es gilt aber auch, die Bevölkerung darüber aufzuklären und Verständnis für die Notwendigkeit der Maßnahmen zu erwecken. Die Erfahrungen haben gezeigt, daß dadurch sich manches ohne besonderes Eingreifen erhalten läßt.

Ein Erlebnis ist mir unvergeßlich: In Westdeutschland wollte ich einst mit Bekannten einen Standort der Zwergbirke besichtigen, der unweit eines Dorfes in einer weiten Talaue lag. Auf unsere Frage nach dem Wege dahin boten sich einige etwa acht- bis neunjährige Kinder an, uns zu führen und plauderten mit Stolz in entzückend kindlicher, ganz sachverständiger Weise von „ihrem Naturschutzgebiet".



Das Auftreten von Steppenheidepflanzen in Schlesien

Nach Schalow. Aus: Hueck, Die Pflanzenwelt der deutschen Heimat. Hugo Bermühler Verlag, Berlin-Lichterfelde

Schlesische Bauernsippen

Die Verbreitung ihrer Namen vor dem Dreißigjährigen Kriege.

Ein Beitrag zur Namen- und Siedlungskunde. Mit zwei Karten.

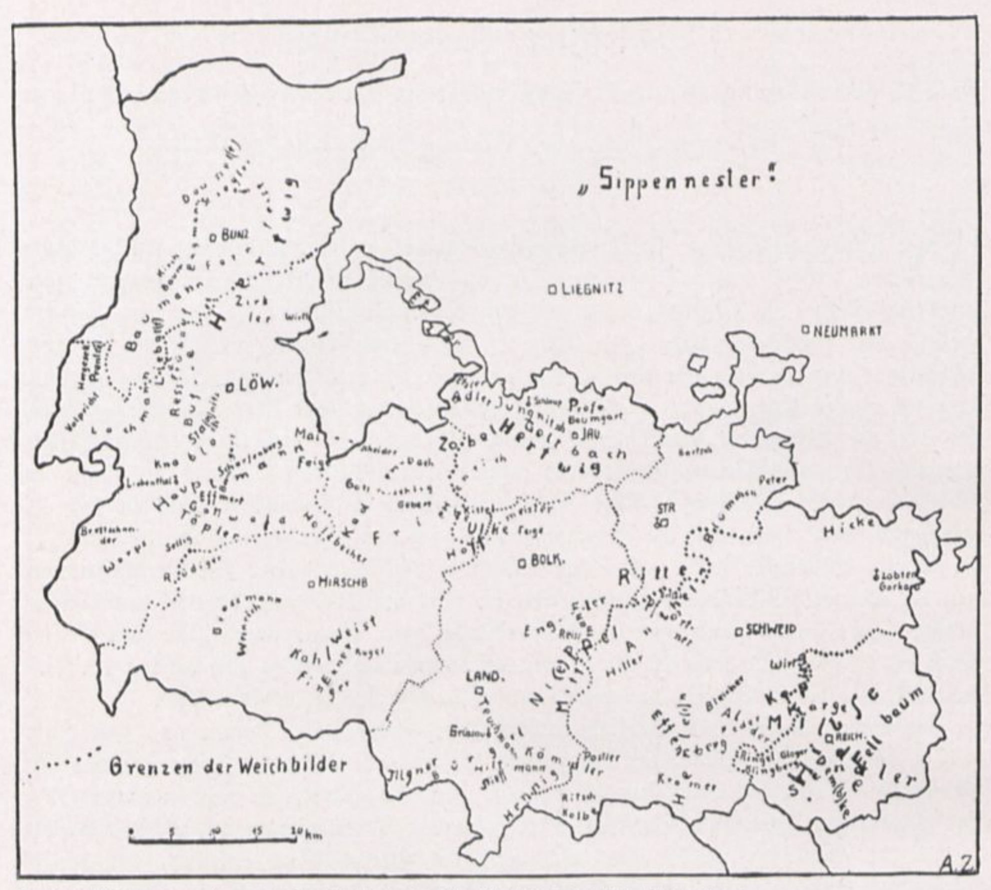
Dr. Arthur Zobel, Bunzlau.

Die Besiedlung unserer Heimat wird gegenständlich greifbar in den Namen der bäuerlichen Träger dieser Bewegung. Im namenlosen Dunkel des 13. und 14. Jahrhunderts künden die Quellen nichts von den einzelnen Sippen, die aus dem Altlande westlich der Saale und Elbe „gen Ostland" zogen, um Neuland zu schaffen, wo schon Urväter gesessen hatten. Der einzelne war anonym. Sein Name und Beiname — wenn er einen solchen trug — oder der seiner Sippe bezeichnete noch keine Rechtspersönlichkeit im größeren Gefüge der staatlichen Ordnung. „Erblichkeit verlieh ihnen erst die Rechtsordnung der aufblühenden Städte des ausgehenden Mittelalters durch die Hand des Stadtschreibers" (Bahlow)[1]. Über die Namengebung in schlesischen Städten sind wir vorzüglich unterrichtet durch die Arbeiten von Reichert, Jecht und Bahlow[2].

Für die Sippenforschung und Siedlungskunde ungleich wichtiger sind die Aufzeichnungen der allgemeinen Landesverwaltung über die zins- und abgabepflichtige Einwohnerschaft großer Herrschaften und ganzer Fürstentümer, die sogenannten „Urbare" und Schatzungslisten für Steuerzwecke, von denen einige wenige noch bis ins 16. Jahrhundert, also bis in die Zeit vor dem Dreißigjährigen Kriege, zurückreichen[3].

Die Schatzungsliste des Erbfürstentums Jauer-Schweidnitz stammt aus dem Jahre 1576, ein stattlicher Band, den ein gütiges Geschick alle Brände, Kriegsnöte und Zerstörungen der Zeit hat überstehen lassen. Die wertvolle Handschrift ruht in treuer Obhut im Stadtarchiv Bunzlau[4]. Sie ist für die folgenden Ausführungen ausgeschöpft worden.

In der Handschrift selbst wird mehrmals die Veranlassung erwähnt, aus der die Schatzung geschah. Und im Stadtarchiv Schweidnitz befindet sich ein Schreiben des Obersten Hauptmanns von Ober- und Niederschlesien an den Hauptmann der Fürstentümer Schweidnitz und Jauer vom 12. Juni 1576, durch das den Ständen die Einreichung eines Verzeichnisses der „Hufen und Erben" anbefohlen wird, um die vom Kaiser geforderte Türkensteuer von 70000 Talern auf dem nächsten Fürstentage umlegen zu können[5]. Die eingegangenen Verzeichnisse wurden urkundenförmig wörtlich in den Band abgeschrieben, und zwar in der Kanzlei des Fürstentums-Hauptmanns, nach Weichbildern geordnet: Schweidnitz, Reichenbach, Striegau, Jauer, Landeshut-Bolkenhain, Löwenberg, Bunzlau, Hirschberg-Schönau. Die Weichbildhauptstädte sind nicht verzeichnet, dagegen die Einwohner der Weichbildlandstädte: Zobten, Freiburg, Gottesberg, Friedland, Liebenthal, Friedeberg a. Qu., Greiffenberg. Das Stift Naumburg a. Qu. hat keine Angaben gemacht; eine Anzahl Dörfer sind nur mit der Gesamtzahl ihrer Hufen angeführt, so die Dörfer um Zobten, die zum „Sandstift" in Breslau, dem Augustiner-Chorherrenkloster, gehörten. Auch sonst fehlen bei einer Reihe von Dörfern grundherrlichen Besitzes die Namen der Bauern. „Der Scholze" wird in der Regel nur mit dieser Bezeichnung angeführt, häufig auch nur „der Kretschmer", „der Schmied" als Besitzer angegeben. Doch ist unsere Handschrift mit ihren mehr als 8700 Namen, mit den genauen Angaben über die Besitzgröße jedes einzelnen und jedes Dorfes und den mannigfaltigen Bemerkungen über Ertrag des Bodens u. a. eine unvergleichliche



Karte 1: Sippennester, aufgestellt von Dr. Arthur Zobel, Bunzlau

Quelle für die Erforschung der bäuerlichen Sippen eines gewichtigen Teiles Schlesiens und der Besiedlung dieser Striche.

I.

Eine Untersuchung der deutschen Sippennamen auf landschaftlicher Grundlage und nach den Gesichtspunkten kartographischer Methode fehlt trotz mehrfacher Ansätze noch immer. Jeder aber kennt die für die einzelnen Gaue unseres größeren Vaterlandes kennzeichnenden Familiennamen. Der gewaltige Stoff, der unserer Untersuchung zugrunde liegt, läßt aber bei kartenmäßiger Aufbereitung auch im engeren Gebiet unserer südschlesischen Heimat im 16. Jahrhundert besonders deutlich ein gruppenmäßiges Vorkommen einer großen Anzahl heute überall in Schlesien verbreiteter Namen erkennen[6]. Gewiß sind auch schon damals die 230 Familien Scholz, die 115 Hoffmann, die 90 Schmid (Schmidt), die 70 Schneider, die 70 Lange, die 75 Krause (Krauß), die 60 Neumann ohne erkennbare Zusammenballung vorhanden. Die 60 Menzel aber sitzen zum größeren Teil im Löwenberger, die 40 Springer im Landeshut-Bolkenhainer Weichbild. 38 Familien Baumgart(en) bilden zwei deutliche „Sippennester“; eines liegt um Altjauer, das andere um Liebenthal. Von den 30 Hartwig siedeln 17 in oder am Leubuser

Klosterbezirk um Schlaup, 13 dagegen im Löwenberg-Bunzlauer Grenzgebiet von Groß Walditz bis Rosenthal. Von 20 Hiller sind die Hälfte in und um Salzbrunn ansässig[7]. Als eigentliche „Sippennester" aber will ich jene Siedlungen bezeichnen, wo herab bis zu vier Familien gleichen Namens in einem einzigen oder wenigen benachbarten Dörfern vorkommen. Die Karte 1 gibt darüber einigen Aufschluß. Sie ist nicht vollständig, da die Häufung solcher Sippennester in einigen Bezirken zur Abkürzung der Namen gezwungen hätte, was aus Gründen der Lesbarkeit und Anschaulichkeit der Karte vermieden wurde[8]. Deutlich läßt sich zunächst die Erkenntnis gewinnen, daß die Weichbildgrenzen schon damals keine Grenzen im Siedlungssinne waren. Auffällig ist zunächst das Reichenbacher Weichbild. Nur hier treten die Namen Hilse (Hülse) siebzehnmal, Milde dreizehnmal, Klingberg neunmal, Sendler sechsmal, Karge sechsmal, Gloger fünfmal, Ringel sechsmal, Fellbaum siebenmal auf. Für einige dieser Namen würde sich vielleicht im Frankensteiner Weichbild eine Fortsetzung finden. Ebenso sind vermutlich manche der Sippennamen im Bunzlauer Gebiet Grenznamen, die in der Lausitz noch öfter vorkommen. – Doch scheinen der Hauptgrund für die Entstehung dieser Sippennester die langen Waldhufendörfer Peterswaldau, Peilau, Faulbrück, Weigelsdorf, Girlachsdorf usw. zu sein. Auch die Neusiedlungen höher im Gebirge, wie Steinkunzendorf, Friedersdorf und Heinrichau, haben den Überschuß der alten Familien an männlichen Nachkommen aufgenommen.

Ganz deutlich gehen die Sippennester im Gebirge auf solche Neusiedlung verbunden mit der Verkehrsferne der Lage zurück. Den Illgner, die fünfzehnmal in Oppau, Kunzendorf, Blaßdorf, Buchwald und Reichhennersdorf bei Grüssau angetroffen werden, stehen zwei Illgner in Petersdorf (Löwenberg) gegenüber. Hier erkennen wir auch unschwer die andere wichtige Ursache der Bildung solcher „Sippennester". Der Bereich der (Kloster-)Herrschaft wird nicht oder nur selten überschritten. Das gleiche gilt für die Menge der Sippen im Gebiet des Stiftes Liebenthal. Töpler, Hauptmann, Schnabel, Kindler u. a. gibt es nur hier. Der gleiche Grund wird im Leubuser Klosterbezirk um Schlaup, Kreis Jauer, wirksam gewesen sein.

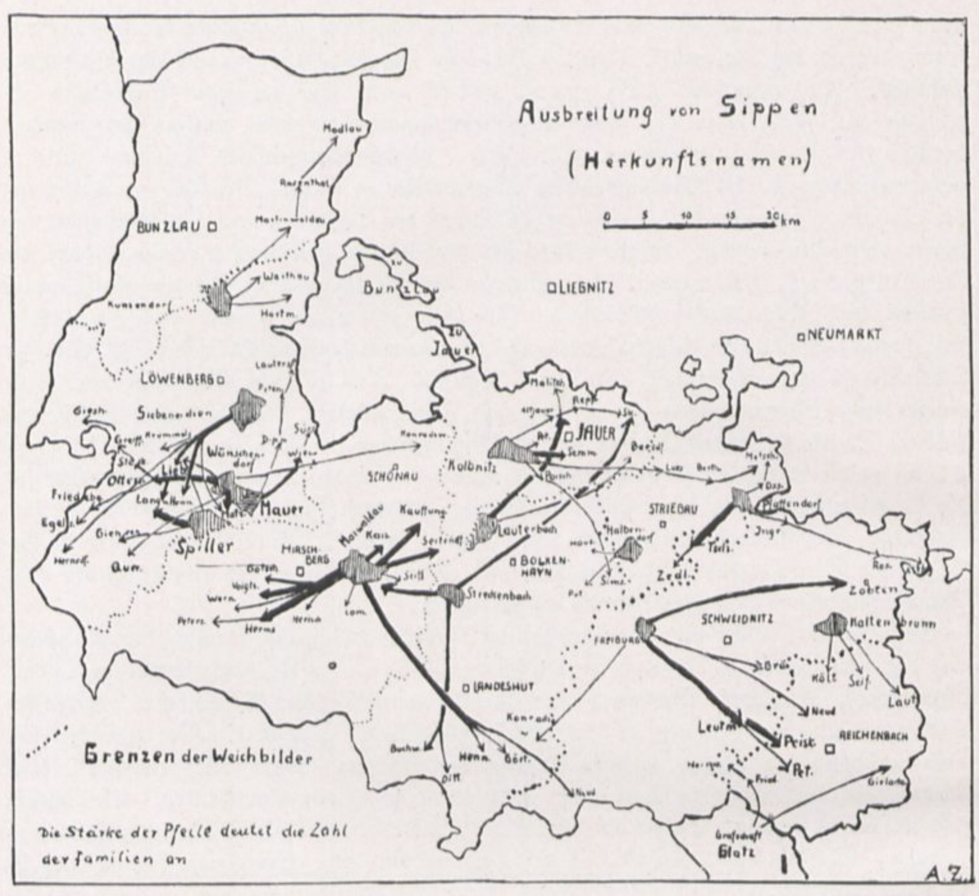
Wenn wir nun noch die Besitzgröße vergleichen, so ergibt sich der dritte Grund: die Absplitterung kleinerer Gärtnerstellen vom Hauptgut. Deutlich ist das in Herrmannsdorf, Kreis Jauer, und in Görisseiffen, Kreis Löwenberg, zu beobachten.

Die zahlreichsten Sippen, also die größten „Sippennester", in den Fürstentümern sind die Goldbach, Ritter und Zobel. Von 27 Goldbach siedeln 19 in und um Poischwitz, fünf sind ins Striegauer Weichbild verstreut. Von 22 Zobel sitzen 18 in Konradswaldau, Pombsen und Hennersdorf, vier im Nordteil des Kreises Jauer und im Striegauer Weichbild. Die 31 Ritter verteilen sich so, daß 20 in den fünf Dörfern am Südrande des Striegauer Weichbildes: Petersdorf-Wiesenberg, Kreis Bolkenhain, Simsdorf, Kreis Bolkenhain, Ölse, Ulbersdorf und Stannowitz, Kreis Striegau, und Jauernick, Kreis Schweidnitz, sitzen, während elf im Umkreis strahlenförmig „ausgesiedelt" sind.

Es wäre aufschlußreich, an Hand einer genauen Statistik diesen Erscheinungen weiter nachzugehen. Doch dafür ist hier nicht der Ort.

II.

An Hand der Karte 2 sei eine weitere aus den Sippennamen und ihrer Verbreitung sich ergebende Erkenntnis erörtert. Eine große Anzahl von Sippennamen sind Ortsnamen, die also zuerst nur die Herkunft bezeichneten und später als Familiennamen fest und erblich



Karte 2: Sippennamen und ihre Verbreitung, aufgestellt von Dr. Arthur Zobel, Bunzlau

wurden. Die Familie Salzborn ist in Schweidnitz schon früh städtisch geworden. Zwei Bauern im Reichenbacher Weichbild heißen so. Daß die Süßenbach aus dem Dorfe gleichen Namens im Kreise Löwenberg stammen, ist offensichtlich. Daß ein Bauer in Wilkau, Kreis Schweidnitz, Grödis heißt, nach dem Ortsnamen Gräditz, ist nicht verwunderlich. Ein Bauer Plagwitz (Plackwitz) kann, nach dem Orte im Kreise Löwenberg genannt, in jener Zeit nur in der gleichen Gegend ansässig sein (Neuland). Die Nickersdorf, Nicksdorf, Nixdorf im Kreise Löwenberg bewahren in ihrem Familiennamen noch den alten Ortsnamen Niklasdorf, heute Georgendorf, Kreis Goldberg, am Gröditzberg. In Ossig, Kreis Striegau, und im benachbarten Metschkau sitzen zwei Bauern mit dem Namen Ossig. – So stammen die neun Bauern Siebeneicher aus dem nahegelegenen Dorfe Siebeneichen, die vier Bauern Kaltenborn aus dem nahen Kaltenbrunn; -brunn ist nur Schreibform. – Wenn in Peterdorf, Kreis Bolkenhain, ein Bauer Adam Halbendorf wohnt, und im benachbarten Hausdorf ein Balzer Halmdorf, so stammen sie beide aus dem Halbendorf, Kreis Striegau. Der zweite Name zeigt die mundartliche Aussprache. So tragen die Bauern, die aus Kolbnitz aussiedelten, im Jauerschen Gebiet den Namen Kolbnitz, die in entfernteren Striegauer Dörfern werden Kolmitz geschrieben. Später erscheint

der Name mit mundartlicher Dunkelung des o zu u als Kulmiz und Kulms. – Maiwaldau, um 1305 Meynwalde, 1613 Mehewalde, mundartlich mēwāl, ist die Heimat der 27 Bauern Maiwald, Meywald, Meiwald, Meewald, Mehewald, Mebelt.

Die alte Mundart gebrauchte bei diesen Herkunftsbezeichnungen nicht immer die Endung -er; sie behielt, wie die Mehrzahl solcher Familiennamen in unserer Handschrift zeigt, den Ortsnamen unverändert bei, ja sie verkürzte ihn oft. Ein aus Klein Röhrsdorf und Märzdorf, Kreis Löwenberg, stammender Scharfenberg heißt in einigen Dörfern (z. B. Schlaup) nicht Scharfenberg-Wilhelm, sondern Schorfa-Willem. Aus einem Quandorffer wurde im 17. Jahrhundert ein Quander (Kirchenbücher Schlaup). So ist die eigentümliche Tatsache zu deuten, daß die Wünsch, Winsch nur im Umkreis von Wünschendorf, Kreis Löwenberg, vorkommen. Ihr Name ist Abkürzung aus diesem. – Unsere Karte 2 zeigt den Vorgang der „Aussiedlung", der Binnenwanderung. Es wird sich dabei, wie wohl Maiwaldau am deutlichsten zeigt, um die nachgeborenen Söhne gehandelt haben. Das Bauerndorf Maiwaldau entsendet überschüssige Kraft in meist ärmere, gebirgigere Dörfer. Vielleicht waren dazu die Verwüstungen durch die Hussitenkriege Veranlassung, gewiß aber reicht die Besiedlung zurück bis in die Zeit der Beilegung und Vererbung von Familiennamen.

III.

Einige wenige Anzeichen bietet unser „Einwohnerbuch des Fürstentums Schweidnitz-Jauer" dafür, daß auch zur Zeit seiner Abfassung die Familiennamen noch nicht immer fest waren. Wir finden einen „Peter in der Auhe" (Tillendorf, Kreis Bunzlau), ein anderer heißt „der Lange Georg", wobei der in unserer Handschrift ungewöhnliche Gebrauch des Geschlechtswortes darauf hinweist, daß „Lange" hier noch Eigenschaftswort ist.

Alte Beinamen, „Übernamen", als Familiennamen finden sich nur noch vereinzelt: Borneisen (Kauder), Korneisen (verschrieben? Wolmsdorf), Rühreisen (Reichenau, Kreis Bolkenhain); Heuschuch (Nieder Peilau), Ruttschuch (Rotschuh); Kleeblatt („Klieblatt", Bertholdsdorf, Kreis Reichenbach); in Peterswaldau, Seifersdorf, Schmiedegrund: Kli, Kla, Klee; Rosentritt (Stadtname?), Neigenfeind, Negenfind (Arnsdorf, Kreis Hirschberg; Oberweistritz, Kreis Schweidnitz); Stuhkuch, Stopfkuchen (Boberröhrsdorf); Weiß Köppel und Weißhaupt (Pfaffendorf, Kreis Reichenbach); Marx Folanth der Scholz in Domanze (F. = mhd. vâlant der Teufel; vgl. „Teufel", Familienname in Lauterbach, Kreis Bolkenhain, Bertelsdorf, Kreis Löwenberg, und Wüstegiersdorf, Kreis Waldenburg).

Daß die Mundart ihren Einfluß auf die Form der Namen ausgeübt hat, ist selbstverständlich. Effmert um Liebenthal ist über Effenbart (Boberröhrsdorf) aus Effenberg gebildet. Zeißberg erscheint als Zeißprich (und Zeipper?). Der Name Wagner ist fast immer als Wanner, Wahner, Wainer, Weiner geschrieben; ebenso Wagenknecht (Kreis Löwenberg) als Wanknecht, Wainknecht. Die schlesische Entrundung der Selbstlaute ü, ö läßt Kühn als Kihn, Rössel als Ressel nebeneinander gelten. –

Der Wert des vorliegenden „ersten Dokumentes schlesischen Bauerntums" wird noch dadurch erhöht, daß für dasselbe Fürstentum eine gleiche Schatzung von 1619, also ein Menschenalter später, vorhanden ist (Breslauer Stadtarchiv). Die Vergleichung beider sollte weitere wichtige Aufschlüsse über die hier behandelten beiden Fragen erwarten lassen.

IV.

Zur nationalen Zusammensetzung der dörflichen und kleinstädtischen Bevölkerung des Fürstentums Schweidnitz-Jauer im Jahre 1576 läßt sich auf Grund genauer Auszählungen folgendes feststellen. Die rund 8700 aufgeführten Personen tragen rund 1800 (genau 1793) verschiedene Namen. Wenn wir mit gutem Recht die 110 Personennamen unberücksichtigt lassen, die aus ehemals slawischen Ortsnamen entstanden sind (vgl. S. 80/81), so bleiben nur 58, d. h. nur 3,3 v. H. übrig, die als slawisch angesprochen werden können. Sie treten nie in „Sippennestern" auf! Ihre 95 Träger bilden mithin nur 1 v. H. der erfaßten Bevölkerung und sind als vereinzelte Zugewanderte zu betrachten. Die Bevölkerung ist rein deutsch!

Erläuterungen zur Karte 1, S. 78. Die Namen sind auf die „Karte der Gemarkungsgrenzen" von Hellmich eingetragen.

Weichbild Reichenbach: Dem(b)ke, Fellbaum, Gloger, Hilse, Karge, Klingberg, Milde, Ringel, Sendler.

Weichbild Schweidnitz: Alder, Anthel, Bleicher, Effenberg, Feder, Hicke, Hiller, Henlein, Kolbe, Kopisch, Kromer, Ortlob, Pförtner, Postler, Ritsch, Wirt.

Weichbild Striegau: Bartsch, Blümchen, Peter, Ritter.

Weichbild Landeshut-Bolkenhain: Bürgel, Engler, Feige, Hennig, Hiltmann, Hoffmeister, Illgner, Kömmler (Kämmler), Mittmann, Riepel, Stieff, Teuchmann, Ulke.

Weichbild Jauer: Adler, Baumgart, Etzler, Goltbach, Henrich, Hertwig, Jungnitsch, Kittel, Prose, Ulke, Zobel.

Weichbild Hirschberg-Schönau: Exner, Finger, Friebe, Gottschlig(ch), Großmann, Holzbecher, Kadenbach, Kahl, Kugel, Rüdiger, Weist, Wenrich.

Weichbild Löwenberg: Baumgart, Brettschneider, Buse, Effmert, Feige, Frühauf, Gottwald (Güttler), Hauptmann, Hergesell, Knobloch, Lachmann, Mai(en)scheider, Prentzel, Ressel, Scharfenberg, Sellig (Selig), Bolprich, Wirth, Worps, Zirkler.

Weichbild Bunzlau: Baum, Baumann, Daussel(t), Engmann, Fornfeist, Hertwig, Kirch..., Kranz, Liebalt, Stiegler.

---

[1] Bahlow, Hans: Deutsches Namenbuch. Neumünster 1933, S. 8.

[2] Reichert, Hermann: Die deutschen Familiennamen nach Breslauer Quellen des 13. und 14. Jahrhunderts. Wort und Brauch 1. Heft. Breslau 1908. Jecht, Richard: Beiträge zur Görlitzer Namenkunde. Neues Lausitzer Magazin 68 (1892). Bahlow, Hans: Studien zur ältesten Geschichte der Liegnitzer Familiennamen (Dissertation). Mitteilungen des Geschichts- und Altertumsvereins zu Liegnitz. X. Band. 1924/25.

[3] Vgl. Bruchmann, Karl G.: Quellen zur bäuerlichen Sippen- und Hofgeschichte Schlesiens. Schlesische Geschichtsblätter 1930, Nr. 1, S. 9/10.

[4] Kurz behandelt von Geh. Justizrat A. Schiller, Schlesische Geschichtsblätter 1926, Heft 2.

[5] Frdl. briefl. Mitteilung von Herrn Dr. Gantzer, Schweidnitz.

[6] Ich habe darauf schon in einem Aufsatz „Auf Ahnensuche im Leubuser Klosterland" hingewiesen. Schlesische Volkszeitung, Unterhaltungsbeilage 39, am 26. September 1937. Gleichzeitig hat Dr. Ernst Boehlich im „Schlesischen Sippenforscher" Nr. 41, Beilage der Schles. Zeitung vom 15. 9. 1937, dasselbe aus Steuerkarten von 1721 für Trebnitz erwiesen.

[7] Anhangweise seien die Zahlen für die am zahlreichsten vorkommenden Namen gegeben. Es sind, wie man erkennt, durchweg die als schlesisch kennzeichnenden Namen. Außer den in der Abhandlung angeführten kommen vor: Seidel, Geißler je 55 mal; Hübner und Walter je 50 mal; 45 mal Müller und 35 mal Möller (ältere Form!); Klose, Schubert (als Schubart) und Reimann je 45 mal; Beier, Ludwig, Fiebig, Winkler, Olbricht (Ulbricht), Hermann, Opitz, Berger, Fischer, Friedrich je 40 mal; Gebauer, Hilscher. Raup(p)ach je 35 mal. — Kühn (Kihn), Kuhn, Kuhnt usw. sowie Köhler (Köler, Koler, Keler), Keller und Wainer, Wahner, Wehner (Wagner) sind nicht mit ausgezählt.

[8] Es sind die alten Ortsnamen und die alte Kreiseinteilung zur Angabe verwendet worden.

Ein alter schlesischer Dorfkretscham erstand in neuer Pracht und Herrlichkeit

Artur H. Knoblich, Namslau

Gegenüber der bekannten fürstlichen Gärtnerei zu Liebichau steht ein alter Gerichtskretscham, ein langgestreckter Fachwerkbau aus der Zeit vor 1658. Das mächtige dunkelgraue Schindeldach sitzt auf hohen schlichten Giebeln und atmet Wärme und Behaglichkeit. Immer saßen hier die wohlhabenden Gerichts- und Gemeindescholzen mit vielerlei Rechten und vielerlei Einkünften. Sie wurden von den Grafen von Hochberg auf Fürstenstein eingesetzt oder bestätigt. In einer „Confirmatio" aus dem Jahre 1812 lesen wir die stolzen und selbstbewußten Worte:

„Ich Hans Heinrich der VI te des heil. Roemisch. Reiches Graf von Hochberg, Freiherr zu Fürstenstein urkunde und bekenne hiermit, daß vor Mir erschienen ist, Carl Samuel Lieber, der am 25 ten Januar 1809 den dasigen wail. Joh. Friedrich Ilgnerschen Erb- und Gerichtskretscham um 2700 rh. Conr. subhasta erb- und eigenthümlich erkauft und an sich gebracht und mich darüber von Gerichts- und Lehnsherrschaftswegen bittet, ihn zu confirmiren.

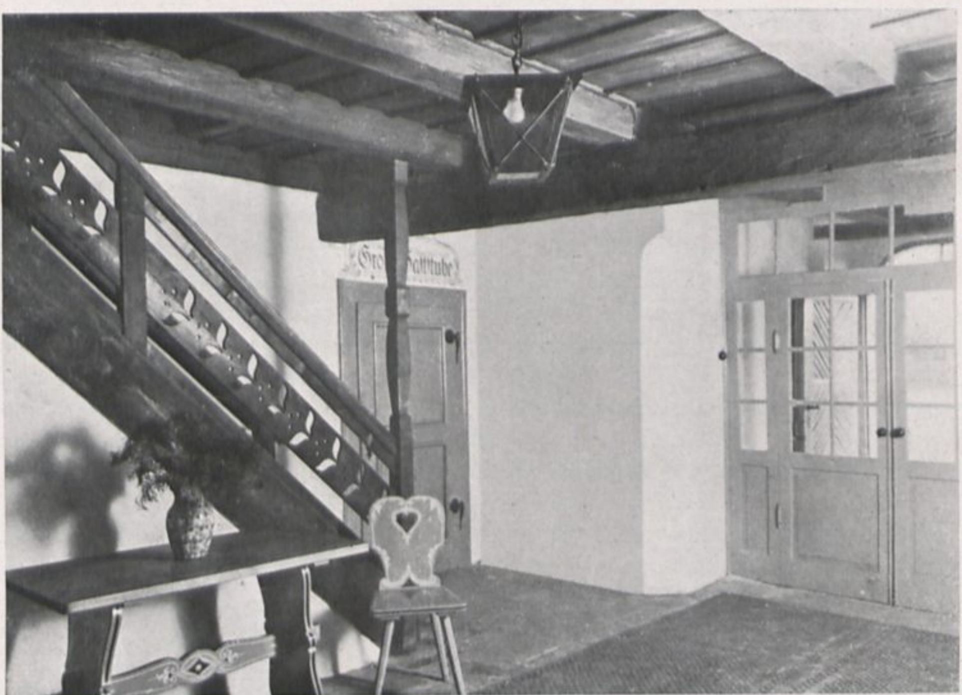
Daß dieser Kretscham 1658 an Hans Scholzen, 1670 an Christoph Fischern, 1684 an George Wagnern, 1712 an Christoph Klippeln, 1739 an George Huhndorfer, 1765 an George Gottlieb Huhndorfer, 1790 an Joh. Gottfried Volken und 1799 an Johann Friedrich Ilgnern mit denen darauf haftenden Recht und Gerechtigkeiten verkauft, besessen und von Meinen Vorfahren und Mir als Besitzer der Herrschaft Fürstenstein verliehen worden mithin Meines Obrigkeitlichen Ortes seinem Suchen zu willfahren nichts Bedenkliches gefunden: Also confirmire und bestätige Ich Hierdurch und in Kraft dessen Eingangs besagten Carl Samuel Lieber und seinen ehelichen Leibes-Erben angezogene Erb- und Gerichts-Schölzerey samt dem Kretscham, mit denen darauf haftenden Recht- und Gerechtigkeiten, als einem freien Fürstensteiner Bierschank samt freien Backen, Schlachten, Brandtweinbrennen und Schenken, dergestalt und also, daß er außer denen Zwey und dreißig weißen Groschen Erbzins von der Schölzerey und Achtzehn Silbergroschen von dem Ackerstücke in zweien Terminen halb an Georgy und halb an Michaely, dann jährlich an Ostern statt Eines Pfundes ganzen Pfeffers zwölf Silbergroschen aller und jeder herrschaftlicher Frohn- und Hofedienste für sich und die Seinigen gänzlich befreit seyn, auch Macht haben solle, die Schölzerey und Kretscham auf solche Weise hinwiederum zu verwechseln zu verpfänden und zu verkaufen, jedoch solches alles Meinen herrschaftlichen Regalien Ob- und Bothmäßigkeiten in alle Wege ohne Schaden. Zu mehrer Urkund und Bekräftigung habe Ich diesen Lehnbrief eigenhändig unterschrieben und Mein Reichsgräfliches größeres Insiegel daran hängen lassen.

So geschehen auf Meinem Schlosse Fürstenstein den 29 Monatstag März im Ein Tausend Acht Hundert und zwölftem Christ Jahre

Hans Heinrich Graf von Hochberg."

In der gedankenlosen und vielfach so entwurzelten Zeit vor und nach dem Weltkriege war der einst so stolze Gerichtskretscham nahe daran, unterzugehen. Die alten Schindeln waren von Stürmen und Wettern schadhaft geworden, ein Wunder, daß sie überhaupt noch solange erhalten blieben, die Fensterläden und Blumenkästen waren nach und nach





Alter Gerichtskretscham Liebichau. Oben: Vorderansicht nach dem Ausbau. Unten: Hausflur nach dem Ausbau

Photo: Mittmann, Waldenburg (Schles.)





Alter Gerichtskretscham Liebichau. Innenansichten nach dem Ausbau

Oben: Große Gaststube. Unten: Gerichtsstübel — Photo: Mittmann, Waldenburg (Schles.)

verschwunden, die Mauern ergraut und verschmutzt. Andere Gasthäuser waren aufgewachsen und machten dem Gerichtskretscham das Leben schwer, und es gab Stimmen genug, die da meinten, der alte Kasten wäre längst reif zum Abbruch. In der Tat machte er weder außen noch innen einen erfreulichen Anblick, was um so mehr zu bedauern war, als durch die Gärtnerei alljährlich Zehntausende von nah und fern herbeiströmten und sich dabei des alten Kretschams ergötzten oder auch ärgerten.

Aber siehe da, in unseren Tagen, in denen sich allüberall im Lande ein wundersames Besinnen auf die Kräfte der Heimat zeigt, fanden sich auch hier vernünftig denkende Männer und begannen ein Werk, das heute zu loben und zu ehren ist.

Im Einvernehmen mit dem schlesischen Provinzialkonservator erneuerte Baumeister und Architekt R. Heubner, Fürstenstein, mit feinfühlender und kunstsinniger Hand den alten Gerichtskretscham zu Liebichau und brachte damit im Auftrage der Fürstlichen Verwaltung der Heimat ein wahrhaftes Weihnachtsgeschenk und dem Berglande zu schon vorhandenen schönen Gaststätten eine weitere vorbildliche Stätte fröhlicher Geselligkeit und schlesischer Gemütlichkeit.

Ein schöner Entschluß war zunächst die Erhaltung des mächtigen Schindeldaches. Wie nahe lag hier die Gefahr, die Schindeln durch einen der neuen Dachstoffe zu ersetzen. Zum Teil handgearbeitete Holzschindeln von Michelsdorfer Schindelmachern wurden wieder zum Eindecken des Daches verwendet. Sogar die hölzerne weit hinausragende Dachrinne wurde aus ausgehauenen Holzstämmen wieder geschaffen.

Das prachtvolle dunkle Fachwerk wurde, wo es schlecht oder morsch geworden war, mit vorsichtiger Hand erneuert, die Fenster in gleicher Weise behandelt und wieder mit schmucken Fensterläden und freundlichen Blumenkästen versehen. Die Zwischenflächen des Fachwerkes wie überhaupt der wuchtige Unterbau erstrahlen in hellem Weiß, so daß der alte Kretscham wie in seinen stolzesten Tagen erscheint.

Besondere Sorgfalt wurde an die Eingangstür verwendet. Die schöne alte Sandsteinumrahmung wurde freigelegt, die Haustür selbst mit ihren noch vorhandenen Beschlägen kunstvoll erneuert, ein richtiges Gasthausschild im alten Stil über dem Rundbogen des Einganges angebracht und selbstverständlich die schöne alte Sitte einer Aushängelaterne berücksichtigt. Sie wurde wie alle anderen Lampen und Laternen im Innern nach den Entwürfen des Architekten von Schlossermeister Schröder in Polsnitz angefertigt.

In die Haushalle eintretend, sehen wir auch hier die glückliche Hand des Baumeisters. Große Sandsteinplatten bedecken die Erde, ein Bauernschrank von 1815 und ein Bauerntisch schmücken den Raum. Vor allem aber werden unsere Blicke von der holzgeschnitzten Treppe gefesselt, die zum oberen Stock führt. Früher wurde diese Treppe durch eine unschöne und angetünchte Bretterverschalung verdeckt.

Der Mittelpunkt des ganzen Hauses ist wieder die große Gaststube mit der Barocksäule von 1708. Es ist der eigentliche Gemeinschaftsraum des Dorfes. Ringsum läuft jetzt eine breite und bequeme Wandbank, unter der geschickt die Heizung verlegt wurde. Schwer wuchtet die dunkel abgesetzte Balkendecke über den Tischen und Stühlen, die in schwerer Ausführung die alten schlesischen Formen zeigen. Bunte Vorhänge umrahmen die Fenster unter holzgeschnitzten Fensterstangen, und Wandbretter mit Tellern schmücken die Wände. Sparsamster Bildschmuck und fast unsichtbare Reklame vermeiden jede Überladung. Eine bemerkenswerte Lösung der Garderobe sind die ebenfalls holzgeschnitzten Zwischenwände mit ihren handgeschmiedeten Kleiderhaken. Daß die bisherigen elektrischen und nüchternen Tellerbirnen in geschmackvolle und künstlerische Beleuchtungs-

körper eingekleidet wurden, die Holzbildhauer Rieger, Sandberg, schuf, versteht sich von selbst. Der allen neuzeitlichen Anforderungen gerecht werdende Ausschank befindet sich neben einem behaglichen Kachelofen mit der wärmenden Ofenbank und einem Stammtisch davor.

Ein malerisches Stübchen wurde die ehemalige Gerichtsstube. Das kleine Tonnengewölbe, von Stichkappen unterbrochen, wurde hier von gediegener Handwerkskunst ausgestattet. Um den schweren Eichentisch stehen die Stühle mit den Armlehnen, und man sieht ordentlich die Gerichtsherren daran sitzen. Handgeschmiedete Leuchter, bleigefaßte Scheiben und farbige Wandmalereien erhöhen den mittelalterlichen und doch vom Geiste unserer Tage erfüllten Eindruck. Es ist ein Stübchen, in das man sich gern zurückziehen wird.

Eine ähnliche reizvolle Gestaltung und Ausnützung früher wenig und gar nicht benützter Räume bezeugt das der großen Wirtsstube gegenüberliegende Kornstübel mit böhmischen Kappen, in hellen Farben ausgemalt von Kunstmaler Kirsch, Liegnitz, und das daran sich anschließende Vereinszimmer mit holzgetäfelter Wand.

Daß auch die unmittelbare Umgebung des alten prächtigen Gerichtskretschams eine Wandlung zum Guten erfahren hat, wollen wir der Vollständigkeit halber noch erwähnen.

Alles in allem wurde hier eine kulturvolle Tat geleistet, die nicht nur dem Architekten, sondern auch dem daran beteiligten Handwerk ein hohes Lob ausstellt. Der uralte bodenverwachsene Kretscham wurde wieder in den lebendigen Kreislauf unserer Zeit mit eingeschaltet und wieder zu einer gemütvollen und wahrhaften Gaststätte gebracht. Wenn im Sommer die Blumen in allen Blumenkästen blühen, können sich die vielen Besucher eines schlesischen Gasthauses erfreuen und dabei hoffentlich auch einige Anregungen mit nach Hause nehmen.



Alter Gerichtskretscham Liebichau. Gaststube vor dem Ausbau

Photo: Karl Alex, Bad Salzbrunn

Damastgewebe mit Jagddarstellungen

Dr. Wolfgang Schuchhardt, Berlin.

Die folgende Betrachtung ist zunächst historisch eingestellt, also gleichsam rückwärts gewandt. Aber sie will mehr als das. Der Gang der Darstellung wird erweisen, wie in heutiger Zeit ein Volkskünstler oder Kunsthandwerker ein gutes, überzeugend schönes Textilmuster mit Jagddarstellungen nur entwerfen kann, wenn er neben seinem Künstlertume noch ein echtes, starkes Naturgefühl, und für diesen Fall eine besondere Beziehung zu Wald und Wild besitzt. Gesundes Künstlertum und die lebendig verstandene Heimatschutzidee gehören in diesem Sinne unlösbar zusammen.

Die ersten in Deutschland eingeführten Damastgewebe waren kostbare Seidenstoffe, die nicht nur mit Pflanzenmustern, sondern mit ganzen Figuren und Bildszenen geschmückt waren. Von niederländischen Webern lernten die deutschen Handwerker seit dem 17. Jahrhundert die Fertigkeit, solche Decken auch im heimischen Werkstoff des Flachses nachzubilden. In dieser Form wurden sie im Bürger- und Bauernhause mit Vorliebe als Bett- und Tischzeuge benutzt, mitunter sogar als Altarbehänge in protestantischen Dorfkirchen, wobei der Billigkeit wegen auch Wolle als Schußgarn verwandt wurde.

In der Mitte des 17. Jahrhunderts, als die Damastwebekunst in Deutschland erst an wenigen Orten blühte, besaß Schlesien bereits in der Gegend um Heinersdorf im Grüssauischen hervorragende Werkstätten dieser Technik. Durch die Religionsverfolgungen wurden zahlreiche Weber zur Auswanderung gezwungen. So begründeten die Brüder Lange zusammen mit einem Webstuhlbauer und einem Mustermaler 1666 die bald darauf so berühmte Großschönauer Manufaktur. Ihre überraschend schnelle Entfaltung stellte für 80 Jahre die schlesische Bildweberei in den Schatten, bis in der Mitte des 18. Jahrhunderts wieder ein Wandel eintrat. Friedrich der Große wurde ein großzügiger und verständnisvoller Förderer der schlesischen Damastkunst[1]. Da unter den sächsischen Webern infolge schlechter wirtschaftlicher Verhältnisse Auswanderungslust bestand, wurden auf Veranlassung des Preußenkönigs 1747 kurz entschlossen 47 Damastweberfamilien über Hirschberg, Schmiedeberg, Tiefhartmannsdorf und Hohenliebenthal verteilt. 1751, kurz vor dem Siebenjährigen Kriege, arbeiten in Schlesien 61 Meister mit 107 Stühlen, und nach dem Kriege, im ausgehenden Rokoko, nimmt dieses schlesische Handwerk einen neuen Aufschwung, der freilich im Laufe des 19. Jahrhunderts durch die Einführung der Jacquardmaschine allmählich zu Ende geht.

Im folgenden bringen wir aus einzelnen Zeitabschnitten der Damastweberei des 17. bis 18. Jahrhunderts Beispiele, deren Vorlagen im Staatlichen Museum für Volkskunde zu Berlin aufbewahrt werden. Auf den ausgewählten Stücken spielen die Jagd oder einzelne Jagdtiere wie der Hirsch eine besondere Rolle. Die altgermanische Liebe zu Jagd und Weidwerk erfüllt in köstlicher Frische die ganze mittelalterliche Kunst, sei es ein Epos wie die Nibelungen oder in der Werkkunst eine so bedeutsame Stickerei wie der Wienhäuser Jagdteppich. In der Neuzeit nimmt sie in der höfischen Welt des Barock breiten Raum ein. Während die Falkenjagd ein Vorrecht des adligen Hofmannes bleibt, wird die Hirsch- und Eberjagd nun auch dem Bürger zugestanden. Entsprechende Darstellungen finden wir daher vielfach auf bürgerlichen Tischzeugdamasten. Der Bauer freilich genießt kein Jagdrecht, im Gegenteil, er muß — und meist sehr widerwillig! — dem Grundherrn beständig für notwendige Zurüstungen dienstbar sein. So sehen wir, was einleuchtend ist,

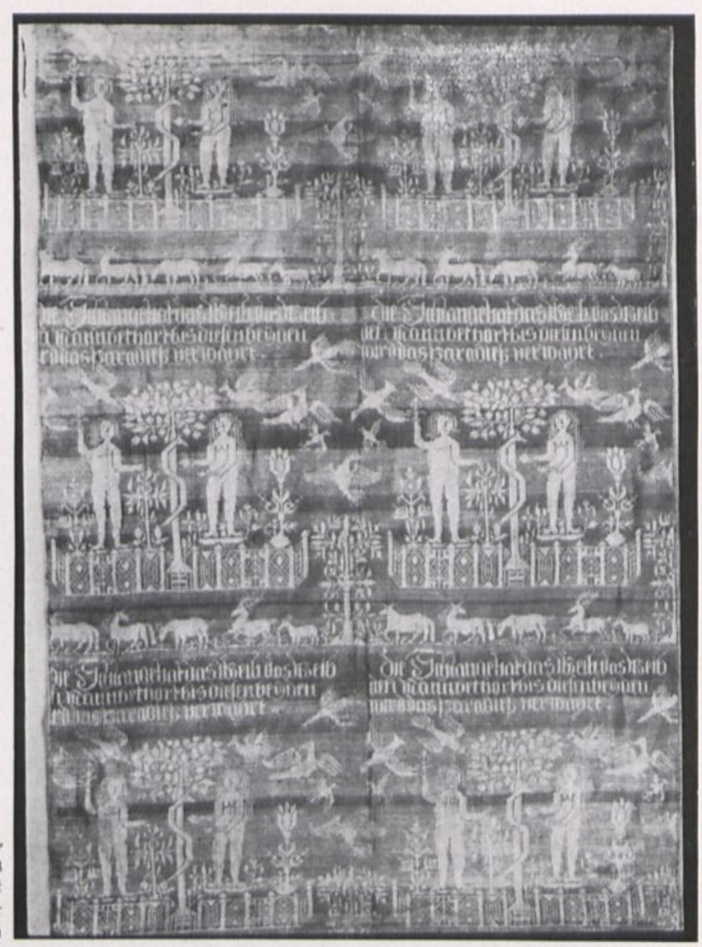


Bild 1: Leinendamast, blau-weiß. Bettvorhang 18. Jahrhundert
Photo: Staatliches Museum für deutsche Volkskunde, Berlin

auf den im Bauernhaus beliebten Damast-Bettzeugmustern keine vollen Jagdszenen, dafür aber einzelne Tiere wie Hirsch und Einhorn, d. h. die höfisch-galante Einstellung zur Jagd ist unbekannt; stattdessen bricht die germanisch-altdeutsche Liebe zu Wald und Wild ganz naturhaft durch.

Etwas von dieser letzten Art zeigt sich in einem Stücke, das als Bettvorhang im Bauernhause in Benutzung war und in seiner Musterzeichnung auf den Renaissancestil des 16. Jahrhunderts zurückgeht, auch wenn es zweifellos später gewebt worden ist (Abb. 1). Die ganze Naturfreude dieser Zeit durchpulst die Darstellung, die das biblische Thema vom ersten Menschenpaar im Paradiese in höchst anmutiger Form behandelt: ein Paradiesgärtchen, mit sehr verschiedenartigen Blumen reich besetzt, die Schlange und der Baum der Erkenntnis, darunter in der Mitte der Baum des Lebens und zu den Seiten ein Fries sehr lebendig aufgefaßter Tiere[2]. Beim Anblick dieser Bäume und Blumen fühlen wir uns an die starke, innige Naturverehrung eines Albrecht Dürer erinnert, auch wenn die Gestaltung ganz in den Formen der Volkskunst abläuft[3]. Besonders interessiert in diesem Zusammenhange die Tierdarstellung. Voran schreitet ein Lamm, dahinter ver-

mutlich das sagenhafte Einhorn, gefolgt von einem Schaf und einem Hirsch mit stolzem Geweih. Das letzte Tier könnte ein Rehkälbchen sein. Das Thema vom Sündenfall ist hier ein willkommener Vorwurf für den Musterzeichner, um die ganze taufrische Schöpfungsherrlichkeit des Paradieses, Blume und Baum, fest auf der Erde schreitendes und lustig in den Lüften flatterndes Getier, vor den Augen des Beschauers erstehen zu lassen. Das als Bettgardine im Bauernhaus benutzte Gewebe zeigt diese reizvolle Bildszene in Wiederholung, und zwar zweimal neben- und dreimal übereinander.

Gegenüber diesem echten Kinde der Volkskunst zeigt ein in Schlesien benutzter Leinendamast mit fünf verschiedenen, in Streifen übereinander gereihten Jagdszenen alle Möglichkeiten der barocken Damastkunst voll entwickelt und zugleich alle Arten und Formen des höfisch-bürgerlichen Jagdlebens in dieser Zeit (Abb. 2). Es handelt sich um ein leinenes T i s c h t u c h, bei dem die Figuren weiß auf weißen Grund gearbeitet sind. Ganz oben auf dem Tuch ist das sagenhafte E i n h o r n mit dem großen Horn am Rande eines prächtigen Brunnens, dessen Architektur seit der Renaissance in allen Formen der Kunst Mode wurde, dargestellt. Zu seinen Füßen ruht ein mächtiger H i r s c h. Das Bild darunter zeigt einen Jäger mit der Büchse, ganz ins Profil gerückt. Den einen Fuß vorgestellt, den andern in der Kniebeuge, ist er gerade im Begriff, auf einen Vogel im Baum zu schießen, während sein Hund vor ihm herspringt. Seitlich endet das Bild in eine Architektur mit Türmen. Die nächste Szene weiter unten ist etwas größer, d. h. höher in der Ausdehnung. Diesmal ist der Jäger auf der Hirschjagd. Mit beiden Händen hat er den langen Jagdspieß gefaßt, um dem Tiere den tödlichen Stoß zu versetzen. Eine Meute von Hunden unterstützt ihn. Einer springt den Hirsch von hinten, ein anderer von vorn, ein dritter von der Seite an. Das Bild wird seitlich durch einen Baum abgeschlossen, in dessen Nähe, dem Jäger zugewandt, ein Eichhörnchen und, diesem gegenüber, ein springender Hase sich tummeln. Dieses Stück der Musterzeichnung ist besonders lebendig. Das Bild darunter bringt eine Eberjagd. Der Jäger, schräg auf den Beschauer zuschreitend, trägt emporgehoben in der einen Hand das Hifthorn, während die andere den über die Schulter gelegten Jagdspieß und zugleich das Brackenseil mit dem Hunde festhält. Dieser läuft auf eine Sau zu, die am Boden frißt. Über der Sau ist ein springender Hase mit langen Ohren, daneben wieder ein Baum abgebildet. Die unterste Szene zeigt den vornehmen Herrn, prächtig gekleidet, hoch zu Roß auf der Reiherbeize. Den Sattel ziert eine reichgemusterte Decke. Auf der emporgehobenen Hand sitzt der Falke. Seitlich bildet ein Palmenbaum mit bogenförmig geschwungenen Zweigen den Abschluß.

Wir haben diese Bildschilderung so ausführlich gegeben, weil uns gerade diese Decke die ganze Vielfalt des höfisch-bürgerlichen Jagdlebens vor Augen führt. Deutlich werden drei Arten des Weidwerkes unterschieden: die Hirsch-, die Eber- und die Falkenjagd. Die letztere ist eine Angelegenheit, die in dieser Zeit nur den Fürsten, Rittern und Adligen zukam. Sie reiten zu Pferde, während der Bürger sich auf die Hirsch- und Eberjagd zu Fuß begibt.

Was den Musterstil unseres Gewebes, insbesondere die Durchzeichnung der Figuren angeht, so muß der Zeichner, der die Patrone schuf, ein ganz im Sinne der zeitgenössischen Stilkunst geschulter, gleichsam akademischer Kunsthandwerker gewesen sein, der die Probleme der Perspektive und der Verkürzung, der kunstvollen Flächenaufteilung, und zwar nicht nur für kleine, immer wiederkehrende Bildszenen, sondern für große Musterrapporte über- und nebeneinander, sehr genau kannte und überblickte. Auch die Möglichkeit, daß es sich um ein niederländisches Importstück handelt, ist ins Auge zu fassen[4].

Vergleicht man dieses bürgerliche Tischtuch mit unserem ersten Beispiele, dem bäuerlichen Bettvorhang, der Arbeit des Volkskünstlers, so ergeben sich in der Musteranordnung klare Unterschiede. Wie ein in sich geschlossener, viereckiger Block, durch waagerechte Linien noch betont nach oben und unten abgesetzt, steht jede Bildszene auf dem bäuerlichen Bettvorhang neben der andern. Dagegen bei den Darstellungen auf dem Tischtuche herrscht deutlich das Bestreben, die einzelne Bilderzählung gar nicht scharf nach oben und unten, nach links und rechts abzugrenzen; im Gegenteil, jede Szene ist nur ein Glied unter vielen anderen, welche die ganze Gewebefläche beleben und im Sinne des echt textilen „horror vacui" füllen. Dem Beschauer eines solchen Tuches fällt es zunächst schwer, die einzelnen Szenenbilder voneinander zu trennen und für sich zu „lesen", so kunstvoll hat der Musterzeichner sie alle ineinander verflochten.



Bild 2: Leinendamast, einfarbig weiß 17. Jahrhundert

Photo: Staatl. Museum für deutsche Volkskunde, Berlin

Bei dieser Neigung, die einzelnen Bildfolgen miteinander zu verschmelzen, spielt der Kunstgriff der Spiegelsymmetrie eine bedeutsame Rolle. Alle Beiderwandgewebe zeigen ihn, aber nicht alle Damaste. So fehlt er, zweifellos mit gutem Grund, auf unserem Adam-Eva-Tuche. Technisch bedeutet er eine wesentliche Arbeitsersparnis bei der Herrichtung des Gewebes am Webstuhl, d. h. dem bei der Bildweberei benutzten Zampelstuhl. Beim Herrichten der Kette bediente man sich des „Spitzeinzuges", der es ermöglicht, das in bestimmter Breite eingezogene Muster doppelt, d. h. auch symmetrisch auszunutzen, so daß der jeweilige Rapport sich immer aus zwei spiegelsymmetrischen Hälften zusammensetzt.

Dieser kunstvolle Musterstil der spiegelsymmetrischen Verkettung von Bildszenen auf Damastgeweben, die nebeneinander wiederkehren und untereinander abwechseln, sei es in drei, vier oder gar fünf verschiedenen Bildfolgen, hat sich, wie es scheint, in einem ganz bestimmten Lande, das zugleich das Entstehungsgebiet der Leinendamaste ist, nämlich in Holland, und ferner zu einer ganz bestimmten Zeit, nämlich im 16. Jahrhundert innerhalb der Formenwelt der Renaissance entwickelt. Durch die holländische[5] und nordische Damastforschung[6] sind wir über diese Tatsachen verhältnismäßig gut unterrichtet. In Deutschland, und dort vorwiegend in Schlesien und Sachsen, ist dieser Musterstil im 17. und 18. Jahrhundert mit Vorliebe auf weiß in weiß gearbeiteten leinenen Tafeltüchern angewandt worden. Interessant für unsere Betrachtung ist nun die Tatsache, daß man gerade auf dieser Art Tischdecken mit ausgesprochen bürgerlichem Charakter sehr häufig auch Jagddarstellungen antrifft, ganz in der Form des eben besprochenen Tuches, nur daß die Figurenzeichnung sich an den entsprechenden modischen Zeitstil hält.

Ein völlig anderer Grundsatz, die Gewebefläche eines solchen Damasttuches zu gliedern und aufzuteilen, entwickelt sich im Laufe des 17. Jahrhunderts, wobei es nicht ausgeschlossen ist, daß gerade Schlesien und die Oberlausitz mit ihren damals weltberühmten Damastmanufakturen das Ursprungsgebiet dieser neuen Kunstform gewesen sind. Freilich läßt sich darüber beim augenblicklichen Stand der Forschung nichts Genaueres sagen. Bei diesen Stücken nun, die wieder überwiegend als Tisch- und Tafeltücher für höfisch-bürgerliche Kreise hergestellt wurden, ist die Bilderzählung nicht in waagerechte Streifen im Sinne einer Neben- und Unterordnung einzelner Szenen gegliedert, sondern zentral um ein Mittelfeld angeordnet, wobei sowohl in der Mitte wie an den vier Randseiten die linke und die rechte Bildhälfte sich spiegelsymmetrisch entsprechen. Was hier in der barocken Damastwebekunst als zwei Möglichkeiten, eine Gewebefläche zu gliedern, auftritt, ist ein grundsätzlicher Unterschied aller Kunst, eine Fläche als solche aufzuteilen. Die Kunst der Kinder bis zu einem ganz bestimmten Alter, die Volks- und Frühkunst aller Völker und Zeiten ist immer geneigt, naiv eine Reihung, eine Streifeneinteilung vorzunehmen. Hingegen bevorzugt die Stil- und Spätkunst den anderen Weg der Zentralkomposition, bei dem die ordnende, gliedernde Fähigkeit des Verstandes eine erhöhte Rolle im Kunstschaffen spielt. Die deutsche Textilkunst der Frühzeit und des Mittelalters bis hin zum 16. Jahrhundert zeigt in allen Bereichen der Kunst überwiegend den naiv-reihenden Flächenstil. In den folgenden Jahrhunderten hält dann die Volkskunst an dieser ersten Form fest, während die Stilkunst den andern Weg der bewußt komponierenden Zentralanordnung geht.

Als drittes Beispiel eines Damastgewebes mit Jagdschilderungen bringen wir ein in Schlesien benutztes Gewebe, das in barocker Gestaltung diesen Stil der zentralen Flächenaufteilung voll entwickelt zeigt. Es handelt sich um einen Seidendamast aus dem ersten

Drittel des 18. Jahrhunderts, nach der umlaufenden Würfelborte ein Stück der Großschönauer Manufaktur. Eine Figurengruppe im Mittelfeld der Decke zeigt einen großen Hirsch, von einer Meute von Hunden gejagt, und daneben den Jäger, wie er ins Horn stößt, den Jagdspieß in der Linken. Eine zweite Bildszene, die sich auf dem Schmalrande des Tischtuches spiegelbildlich wiederholt, bringt den Jäger mit der Flinte im Arm, auf den flüchtenden Hirsch zielend; eine dritte Szene, auf dem Längsrand zweimal aneinandergefügt, zeigt den Weidmann wieder mit dem Jagdspieß, diesmal einen Eber verfolgend, und Hund und Hase im Sprung. Eine reiche Tierwelt finden wir überdies in den vier Ecken des Binnenfeldes: Hund, Hase und Einhorn, ferner Vögel verschiedenster Art, klein und zierlich wie Tauben, langgeschwänzt wie Pfauen, bald mit breiten Schwingen wie Adler, bald mit langen Hälsen und spitzen Schnäbeln wie Störche.

Vergleicht man die drei bisher beschriebenen Damastgewebe nach Werkstoff, Farbe, Musterstil und Gebrauchszweck, so ergibt sich, daß ein jedes für einen anderen Lebenskreis, für eine andere Gesellschafts- und Benutzerschicht geschaffen ist. Der blauweiße Bettvorhang gehört der Verwendung nach dem bodenständigen, bäuerlichen Lebenskreise an und



Bild 3: Seidendamast, gelb-weiß, Tischtuch 1. Hälfte 18. Jahrh. Photo: Schuch, Charlottenburg

ist somit ein kennzeichnendes Stück schlesischer Bauernkunst. Das weiß-leinene Tafeltuch führt uns mehr in städtische Verhältnisse. Wir fühlen etwas von der Luft bürgerlicher Wohlhabenheit. Immerhin ist das Tuch durchaus noch als ein Erzeugnis der Volkskunst anzusehen. Interessant ist dabei, wie der Bilddamast im Bauernhause überwiegend als Bettzeug, im Bürgerhause dagegen als Tischzeug benutzt wird. Im bäuerlichen Lebenskreis spielte die Tischdecke bis ins frühe 19. Jahrhundert kaum eine Rolle, während im Leben des Bürgers seit der Renaissance der gastliche Tisch ein ähnlich bedeutsamer Mittelpunkt für Sitte und Brauch wird, wie im bäuerlichen Brauchtum das Bett. Mit dem gelbseidenen Damast betreten wir die vornehme Welt höfisch-adliger Kreise. Dieses Gewebe gehört nicht mehr in den Kreis der Volkskunst, hier haben wir ein erlesenes Stück schlesischen Kunstgewerbes vor uns. Zugleich wirkt die zentrale Flächenaufteilung beim Gebrauchsstück der Tischdecke sehr einleuchtend. Während die hängende Bettgardine, in waagerechte Bildreihen gegliedert, naturgemäß beim Betrachter nur e i n e n Standort voraussetzt, ermöglicht bei der liegenden Tischdecke die Zentralkomposition, daß jeder, der am Tische sitzt, ein Stück der Bilderzählung verfolgen kann. Diese Aufteilung rechnet also mit mehreren Stand-, oder besser „Sitz"orten der Beschauer.

Was ferner den Zusammenhang dieser drei Gewebe mit der jeweiligen Formgesinnung des Jahrhunderts, in dem die betreffende Mustervorlage entstand, angeht, so spiegelt das bäuerliche Stück etwas vom Zeitstil des 16., das bürgerliche etwas vom Zeitstil des 17. und das höfische etwas vom Zeitstil des 18. Jahrhunderts, auch wenn die ersten beiden Decken zweifellos erst viel später hergestellt worden sind.

Im ganzen sehen wir, wie die altgermanische Liebe zum Weidwerk in den Epochen der Neuzeit, im 16., 17. und 18. Jahrhundert, in ungebrochener Frische und Kraft weiterlebt, bis sie im Laufe des 19. Jahrhunderts allmählich versiegt und erst in unseren Tagen, durch den Heimatschutz angeregt, eine bedeutsame Wiederbelebung erfährt. So mag diese Betrachtung dazu beitragen, den heutigen Kunstgewerblern und Musterzeichnern Anregungen zu vermitteln, wie man auf diesem Gebiete mit gesundem künstlerischen Sinn, aber auch aus echter Naturverbundenheit heraus neue Muster gestalten kann.

---

[1] Vgl. A. Schellenberg, Die schlesische Damastweberei des Rokoko. Schlesische Monatshefte 1926, Heft 5 und 6.

[2] Was die Darstellung des Baumes als Lebenssinnbild in der deutschen Volkskunst betrifft, so sei auf die Arbeiten von Karl von Spieß verwiesen, insbesondere seinen letzten Beitrag „Der Baum als Tor zum Jenseits", Die Hohe Straße, Jahrbuch der Breslauer Kunstsammlungen 1939.

[3] Vgl. dazu W. Schuchhardt, Bildweberei in der Niederlausitz. Mitteilungsblatt des Vereins der Luckauer in Groß Berlin; Oktober 1936, und ferner: Niederlausitzer Altarbehänge in Bildwebetechnik. Niederlausitzer Mitteilungen, Jahrbuch der Niederlaus. Gesellsch. f. Gesch. u. Altertumskunde 1939.

[4] Eine zweite Fassung des gleichen Gewebes befindet sich im Nordischen Museum in Stockholm (Nr. N. M. 110, 652); vgl. dazu: G. Cederblom, Fataburen 1907, S. 243 ff. mit Abb. des Stückes.

[5] Vgl. J. Sir „Zestiendee–eeuwsch Damast" in „Het Huis oud and nieuw", 1915.

[6] Vgl. u. a. Katalog der Sonderausstellung Oslo, Nordisches Volksmuseum „Gammelt Dekketoi av Damask og Driel", 1926.

Der Trachenberger Kriegsplan 1813

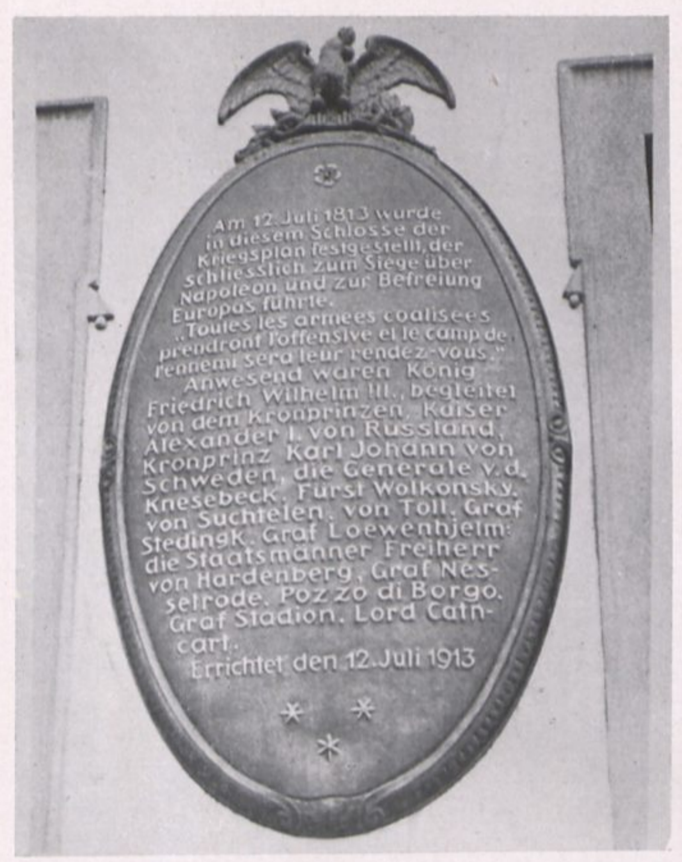
Mittelschulkonrektor Gotthard Reim, Trachenberg

In dem gewaltigen Ringen der Freiheitskriege, deren Gedenken sich im Vorjahre zum 125. Male jährte, spürte besonders unsere schlesische Heimat den Pulsschlag der großen Zeit. Neben der Landeshauptstadt Breslau, die in den Märztagen 1813 zum begeisternden Mittelpunkt der preußischen Volkserhebung wurde, erlebten auch noch andere Orte Schlesiens Tage von weltgeschichtlicher Bedeutung. Dazu gehört auch das Grenzstädtchen Trachenberg in der Bartschniederung. Seine historische Berühmtheit beruht auf der Tatsache, daß in dem hiesigen Schlosse der Kriegsplan für den Herbstfeldzug 1813 entworfen wurde, das sogenannte „Trachenberger Protokoll". Unter welchen Umständen kam nun der Trachenberger Plan zustande und welches ist seine geschichtliche Bedeutung?

Der mit so frohen Hoffnungen begonnene Frühjahrsfeldzug hatte für die Verbündeten einen unglücklichen Verlauf genommen. Ihre Heere mußten nach den unentschiedenen Kämpfen bei Lützen und Bautzen den Rückzug nach Schlesien antreten. Immer düsterer wurde die Stimmung der Patrioten. Auch der am 4. Juni abgeschlossene Waffenstillstand zu Poischwitz, den Napoleon später als den größten Fehler seines Lebens bezeichnete, war eine große Enttäuschung für alle Vaterlandsfreunde. Man erblickte in diesem Schritt den Vorboten eines ehrlosen Friedens und gab seinen Unwillen darüber offen zu erkennen. Die verbündeten Regierungen dagegen begrüßten den Waffenstillstand, denn er gab ihnen die Möglichkeit, ihre militärischen Rüstungen zu ergänzen und zu erweitern. Gleichzeitig strengte auch die Diplomatie alle Kräfte an, um sich durch Bündnisse wichtige Vorteile zu sichern. Die Bestrebungen der Verbündeten waren in erster Linie darauf gerichtet, die Waffenhilfe Österreichs zu gewinnen. Die Donaumonarchie war in der günstigen Lage, daß sie von zwei Seiten umworben wurde: Frankreich und die Verbündeten bemühten sich in gleichem Eifer um ihre Gunst. Aus dieser Zwischenstellung suchte der österreichische Staatskanzler Metternich den größtmöglichen Vorteil zu ziehen. Metternich, ein persönlicher Bewunderer Napoleons, fürchtete, falls dieser gestürzt würde, die Übermacht Rußlands. Er wollte aber weder den Sieg des Zaren, noch den Triumph des Korsen; ihm schwebte vielmehr die Wiederherstellung des europäischen Gleichgewichts als höchstes Ziel vor Augen. Über den Anschluß Österreichs an die Verbündeten war sich Metternich von vornherein klar, aber als kluger Diplomat wartete er auf den Augenblick, der seinem Staate die günstigsten Aussichten bot. Erst am 27. Juni trat Metternich aus seiner Reserve heraus. Er ließ auf dem Kongreß zu Reichenbach durch den Grafen Stadion einen Vertrag mit Rußland und Preußen abschließen, in dem sich Österreich zum Kampfe gegen Napoleon verpflichtete, falls dieser die gestellten Bedingungen ablehnen sollte.

Die Zeit der Waffenruhe wurde von den Verbündeten benutzt, auch noch mit anderen Staaten in diplomatische Verhandlungen zu treten. Vor allem suchte man den Kronprinzen Karl Johann von Schweden, den früheren Marschall Bernadotte, als Bundesgenossen zu gewinnen. Dieser machte aber seine Entscheidung von der Haltung Österreichs abhängig. Da jedoch Bernadotte an der ernsthaften Hilfe der Donaumonarchie zweifelte, wollte er auch seinerseits keine bindenden Verpflichtungen eingehen. So herrschte also im Lager der Verbündeten eine recht bedenkliche Sphäre gegenseitigen Mißtrauens; aus dem Volkskrieg drohte ein Kabinettskrieg zu werden.

Während die diplomatischen Verhandlungen mit Österreich in Reichenbach und Gitschin ihren Fortgang nahmen, wurden bereits zahlreiche Pläne für den Herbstfeldzug entworfen.



Erinnerungstafel
am Schloß in Trachenberg
Photo: Reim

Es handelte sich dabei allerdings nur um Vorschläge. Im Interesse einer einheitlichen Kriegführung schien es aber dringend erforderlich, die einzelnen Entwürfe zu prüfen und miteinander auszugleichen. Das war nur durch eine direkte Aussprache unter den Beteiligten selbst möglich. Die Anregung dazu gab der schwedische Kronprinz Bernadotte. Dieser wandte sich am 10. Juni von Stralsund aus an den Zaren Alexander mit folgendem Schreiben: „Eine Stunde mündlicher Besprechung ist unter den jetzigen dringenden Umständen viel entscheidender für den raschen Gang der Unterhandlung als ein monatelanger Briefwechsel." Der Vorschlag fand die Zustimmung der beiden Monarchen, und Friedrich Wilhelm III. bestimmte als Treffpunkt das Schloß des Fürsten von Hatzfeldt zu Trachenberg.

Für das kleine Bartschstädtchen, das damals etwa 1800 Seelen zählte, bedeuteten diese Tage der Monarchenzusammenkunft vom 9. bis 12. Juli ein Stück Weltgeschichte. Großes Aufsehen erregte es bereits, als am 8. Juli bekannt wurde, daß sich russische Extraposten, von Herrnstadt kommend, der Stadt nähern. Der friedliche Bürger erblickte darin das Zeichen neuer, drohender Kriegsgefahr und sah mit banger Sorge der Zukunft entgegen. Sollten sich die Schreckenstage von 1806 wiederholen? Mit fieberhafter Spannung verfolgte man dann am 9. Juli das Eintreffen der verbündeten Monarchen von Rußland und Preußen, die im fürstlichen Schlosse Wohnung nahmen. Jeder von ihnen

hatte einen ansehnlichen Stab maßgebender militärischer und politischer Berater zur Seite. Im Gefolge des Zaren befanden sich u. a. die Marschälle von Nesselrode und Wolkonsky, sowie der russische General Toll. Friedrich Wilhelm III. wurde von Staatskanzler Freiherrn von Hardenberg, dem General von Knesebeck und den Adjutanten Grafen Henckel und Luck begleitet. Dem hohen Staatsbesuch folgte am gleichen Tage noch ein anderer fürstlicher Gast in der Person des Kronprinzen von Schweden, der infolge eines Unfalls mit seinem Gefährt erst mehrere Stunden später eintraf. Er hatte, da er sich im Bereich der Festungen Stettin, Küstrin und Glogau vor französischen Spionen nicht sicher fühlte, einen großen Umweg gemacht. Seine Reise, die er in strengstem Inkognito als „Graf von Upland" zurücklegte, führte ihn über Anklam, Prenzlau, Schwedt, Landsberg, Meseritz, Bentschen, Lissa und Rawitsch nach Trachenberg. So war es ein stattlicher Kreis von Fürstlichkeiten, Generälen und Staatsmännern, der sich in den Julitagen 1813 im Hatzfeldtschen Schloß zusammenfand, insgesamt gegen 100 Personen. Unter ihnen waren als Vertreter beteiligter Mächte auch der englische Gesandte am russischen Hofe, Lord Cathcart, und der österreichische Staatsminister Graf Stadion anwesend.

Es traf allerdings ungünstig, daß bei Ankunft der hohen Gäste der Besitzer der Herrschaft abwesend war. Fürst Hermann von Hatzfeldt, der außerhalb zur Kur weilte, konnte von der Absicht der Monarchen nicht mehr rechtzeitig benachrichtigt werden. Näheren Aufschluß darüber erhalten wir durch einen Brief, den Friedrich Wilhelm III. am 13. August 1813 aus dem Hauptquartier Neudorf an den Fürsten richtete. Das im Schloßarchiv verwahrte königliche Handschreiben ist in französischer Sprache verfaßt und hat im Deutschen folgenden Wortlaut:

„Herr Fürst von Hatzfeldt!

Ich habe Ihren Brief erhalten, in dem Sie Mir Ihr Bedauern ausdrücken, bei Meinem Aufenthalt sowie dem Sr. Majestät des russischen Kaisers und dem des Kronprinzen von Schweden nicht in Trachenberg gewesen zu sein. Die Zeit erlaubte nicht, Sie vorher zu benachrichtigen. Ich spreche Ihnen hierbei Meine Genugtuung aus über die Ordnung und die Bequemlichkeiten aller Art, die Ich in Ihrem Schloß gefunden habe. Sehr erfreut werde Ich sein, Sie bei einer anderen Gelegenheit dort zu sehen.

Friedrich Wilhelm."

Die Verhandlungen, die in größter Verschwiegenheit in der Stille der Schloßgemächer geführt wurden, nahmen drei Tage in Anspruch. Der 10. Juli wurde dazu benutzt, durch gegenseitige Vorstellungen und einleitende Besprechungen untereinander Fühlung zu gewinnen; erst am nächsten Tage nahmen die offiziellen Verhandlungen ihren Anfang. Den Höhepunkt dieses diplomatischen Kräftespiels bildete die schwerwiegende Unterredung zwischen dem österreichischen Gesandten Graf Stadion und dem schwedischen Kronprinzen Bernadotte. Es handelte sich dabei um eine Entscheidung von größter Tragweite, um den Anschluß Österreichs an die Verbündeten. Die Bedeutung dieser historischen Stunde ist aus folgendem Schreiben Metternichs ersichtlich, das dieser am 23. Juni aus Gitschin an seinen Gesandten Stadion richtete:

„Als sehr wesentlich erschiene mir, daß Sie den Kronprinzen von Schweden durch seinen Abgesandten im verbündeten Lager drängen ließen. Ich gestehe, daß ich mir bei der gegenwärtigen Stellung der Armeen von dem Erfolg seiner Mitwirkung Wunder verspreche. Sie könnten ohne Bedenken äußern, daß die österreichische Mitwirkung mehr oder weniger von der Vorstellung abhänge, die man von der des Kronprinzen hegt."

Besonders schwierig gestalteten sich die Verhandlungen durch das starke Mißtrauen, das Bernadotte gerade Österreich gegenüber hegte. Er zweifelte an dem ernsten Willen des Wiener Hofes, der Allianz beitreten zu wollen. Nun war wohl der Anschluß Österreichs an die Verbündeten auf Grund der Reichenbacher Konvention vom 27. Juni bereits gesichert, aber dieses Abkommen war ein Geheimvertrag und durfte infolgedessen dem Kronprinzen nicht preisgegeben werden. Man suchte daher durch Briefe und mündliche Versicherungen die Zweifel und Bedenken Bernadottes zu zerstreuen; besonders setzten sich dafür die beiden Monarchen ein. Aber alle diese Vorstellungen führten zu keinem Erfolg. Erst den Bemühungen des Grafen Stadion gelang es, die schwierige Lage zu meistern. Das geschah am Vormittag des 11. Juli in einer mehrstündigen Verhandlung, an der auch die beiden Monarchen teilnahmen. Dabei wurden noch einmal alle strittigen Punkte durchgesprochen und vorhandene Unstimmigkeiten geklärt. Um dem Kronprinzen auch die letzten Zweifel zu nehmen, legte ihm Graf Stadion den gesamten Entwickelungsgang der österreichischen Politik seit der Allianz mit Frankreich (14. März 1812) offen und freimütig dar. Gleichzeitig betonte er, daß die letzte Entscheidung der Donaumonarchie wesentlich davon abhinge, ob Bernadotte zu tatkräftiger Mithilfe bereit sei. Die klaren und sachlichen Darlegungen des Diplomaten verfehlten ihre Wirkung auf den schwedischen Thronfolger nicht. Mit größter Spannung folgte dieser den Ausführungen, wobei er die Überzeugung gewann, daß Habsburg zum Kriege entschlossen sei, falls Napoleon die ihm unterbreiteten Friedensvorschläge zurückweise. Das bewog nun Bernadotte, seine Bedenken aufzugeben und sich den Verbündeten anzuschließen. Damit war viel gewonnen. Das unter den Alliierten herrschende Mißtrauen war beseitigt, der Beitritt Österreichs endgültig gesichert.

Nachdem die diplomatischen Verhandlungen zu einem befriedigenden Ergebnis geführt hatten, ging man nun an die Lösung der zweiten Aufgabe, an die Aufstellung des Operationsplanes. Zunächst handelte es sich um die Gliederung der Streitkräfte. Der Kronprinz von Schweden war ursprünglich für die Aufstellung nur einer Armee und erhob den Anspruch, alle verfügbaren Truppen unter seinen Oberbefehl zu stellen. Erst nach einer längeren Debatte ließ er sich bestimmen, diesen Standpunkt aufzugeben. Schließlich einigte man sich auf folgenden Plan. Aus den Streitkräften der Verbündeten werden drei Heeresgruppen gebildet: die Böhmische oder Hauptarmee unter Fürst Schwarzenberg, die Nordarmee unter dem Kronprinzen Bernadotte und die Schlesische Armee unter Blücher. Um ein gemeinsames Vorgehen zu erzielen, soll jede Armee aus Truppen aller Verbündeten bestehen. Die Anordnung der Heere läßt erkennen, daß man Österreich am meisten bedroht hielt, weshalb man auch bedeutende Verstärkungen nach Böhmen entsandte.

Der Operationsplan der Verbündeten zwang Napoleon zur Änderung seiner Strategie. Die Gegner operierten in getrennten Massen, und er konnte sie nicht mehr mit einem einzigen Schlag erledigen. Er war auch nicht mehr in der souveränen Lage, die Schlacht selbst zu bestimmen, sondern mußte sich den Kriegsschauplatz aufdrängen lassen.

Den Höhepunkt der militärischen Beratungen auf dem Hatzfeldtschen Schloß bildete die denkwürdige Sitzung vom 12. Juli. An diesem Tage fand der eigentliche Kriegsrat statt, zu dem sich außer den Monarchen auch sämtliche militärischen und politischen Berater einfanden. Die Nachricht von dem Siege des englischen Generals Wellington bei Vittoria in Spanien über die Franzosen gab dieser Zusammenkunft erhöhte Bedeutung. Man fühlte, daß sich entscheidende Ereignisse vorbereiteten. Als die Verhandlungen am Nachmittag fortgesetzt wurden, überreichte Graf Stadion dem Kronprinzen von Schweden

ein Handschreiben des Kaisers Franz, in welchem ihn dieser mit „Bruder und Vetter" anredete und stark auf seine Hilfe rechnete. Wörtlich heißt es darin: „Die Talente Ew. Königlichen Hoheit und Hingabe an die gemeinsame Sache werden den vereinten Anstrengungen der ersten Mächte Europas ungemein zustatten kommen." Bernadotte, ein Mann von stark ausgeprägtem Ehrgeiz, fühlte sich durch die verbindliche Form dieses Schreibens besonders geschmeichelt und versprach, alles zu tun, um das in ihn gesetzte Vertrauen zu rechtfertigen. Nachdem so die Beratungen zu einem befriedigenden Abschluß geführt hatten, wurde das Ergebnis derselben in dem denkwürdigen Trachenberger Protokoll niedergelegt. Es ist der Geist frischen Wagemuts und einer starken Initiative, der hinter diesen Beschlüssen steht. Das Ganze gipfelt in dem Kardinalsatz: „Die verbündeten Truppen sind stets dahin zu lenken, wo sich die größte Streitmacht Napoleons befindet." Damit wird der Gedanke einer Offensive auf der ganzen Front zur Hauptforderung erhoben. Zur Durchführung dieses Operationsplanes werden den Heeresgruppen der Verbündeten folgende Aufgaben zugewiesen:

1. Die Korps an den Flanken oder im Rücken des Feindes müssen immer die Marschrichtung wählen, die auf dem kürzesten Wege zur Operationsbasis des Gegners führt.

2. Die Hauptmacht der Verbündeten muß eine solche Stellung beziehen, die es ihr ermöglicht, dem Feinde nach jeder Richtung entgegenzutreten. Da Böhmen hierzu am besten geeignet erscheint, ist das österreichische Hauptheer in Böhmen aufzustellen.

3. Ein Teil des schlesischen Heeres rückt einige Tage vor Ablauf des Waffenstillstandes über die Sudetenpässe nach Böhmen und verstärkt die Österreicher auf 220 000 Mann.

4. Der Kronprinz von Schweden läßt 20 000 Mann bei Hamburg und Lübeck gegen die Dänen und Franzosen zurück; die übrigen 70 000 Mann werden bei Treuenbrietzen zusammengezogen, um später über die Elbe nach Leipzig vorzurücken.

5. Die in Schlesien zurückbleibenden Truppen, etwa 50 000 Mann, folgen dem Gegner nach der Elbe. Sie dürfen jedoch keine entscheidende Schlacht wagen, außer, wenn alle Vorteile auf ihrer Seite sind.

6. Sollte Napoleon wider Erwarten das Hauptheer in Böhmen angreifen, so soll ihm Bernadotte in den Rücken fallen, während im umgekehrten Falle das Hauptheer der angegriffenen Nordarmee zu Hilfe eilt.

7. „Alle Verbündeten werden den Kampf beginnen, und das Lager des Feindes wird ihr Sammelplatz sein."

Der Trachenberger Entwurf zeigt also, daß man von Napoleon gelernt hatte und ihn nun mit seinen eigenen Mitteln bekämpfen wollte.

So ängstlich man auch bemüht war, das „Trachenberger Protokoll" geheim zu halten, es war umsonst, denn die Feinde verfügten über ein fein ausgebildetes Spionagesystem. Bald waren die Gegner über die Pläne der Alliierten aufs genaueste unterrichtet. Welche Wege die Spionage hier gegangen ist, wird wohl für immer rätselhaft bleiben. Jedenfalls aber steht die Tatsache fest, daß der Dresdener Hof schon einige Tage nachher eine Abschrift der Trachenberger Beschlüsse in den Händen hatte, und zwar eher, als Kaiser Franz in Gitschin davon Kenntnis erhielt.

Vergleicht man nun den Trachenberger Plan mit den späteren militärischen Operationen des Herbstfeldzuges, so muß man die Feststellung machen, daß diese den ursprünglichen Beschlüssen nicht entsprachen. Die Erklärung hierzu liegt in der Tatsache, daß auf dem

Reichenbacher Kongreß eine Abwandlung des Trachenberger Planes vorgenommen wurde. Den Verhandlungen in Reichenbach lag ein Entwurf des österreichischen Feldmarschalls Radetzky zugrunde, der von ganz anderen Voraussetzungen ausging. Dieser sah den einzigen Weg zum Erfolg in der Zersplitterung der feindlichen Streitkräfte bei möglichster Vermeidung einer Schlacht. Nachdem der Plan Radetzkys im österreichischen Hauptquartier zu Gitschin genehmigt worden war, traf dort das Trachenberger Protokoll ein. Trotzdem daraus hervorging, daß bei den Verbündeten die zahlenmäßige Stärke bedeutend günstiger lag als Radetzky annahm, wurde sein Plan doch in den Grundzügen beibehalten. Auch Zar Alexander und der preußische König erklärten sich damit einverstanden, kam es doch beiden Herrschern darauf an, Österreich als Bundesgenossen zu gewinnen. Der in Trachenberg entworfene Kriegsplan mußte also entsprechend umgewandelt werden. Und nun lautete die Parole für die Verbündeten so: Greift Napoleon eine der drei Armeen an, so weicht diese langsam zurück, während die beiden anderen vorrücken und den Gegner in Rücken und Flanke bedrohen. Erst wenn das feindliche Heer durch die verbündeten Armeen eingekreist und infolge Teilniederlagen und Entbehrungen starke Verluste erlitten hat, erst dann sollen sich alle Streitkräfte zu dem vernichtenden Hauptschlage vereinigen. Damit hatte man also den auf dem Hatzfeldtschen Schlosse entworfenen Plan einer allgemeinen Offensive durch konzentrischen Angriff der drei Heere aufgegeben; man überließ die Initiative dem Gegner.

Das Merkwürdige ist nun, daß über eine so fundamentale Tatsache, wie die Änderung des Trachenberger Protokolls, d. h. also des grundlegenden Feldzugsplanes, in keinem Archiv etwas aufzufinden ist. Wir besitzen weder ein Protokoll noch eine andere schriftliche Aufzeichnung über diese Vorgänge. Das mag auffallend erscheinen, ist aber erklärlich. Jedenfalls sind überhaupt keine schriftlichen Abmachungen getroffen worden, sondern die Heeresleitungen regelten die jeweiligen Maßnahmen durch mündliche Vereinbarungen untereinander. Aus der praktischen Situation heraus mußten ja doch immer wieder neue Entschlüsse gefaßt werden. Man war also gezwungen, den ursprünglichen Kriegsplan in Einzelheiten abzuändern und den Umständen gemäß zu handeln. Wenn es auch bis heute nicht möglich war und vielleicht nie möglich sein wird, den Text der endgültigen Verabredung zu erfahren, so steht doch einwandfrei fest: *Das Trachenberger Protokoll ist als Durchgangsstufe für den Reichenbacher Kriegsplan zu betrachten und hat diesem als Grundlage gedient.*

Damit hat der Name Trachenberg in den Julitagen 1813 eine historische Bedeutung erlangt. Hier wurden Beschlüsse von größter Tragweite gefaßt, Entscheidungen getroffen, die eine neue Epoche der Weltgeschichte einleiteten. Im Hatzfeldtschen Schloß wurde der Grundstein gelegt zum endgültigen Beitritt Österreichs und Schwedens auf die Seite der Alliierten. Der innere Zusammenschluß der Verbündeten war damit gesichert. Welche Bedeutung man diesen historischen Ereignissen beimaß, geht aus einer Notiz der „Schlesischen privilegierten Zeitung" vom 21. Juli 1813 hervor. Darin heißt es:

> „Der Kaiser von Rußland, unser König und der Kronprinz von Schweden sind vom 9. bis 12. Juli in Trachenberg gewesen. Der Kronprinz wurde zuerst von russischen und preußischen Generälen im Namen der bereits anwesenden Souveränen bewillkommnet. Man sah sie seitdem immer zusammen; auch haben sie an einer großen Tafel von 70 Couverts zusammen gespeiset. Das Gefolge des Kronprinzen war sehr zahlreich; man zählte 16 Wagen. Ohne Zweifel wird diese Zusammenkunft das Band, welches diese hohen Häupter zu dem großen Zweck verbindet, noch fester geknüpft haben, und



Schloß Trachenberg
Photo: Reim

man hat Recht, sich, wie auch die Krisis dieses Augenblicks ausschlage, die herrlichsten Folgen davon zu versprechen."

Der Erinnerung an diese bedeutungsvollen Tage dient ein weißseidenes Deckchen, das neben einer Darstellung des Schlosses aus der damaligen Zeit folgende Inschrift trägt:

„Alliance-Decke. Das Palais des Fürsten von Hatzfeld(t) – Schönstein – Trachenberg, beachtenswert durch die Zusammenkunft der hohen Verbündeten; sie fand hier am 9. Juli 1813 statt und bereitete den glorreichen allgemeinen Frieden Europas vor."

Den Heimatfreund wird ferner die Tatsache interessieren, daß es in Leipzig sogar eine „Trachenberger Straße" gibt, die nach dem Völkerschlachtdenkmal führt. Die Stätte, an der sich vor nunmehr 125 Jahren so entscheidende Ereignisse abspielten, ist auch durch ein bleibendes Denkmal würdig gekennzeichnet. Wer heute den herrlichen Trachenberger Schloßpark besucht, der findet am Westflügel des Schlosses eine ovale, etwa 1½ Meter hohe Bronzetafel, gekrönt mit dem preußischen Adler. Sie erinnert den Menschen der Gegenwart, daß er auf historischem Boden steht, daß hier die Heimatgeschichte zur Weltgeschichte wurde. Umweht von dem Hauche einer großen und stolzen Vergangenheit lesen wir die schlichten und eindrucksvollen Worte auf der Gedenktafel:

„Am 12. Juli 1813 wurde in diesem Schlosse der Kriegsplan festgestellt, der schließlich zum Siege über Napoleon und zur Befreiung Europas führte. «Toutes les armees coalisées prendront l'offensive et le camp d'ennemi sera leur rendez-vous.» Anwesend waren König Friedrich Wilhelm III., begleitet von dem Kronprinzen, Kaiser Alexander I. von Rußland, Kronprinz Karl Johann von Schweden, die Generäle v. d. Knesebeck, Fürst von Wolkonsky, von Suchtelen, von Toll, Graf Stedingk, Graf Loewenhelm, die Staatsmänner Freiherr von Hardenberg, Graf Nesselrode, Pozzo di Borga, Graf Stadion, Lord Cathcart.

Errichtet den 12. Juli 1913."

Die „Liegnitzer Agende" (zwischen 1625 und 1630)

Ein schlesisches Kulturdenkmal.

Friedrich Merten, Hirschberg i. Rsgb.

Im Musikwissenschaftlichen Seminar der Universität Breslau lernte ich die Handschrift Mus. H. S. 69 aus der Bibliotheca Rudolphina zu Liegnitz kennen, die mich durch ihre Bedeutung für die Geschichte des evangelischen Gottesdienstes besonders anregte und mich noch während der ersten Jahre meiner Amtstätigkeit als Kantor und Organist stark beschäftigte. Diese Handschrift (Pfudel, Katalog der Musikhandschriften der Kgl. Ritterakademie zu Liegnitz, Nr. 25), die schon Rochus Freiherr von Liliencron in seiner „Liturgisch-Musikalischen Geschichte der evangelischen Gottesdienste" (1893) erwähnt und deren Bedeutung für die Zeiten des Kirchenjahres er betont, besteht aus acht von gleicher Hand geschriebenen Stimmbüchern in quer 4⁰ zum Gebrauch des Kirchenchors. Als Komponisten sind u. a. genannt B. Gesius, Prätorius, H. L. Hasler und J. H. Schein. Daraus ergibt sich als Entstehungszeit etwa 1625–1630, wenn man die damalige allgemeine Gepflogenheit, neueste Werke in solche Sammlungen aufzunehmen, in Betracht zieht. Die Handschrift enthält die gesamte Chormusik (a cappella) für dreizehn Festtage des Kirchenjahres, mit Einschluß auch der kleinsten liturgischen Chorgesänge in ihrer liturgischen Anordnung, unterbrochen von agendarischen Bemerkungen über den Verlauf des Gottesdienstes, die so genau gegeben sind, daß selbst die Art der Mitwirkung des Organisten in jedem einzelnen Falle klar hervorgeht. Folgende Feste sind, jedesmal mit ihrer Messe („Officium" nennt sie die Handschrift) und einer Vesper (Preces Vespertinae Figuraliter) vertreten: Erster Advent, Weihnachten, Neujahr, Epiphanias, Reinigung Mariä, Verkündigung Mariä, Ostern, Himmelfahrt, Pfingsten, Trinitatis, Johannis, Heimsuchung Mariä und Michaelis. Eine Aufzählung der Gesänge mit den agendarischen Angaben ist durch Liliencron schon bekannt. Eine vollständige Spartierung der gesamten Handschrift setzt mich instand, nicht nur das bei Liliencron über das in dieser Handschrift besonders wichtige liturgische Gebiet Gesagte um einige Bespiele zu bereichern, sondern auch noch in anderer Hinsicht recht interessante Beobachtungen darzulegen.

Noch eine zweite Handschrift aus derselben Bibliothek habe ich vollständig spartiert: Mus. H. S. 76 (Pfudel, Katalog der Musikhandschriften der Kgl. Ritterakademie zu Liegnitz, Nr. 11), die unzweifelhaft eine Ergänzung zur erstgenannten Handschrift bildet. Ihre vier von verschiedener Hand geschriebenen Stimmbücher stellen u. a. unter Weglassung der in H. S. 69 vertretenen Festtage, allerdings ohne Hinweise auf den Verlauf der allsonntäglichen Liturgie, für jeden Sonntag des Kirchenjahres ein Lied über das Sonntagsevangelium in vierstimmigem Choralsatz bereit. Liliencron zählt auch diese Gesänge nach dem Kirchenjahr auf und erkennt in beiden Handschriften zusammen das „de tempore" für einen ganzen vollständigen Jahrgang. Auch die zweite Handschrift, die mit der ersten zusammen die Agende bildet, schließen wir in unsere Betrachtungen ein.

Die Bibliotheca Rudolphina, die Heimstätte unserer Agende, führt den Namen ihres Schöpfers Georg Rudolph, Herzogs von Liegnitz und Brieg, eines durch seine hochsinnige Förderung von Wissenschaft und Kunst weit über Schlesien hinaus bekannten Piastenfürsten. In seiner langen Regierungszeit von 1613 bis 1653 – Liegnitz wurde erst spät durch den Dreißigjährigen Krieg in Mitleidenschaft gezogen – sammelte er deutsche und ausländische Werke, die er auf seinen Reisen nach den Niederlanden, Frank-

reich, Italien und nach der Schweiz kennenlernte, insgesamt mehr als 5000 Bücher und Handschriften aus fast allen Gebieten von Wissenschaft und Kunst. In der Umgebung einer so reichhaltigen Bücherei, von ihrem Gründer sorgsam gepflegt und geordnet, findet sich nun auch unsere Agende, ohne Angabe der Gebrauchsbestimmung; unbekannt ist die Jahreszahl ihrer Entstehung, auch den Schreiber kennen wir nicht. Der Herzog hat sie vermutlich nicht selbst seiner Bibliothek eingereiht, sie ist wohl erst später hinzugekommen, als man schon wieder neuere Chorwerke sang, und unsere Handschriften für den praktischen Gebrauch nicht mehr in Betracht kamen. Es ist ja bekannt, daß die Kantoren des 17. Jahrhunderts bestrebt waren, möglichst zeitgenössische Werke aufzuführen. Allerdings finden wir gerade in Schlesien daneben einen deutlichen Hang, auch ältere bewährte Werke nicht aufzugeben. So könnten wir unsere Liegnitzer Agende schon ein schlesisches Sammelwerk nennen, wenn wir bei Betrachtung ihrer Kompositionen neben einem ganz „modernen" Choralsatz aus J. H. Scheins „Kantional" von 1627 ein Magnificat von Orlandus Lassus finden, das für die Vesper des Weihnachtstages eingesetzt ist und zu Mariä Heimsuchung sogar noch einmal wiederkehrt, oder wenn wir einer Motette des schon 1587 zu Breslau verstorbenen ehemaligen Frankfurter Kantors Gregor Lange begegnen. Ganz besonders deutlich aber wird diese für Schlesien charakteristische Treue zur Überlieferung in der Tatsache erkennbar, daß selbst Johann Walter, der musikalische Berater Luthers, mit einem kunstvollen fünfstimmigen Liedsatz von 1544, „Singet frisch und wohlgemut", vertreten ist.

Einwandfrei geht der schlesische Ursprung unserer Agende aus einer Zusammenstellung der vertretenen Komponistennamen hervor. H. S. 76 nennt zwar bis auf einen Choralsatz überhaupt keinen Autor und die H. S. 69 belegt die Autorschaft nur beim vierten Teil der 116 Kompositionen, von den 15 angeführten Namen aber ist die Hälfte sehr bekannt. Neben Bartholomäus Gesius, Jakob Handl (Gallus), Michael und Hieronymus Prätorius, Hans Leo Hasler, Orlandus Lassus, Melchior Frank, J. H. Schein und Gregor Lange, der ja schon Beziehungen zu Schlesien hatte (Meister der katholischen Kirche neben Protestanten!) finden sich die schlesischen Namen Fr. Weißensee, Fritzsch, Knöfel, Simon Lyra, Johann Nucius und die Initialen P. H., auf die ich noch näher eingehe.

Durch Vergleich mit den mir erreichbaren alten Sammlungen und Neudrucken aus der in Rede stehenden Zeitspanne gelang es mir, die Komponisten von zwanzig der nicht autorisierten Chorsätze mit Sicherheit festzustellen. Darunter tauchten noch zwei neue Namen auf: der schon oben genannte Johann Walter und der Wiener Blasius Amon. Dem Schreiber der Agende hat Teil VI der „Musae Sioniae" von M. Prätorius zur Abschrift einiger Sätze vorgelegen. Er schreibt den Choralsatz „Es stehn vor Gottes Throne" fälschlich J. a. Burgk zu, weil Prätorius bei einem der vorhergehenden Sätze seiner Sammlung die Autorschaft J. a. Burgks ausdrücklich vermerkt. Der Irrtum unseres Liegnitzers ist leicht erklärbar, weil der Name J. a. Burgk das Blickfeld auf dieser Seite beherrscht. Ferner kannte der Agendenschreiber J. H. Scheins „Cantional" von 1627, das „Magnum opus musicum II" von Lassus, H. L. Haslers „Cantiones sacrae" (die Motette „Unter denen, von Weibern geboren" ist, wie der Schreiber selbst, allerdings nur im Tenorheft, ausgebessert hat, nicht von dem Schlesier Pfendner, sondern von Hasler), Handels „Opus musicum I", den „Liber sacratissimarum Cantionum" von Blasius Amon, die „Cantiones sacrae I" von Gregor Lange, das Weihnachtsliederbuch des Zwickauer Kantors Cornelius Freundt (neu herausgeg. von Georg Göhler, Leipzig 1897) und eine Reihe der frühen Veröffentlichungen von Gesius, aus

deren einer hervorgeht, daß unter dem Komponisten Prätorius der Motette „Und es war eine Stille" nicht der bekanntere Michael, sondern Hieronymus Prätorius zu verstehen ist. Aus dieser Aufzählung läßt sich schließen, daß der Schreiber in der Musikliteratur seiner Zeit gut beschlagen war. So finden wir neben der Treue zur Überlieferung eine Weltoffenheit, die sich den verschiedensten auch neuen und fremden Einflüssen keineswegs verschloß, einen schlesischen Charakterzug, den wir auch bei dem fürstlichen Schöpfer der Bibliotheca Rudolphina erkennen konnten.

In Liegnitz lebte zu jener Zeit der 1600 zu Friedland bei Schweidnitz geborene Paul Hallmann von Strachwitz, der laut Eitners Quellenlexikon Rat beim Herzog von Liegnitz war und Musik und Dichtkunst betrieb. Die Liegnitzer Stadtbibliothek besitzt von ihm im Manuskript einige vier- bis sechsstimmige Messen, Motetten, ein geistliches Konzert, deutsche geistliche Lieder und ein Magnifikat, die er mit den Initialen P. H. als sein geistiges Eigentum auszuweisen pflegte. Es ist wohl anzunehmen, daß unsere Agende ihm die beiden mit P. H. gezeichneten Chorgesänge verdankt. Jedenfalls kennen wir außer ihm keinen Liegnitzer Musiker aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts, der die gleichen Anfangsbuchstaben in seinem Namen führte. Der eine Satz ist ein schlichtes vierstimmiges Sanktus mit unterlegtem deutschen Text, das an allen 13 Festtagen gesungen wurde. Das andere Stück ist eine Kurzmesse, für Ostern eingesetzt und für Himmelfahrt und Pfingsten wiederholt. Dieses Kyrie und Et in terra (mit deutschem Text) finden wir in kunstvollem fünfstimmigem Satz, wie wir ihn von den Zeitgenossen gewohnt sind: Kopfimitation in fließenden kontrapunktischen Linien, unterbrochen von kurzen, akkordisch gebauten flächigen Zwischenteilen in verändertem Rhythmus. Gabrielischer Einfluß zeigt sich besonders stark im Mittelteil des Kyrie: „Christe eleison", hier aber mit einem merkwürdigen Anflug von Pathetik, verbunden mit beinahe „romantischen" Klangwirkungen.

Bei sieben weiteren vierstimmigen Kirchenliedern ist die streckenweise Übereinstimmung der Sätze mit solchen von Prätorius und Gesius auffallend. Die übrigen Anonymi, zu denen immer noch die Hälfte aller Chorsätze der H. S. 69 und, bis auf einen, sämtliche der H. S. 76 gehören, habe ich in dem fast erschöpfenden Vergleichsmaterial der Bibliothek des Musikwissenschaftlichen Seminars zu Breslau nicht finden können. Sie halten sich im Stil, wenn auch noch völlig ohne Einfluß der Monodie, ganz an die übliche Schreibweise der Zeit. Sicher ließe sich durch genaueste Forschung noch mancher Anonymus ausweisen. Sicher auch befinden sich darunter noch Schlesier, vielleicht gar Kompositionen von Herzog Georg Rudolph, der einige Werke hinterlassen hat. Wir sind es von schlesischen Sammlungen gewohnt, neben Meistersätzen unbekümmert auch weniger bedeutende Komponisten vertreten zu finden, wenn man ihre Werke für eine besondere Bestimmung im Ablauf des Gottesdienstes brauchen konnte. Es finden sich auch in unseren beiden Handschriften der Agende mehrere ungeschickte Kompositionen, die man heute im Rahmen eines Gottesdienstes kaum aufführen würde.

Man geht wohl nicht fehl, wenn man einige der anonymen Gesänge auch dem Schreiber der Agende H. S. 69, der wohl der damalige Kantor selbst war, zuschreibt. Man möchte annehmen, daß hierfür in erster Linie die sehr guten kleinen liturgischen Sätze, wie „Amen", „Und mit deinem Geiste" usw. in Frage kämen. Allerdings ist dagegen zu bedenken, daß in der ergänzenden H. S. 76, die auch nirgends seine Schrift, sondern die einer ganzen Reihe anderer Schreiber zeigt, gerade für die häufigen Wiederholungen der Evangelienliedsätze ungeschicktere Kompositionen vorliegen, die einem Tonsetzer vom Range des Autors der kleinen liturgischen Sätze nicht entsprechen.

Das Herzogshaus war für religiöse und kirchliche Fragen besonders aufgeschlossen. Herzog Friedrich II. von Liegnitz war der erste schlesische Fürst, der sich zur Lehre Luthers bekannte, Luthers deutsche Messe einführte und diese später nach dem Vorbild einer sächsischen lutherischen Kirchenordnung zweimal umgestaltete. Sein Nachfahre Georg Rudolph, dessen tiefe Frömmigkeit gerühmt wird, wandte sich zwar persönlich eine Zeitlang dem Kalvinismus zu, wurde aber bald wieder Lutheraner, wie seine Vorfahren und seine Untertanen. Auch er war an den kirchlichen Fragen seiner Zeit stark interessiert. Er führte 1627 ein neues kirchliches Fest ein, das der „Verklärung Christi", das in allen Liegnitzer Kirchen am 6. August dieses Jahres erstmalig gefeiert wurde. (In unserer Agende ist es nicht enthalten. Man könnte die Datierung der Agende also vor 1627 annehmen, wenn nicht Scheins Kantional von 1627 daran zweifeln ließe.) Im Jahre 1629 machte er seine Hofkirche St. Johannis zur dritten Parochialkirche der Stadt. Vielleicht wurde in diesem Jahr die Agende geschrieben, um dem vermutlich neu eingerichteten Gottesdienst bei St. Johannis zu dienen. Daß die Agende für diese Hofkirche zu St. Johannis geschrieben wurde, nehme ich deshalb an, weil die Bibliotheca Rudolphina ursprünglich in der alten Johanniskirche stand und zusammen mit der Kirchenbibliothek in die spätere Ritterakademie umzog, als der alte Bau der Johanniskirche abgebrochen und durch einen barocken Neubau ersetzt wurde, der heute der katholischen Gemeinde dient.

Die Liegnitzer Lateinschule zählte im Anfang des 17. Jahrhunderts stets zwei Kantoren in ihrem Lehrerkollegium: den Kantor für St. Peter und Paul und den Kantor für St. Marien. Nach Wendts „Geschichte der Kgl. Ritterakademie" (Liegnitz 1893) wurde 1648 die Fürstliche Stiftsschule zu St. Johannis ins Leben gerufen. Der erste Kantor dieser Schule war Mätzke. Kraffert jedoch kennt in seiner „Geschichte des Evangelischen Gymnasiums" (Liegnitz 1869) schon einen „Cantor Johanneus", der 1648 gestorben zu sein scheint: Jac. Jeschius. (Nach Krafferts Angaben hat der Cantor Johanneus stets den ersten Rang unter den drei Kantoren behauptet.) Wir wissen leider nicht, ob Jac. Jeschius schon in der Entstehungszeit unserer Agende im Amt war, leider auch nicht, wer vor ihm Kantor an der Hofkirche St. Johannis war. So verlassen uns die Nachrichten über das Hofkirchenkantorat in der Entstehungszeit unserer Agende. Da immerhin auch die Möglichkeit besteht, daß einer der Kantoren der beiden Stadtkirchen das Hofkantorat mit verwaltete, seien genannt: Kaspar Krumbhorn, Kantor bei St. Peter und Paul, 1566–1621; Kaspar Reusner, Kantor bei St. Marien, 1620–1643, und Henrich Bachmann, Kantor bei St. Marien, 1600–1620, bei St. Peter und Paul 1620–1638.

Was für Gesänge bringt die Agende? Liliencron hat sie schon namentlich aufgeführt. In der H. S. 69 finden wir sehr kunstreiche vier- bis achtstimmige Introiten, Kurzmessen, Motetten, Magnificat-Kompositionen in der a-cappella-Setzart, die mit den Namen Prätorius und Melchior Frank grob angedeutet ist. In dieser Art sind auch die Anonymi durchweg gehalten. Homophoner, mehrchöriger, flächig wirkender Satz, dann wieder durch Imitation aufgelockerte Sätze wechseln mit der linearen Schreibweise der alten Schule, kennzeichnen auch hier das Ringen einer Stilwende und zeigen den Fortschritt neben der Tradition. Kein einziger dieser Chorsätze hat lateinischen Text, wie auch die ganze Agende überhaupt nur deutsche Texte bringt, und zwar ganz konsequent. Die meisten der eben angedeuteten Sätze waren originale Vertonungen lateinischer Texte. Unser Kantor aber übersetzte das Latein und legte den in der Silbenzahl übereinstimmenden deutschen Text den Noten unter, manchmal glücklich, manchmal weniger geschickt. Hier siegte das praktische Bedürfnis über die Traditionstreue. Der Schlesier ist Praktiker.

Das zeigt sich auch in der Behandlung einiger der vielen vierstimmigen, homophon gesetzten Kirchenlieder („Deutsche Gesänge", wie sie auch unsere Agende nennt). Wo die Melodie eines entlehnten Meistersatzes nicht mit der in Liegnitz üblichen Singweise übereinstimmte, wurde bedenkenlos auch der übernommene Satz an den betreffenden Stellen geändert. Daß übrigens fast die Hälfte aller in H. S. 69 mitgeteilten Gesänge und fast alle der H. S. 76 zu den „deutschen Gesängen" gehören, ist erstaunlich und läßt die besondere Vorliebe des schlesischen Kirchenmusikers für volkstümliche Kunst deutlich erkennen.

Die H. S. 76, die in allen vier Stimmbüchern noch einen großen Teil leerer Seiten aufweist, enthält 27 vierstimmige schlichte Introiten und „deutsche Gesänge" nebst zwei Fragmenten vierstimmiger Liedsätze, und am Schluß der Cantus-Stimme fünf gregorianische Introiten, diesmal mit lateinischem Text, für die Passionszeit. Alle diese Gesänge interessieren uns hier weniger, sie haben wohl auch kaum mit dem Hauptgegenstand unserer Betrachtungen in direktem Zusammenhang gestanden. Dagegen ist noch etwas zu den 44 Evangelienliedern für jeden Sonntag des Kirchenjahres zu sagen. Als Dichter dieser fast durchweg unbekannten Lieder kommt wahrscheinlich ein Liegnitzer Geistlicher in Frage, sicher aber ein Mann, der mit unserem Kantor in näherer Verbindung stand, da er in der Einteilung der Versmaße und Strophenlängen sowie bei der Aufteilung der verschiedenen Gedichtrhythmen für das Kirchenjahr auf das im Notenschatz vorhandene Melodienmaterial Rücksicht nimmt. Paul Hallmann (P. H.), der ja neben Musik auch Dichtkunst betrieben hat, scheidet als Dichter der Evangelienlieder wohl aus, weil er als gewandter Musiker sicher für eine bessere Vertonung gesorgt hätte, als sie gerade diese, wie oben schon bemerkt, weniger wertvollen Chorsätze zeigen. Für die Evangelienlieder sind nur zwei homophone vierstimmige Sätze angegeben (anscheinend liegt bei beiden der c. f. im Tenor), die Sonntag für Sonntag, stets aber mit anderem Text, gesungen wurden. Der eine Chorsatz ist für die Evangelienlieder der Advents- und Passionszeit bereitgestellt, der andere für sämtliche übrigen Lieder (also nicht nur zwei oder drei Lieder auf gleiche Melodie, wie Liliencron schreibt). Diese Kirchenmusik mag uns gleichförmig anmuten, bedeutet aber zugleich doch einen festen Zusammenschluß des ganzen Kirchenjahres. Sicher darf man auch im Hinblick auf weitere Notenschätze der Bibliotheca Rudolphina annehmen, daß an den gewöhnlichen Sonntagen noch andere figurale Gesänge im Gottesdienst gesungen wurden, auch wenn sie nicht in H. S. 76 vorliegen, die ja sowieso schon, ohne erkennbare Ordnung allerdings, weitere Kirchenmusik bringt.

Besonders auffällig ist die in H. S. 69 mitgeteilte Psalmodie. Antiphone und Psalm wurden in schlichtem vierstimmigem Chorsatz, fast ausschließlich Note gegen Note, in konsonanten Akkorden, die langen Strecken der Tonwiederholung in der Melodie auch im Satz mit dem gleichen Akkord versehen, gesungen. Man findet diese Ausführung (üblicherweise sang man die Psalmen unisono) nur im „Psalterium Davidis von Dr. Georg Major", 1594. Vielleicht dürfen wir annehmen, daß dem klangfreudigen Schlesier diese Ausführung besser als die übliche gefiel und auch hieraus ein schlesisches Merkmal ersehen.

Die Mitwirkung der Instrumentalmusik ist, wenn man von der Orgel absieht, nirgends vorgemerkt. Während der Chor den Introitus mit seinem Versus, die kleinen liturgischen Responsen und die Psalmodie stets unbegleitet sang, begleitete die Orgel das „Heilig" und alle Motetten („cum organo", „zusammen geschlagen und gesungen" oder „ins Werk gesungen"). Für die „deutschen Gesänge", die meist „cum organo" musiziert wurden, bedeutet dieser Ausdruck, der allgemein üblichen Praxis entsprechend, wohl: Vers um Vers abwechselnd vom Chor und der Orgel vorgetragen; 15 und mehr Verse eines Liedes

sind keine Seltenheit. Während von Advent bis Ostern das Kyrie und das Et in terra unbegleitet gesungen wurden, spielte die Orgel an den letzten sechs Festtagen das Kyrie wechselnd mit („gesätzweise geschlagen und gesungen"), ferner vom Trinitatisfest ab wechselnd den „Deutschen Gesang: Allein Gott in der Höh' sei Ehr'", der hier in der zweiten Hälfte des Kirchenjahres an Stelle eines motettischen „Et in terra" vorgeschrieben ist. Ferner wurde stets im Wechsel musiziert: der Hymnus und das Magnificat in allen Vespern, letzteres, wie Liliencron bemerkt, entgegen dem Herkommen mit der Orgel, nicht dem Chor beginnend. Eine selbständige Aufgabe findet die Orgel, wie ausdrücklich erwähnt wird, in der Messe stets nach dem Et in terra: „Hier wird ein geistlicher Gesang oder Moteta auf dem Werk geschlagen", und in der Vesper nach dem Magnificat: „Hier wird vom Organisten eine Moteta geschlagen". Nur nach dem Magnificat der Weihnachtsvesper fällt die Orgelmotette weg, weil — was Liliencron übersehen hat — dieses Magnificat von Orlandus Lassus (fünfstimmig, in bald mehr homophonen, bald mehr linearen Cantus firmus-Sätzen) nach dem zweiten, vierten, sechsten, achten, zehnten und zwölften Verse unterbrochen wird von fünfstimmigen homophon oder imitatorisch gesetzten, teilweise auch auf beide Art komponierten Weihnachtsliedermotetten, „Rotulae" genannt: fünf von ihnen unbekannten Autors, „Seid fröhlich und jubiliert", „Ich hört die Engel singen", „Wohlauf zu dieser Frist", „Singt, jauchzet und jubilieret", „Der Engel sprach zu den Hirten" und endlich der oben schon erwähnte siebente Waltersche Satz „Singet frisch und wohlgemut".

Halten wir nun zusammenfassend Rückschau, so müssen wir feststellen, daß die Liegnitzer Agende ein schlesisches Kulturdenkmal darstellt, an dem man nicht achtlos vorübergehen darf. In auffällig gründlicher Weise führt sie uns — was hier leider nur kurz angedeutet werden konnte — in das gottesdienstliche Leben unserer schlesischen Vorfahren ein, das ja noch sehr stark mit der öffentlichen und auch privaten Lebenshaltung verbunden war. Sie gibt uns in so mancher Hinsicht ein Spiegelbild schlesischen Volkstums. Wir dürfen vor allem dankbar sein, daß der Geschichte der schlesischen Kirchenmusik in den beiden Handschriften der Liegnitzer Agende ein bedeutsamer Zeuge der gottesdienstlichen Kunst einer schlesischen Herzogsstadt erhalten geblieben ist.

Preußische Baukunst in Breslau

Dr. Günther Meinert, Breslau.

Die Erwerbung Schlesiens durch Friedrich den Großen 1742 bedeutet auch für die schlesische Architekturgeschichte einen entscheidenden Wendepunkt. Das Schwergewicht des künstlerischen Einflusses verlagert sich von Süden und Südosten nach Norden und Nordwesten; nicht mehr in Wien und Prag, sondern in Berlin und Potsdam sieht man die künstlerischen Vorbilder. Die Neuorientierung wird um so deutlicher, als sie nicht am Ende einer stilistischen Entwicklung erfolgt, einem natürlichen Einschnitt also, sondern in dem Augenblick, wo in Schlesien der Barockstil in seine späteste Phase, in das Rokoko übergehen will. Keine Gegenüberstellung vermag den Wandel und Einschnitt im Stilempfinden besser zu illustrieren als ein Vergleich des eben in seinem nach Süden vorspringenden Trakt vollendeten Jesuitenkollegs (1736—1741) mit dem unmittelbar nach Beendigung des ersten Schlesischen Krieges 1743—1746 auf dem Burgfeld aufgeführten Magazingebäude. Dort ein Lehrgebäude zur Propaganda des katholischen Glaubens, hier ein reiner Nutzbau, ein

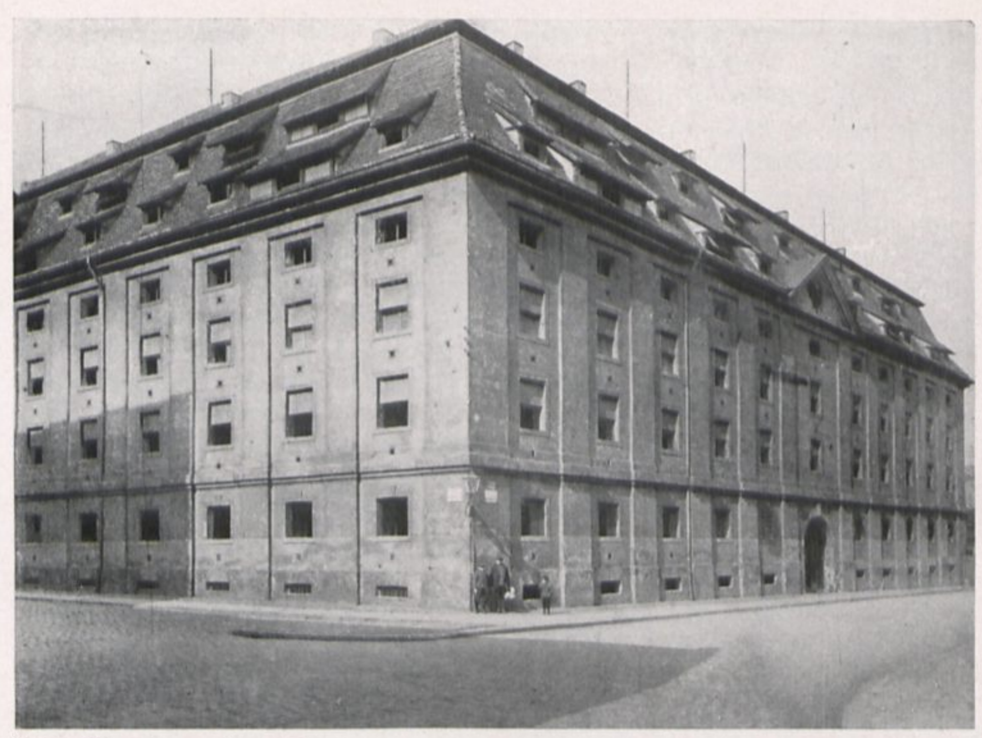


Abb. 1: Magazin am Burgfeld

Proviantʜaus für das Heer, das den Besitz Schlesiens sichern sollte. Nüchtern, zweckmäßig, wirklichkeitsbestimmt ist das Wollen dieser neuen preußischen Baugesinnung, politisch ist diese Architektur, die in ihrem ersten großen Bau in Schlesien die neue Staatsidee des friderizianischen Preußens verkörpert. Großzügig und sparsam ist auch die Formgebung dieses Magazinbaus, die Vertikalgliederung durch Großlisenen, die Betonung des Erdgeschosses als Sockel und die Hervorhebung der Mittelachse durch den bekrönenden Dreiecksgiebel (Abb. 1). Baudirektor Hedemann, vorher in Frankfurt a. d. O. als Bauinspektor tätig, ist der entwerfende Architekt, dem als Bauaufseher Demus zur Seite steht, während die handwerklichen Arbeiten bei den hiesigen Maurermeistern Reinel, Ernst Gottlieb Kalckbrenner und Heinrich lagen[1]. Hedemann, der einmal eine Sonderbetrachtung verdiente, ist in Schlesien noch mit dem Schweidnitzer Magazin, dem Umbau des Hirschberger Rathauses und der Schmiedeberger Kirche[2] zu erwähnen, von denen besonders die ersten beiden in enger stilistischer Beziehung zum Breslauer Magazin stehen. Er vertritt als einer der ersten in Schlesien den Typ jener Baubeamten, die von nun an von ausschlaggebender Bedeutung für die Entwicklung der schlesischen Architektur werden. Zugleich muß die organisatorisch-verwaltungsmäßige Leistung der Regierung Friedrichs II. bewundert werden, die binnen kurzem ganz Schlesien mit einer an allen größeren Orten der Provinz wirksam werdenden Organisation von Bauinspektoren unter der Leitung des Oberbaurats bei der Kriegs- und Domänenkammer überzieht. Diesen Bauinspektoren obliegt nun die Planung und Beaufsichtigung der neuen Verwaltungs- und Militärbaulichkeiten und deren Erhaltung, wie auch großenteils die an allen Orten lebhaft einsetzende Bautätigkeit der

protestantischen Kirchgemeinden, die unter dem Druck der österreichischen katholischen Regierung nur unbedeutend gewesen war, sich der planenden und leitenden Hilfe der Regierungsbaubeamten bedient. Und eben die Regierungsbaubeamten sind die Träger jener Baugesinnung, die hier im eigentlichen Sinne als „preußisch" charakterisiert wird. Man würde nun die stilistische Entwicklung in Schlesien nicht richtig darstellen, wollte man übersehen, daß auch die österreichische Barocktradition sich in einem allerdings spärlich auftretenden Rokoko auslebt, wofür in Breslau als Beispiel der 1748/50 entstandene Festsaal des ehemaligen bischöflichen Sommerschlößchens vor dem Ohlauer Tor dienen mag. Daneben gibt es aber auch ein ausklingendes nordisches Rokoko mit einem entschiedenen Einschlag des niederdeutsch-Potsdamer Klassizismus. Es muß hier vor allem die Hofkirche auf der Karlstraße genannt werden, die nach der Grundsteinlegung im Jahre 1747 bis 1750 vollendet wird. Die puristische Gesinnung der Reformierten Kirche kommt dem Stilempfinden sehr entgegen, und so entsteht das schmucklose, in Weiß und Gold gehaltene Oval der Predigtkirche mit freischwebenden Emporen und vier Treppen an den Ecken, eine durchaus originelle Lösung des Problems der protestantischen Predigtkirche. Die Fassade der zierlichen eintürmigen Kirche zeigt im Gegensatz zum schmucklosen Innenraum am Fenster- und Türrahmen die ausklingende Ornamentik des Rokokostils, das Gesamtbild des Äußeren mit schlanken, hohen, stichbogig geschlossenen Fenstern mit feingliedriger Sprossenteilung zweifellos niederdeutsch beeinflußt. Der Architekt, der die Pläne entwarf, ist nicht bekannt, C. G. Kalckbrenner ist als ausführender Maurermeister gesichert. Die Pläne zu der stilistisch eng verwandten evangelischen Kirche in Strehlen zeichnete ebenfalls C. G. Kalckbrenner. Ist er auch der entwerfende Künstler der Hofkirche oder ist die Strehlener Kirche nur nach dem Breslauer Vorbild gearbeitet? Ohne nähere Kenntnis des Lebenswerkes des jüngeren Kalckbrenner ist die Frage nicht zu entscheiden. Ebenso möglich ist es, den Potsdamer Oberbaudirektor Boumann den Älteren als Architekten zu nennen. Er entwirft im Anschluß daran den Südflügel des Königlichen Palais, der an das 1750 von Friedrich dem Großen erkaufte Palais des Grafen Spätgen anschließt. Wiederum — und das ist zu beachten — übernimmt C. G. Kalckbrenner die bauliche Ausführung der Boumannschen Pläne, während letzterer selbst von Potsdam aus oder bei gelegentlichen Aufenthalten in Breslau und sonst durch den Baudirektor Arnold von der Kriegs- und Domänenkammer den Baufortgang und die Abrechnungen beaufsichtigt[3]. Zweifellos bestehen enge stilistische Beziehungen zwischen dem Äußeren der Hofkirche und dem Boumannschen Schloßflügel, vielleicht rechtfertigen sie auch die Zuschreibung der Hofkirche an Boumann den Älteren.

Mit Boumann ist zugleich ein Kreis von Potsdamer Künstlern für die Ausstattung des Schlosses tätig, Dubuisson, Kambly, Hoppenhaupt der Ältere sind hier neben anderen vor allem zu nennen. Das Ergebnis ist, wenn man die erhaltenen Räume des Schlosses ansieht, ein sparsames Potsdamer Rokoko, durchweht von dem kühleren Geist des niederdeutsch-holländischen Klassizismus, der künstlerischen Atmosphäre des älteren Boumann. Dem aus österreichischer Barocktradition entsprungenen Rokoko des bischöflichen Sommerschlößchens tritt das Rokoko des friderizianischen Schloßflügels als bewußt preußische Baukunst gegenüber (Abb. 2).

Einen ganz bedeutsamen Einschnitt in diese architekturgeschichtliche Entwicklung bildet der Siebenjährige Krieg von 1756 bis 1763. Die außerordentlich unsicheren wirtschaftlichen Verhältnisse, der Wechsel der politischen Oberherrschaft und endlich die Belagerung Breslaus durch die Österreicher unter Laudon im Jahre 1760, die durch das lebhafte

Bombardement hervorgerufene Zerstörung von Gebäuden, unter denen der Verlust des Hacknerschen Palais Hatzfeldt der bedauerlichste ist, bedeuten ein Vakuum in der Baugeschichte der Stadt. Wiederum ist der rastlose Eifer und die Energie Friedrichs des Großen zu bewundern, mit der er nach dem Hubertusburger Frieden, der ihm den Besitz Schlesiens sicherte, an den Wiederaufbau des Zerstörten geht. Monat für Monat müssen die Stadtdirektoren von Breslau dem Minister von Schlesien Bericht geben, wie weit der Aufbau der „wüsten Stellen" gediehen ist und was für Anstalten getroffen sind oder noch zu treffen sind, um den Wiederaufbau in Gang zu bringen[4]. Die Grundstücksbesitzer, die ihre zerstörten Häuser wiederaufbauen, erhielten weitgehende Vergünstigungen, u. a. Steuerfreiheit auf drei Jahre und z. T. kostenlose Überlassung von Baumaterial. Auf diese Weise gelang es der Regierung tatsächlich, innerhalb relativ kurzer Zeit die Schäden des langwierigen Krieges zu beseitigen und an Stelle der wüsten Stellen einfache, aber solide Neubauten zu setzen. Dabei kommt in diesem Fall der Notwendigkeit zu sparen auch das stilistische Empfinden der Zeit zu Hilfe, das im Gegensatz zu den aufwandsvollen und schmuckreichen Bauten des Barockstils nun das Edel-Einfältige und die stille Größe sucht. So ist die Bautätigkeit der nächsten zwei Jahrzehnte recht lebhaft, so daß es oftmals, wie gelegentliche Aktennotizen erweisen, an Arbeitskräften mangelte. Voran stehen



Abb. 2
Bibliothek im friderizianischen Flügel des Breslauer Schlosses

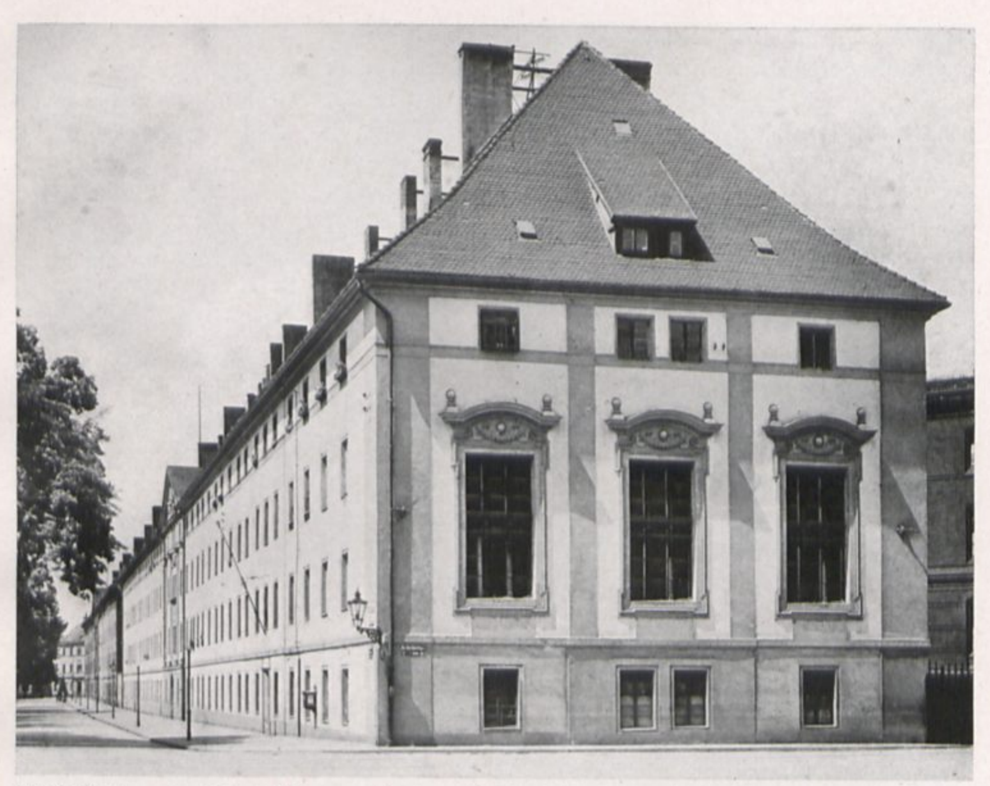


Abb. 3: Kasernen auf dem Bürgerwerder

die militärischen Bauten, die die endgültige Sicherung des schlesischen Besitzes und den Willen, ihn für alle Zukunft zu halten, ausdrücken. Überall entstehen in der Stadt Kasernen, so 1768/69 die Wehner-, 1768 die Karmeliterkaserne, 1770 die Kaserne an der Wilhelmsbrücke, 1773 die Clemens- und Barbarakaserne, 1773/74 die Ballhauskaserne auf der Breiten Straße[5]. Ihre äußerst schlichte Gestaltung charakterisiert sie als rein militärische Zweckbauten. Zu einer engeren Gruppe scheinen die Clemens-, Barbara- und Ballhauskaserne zu gehören, die Fassadengliederung durch Putzbänder als Stockwerkeinfassung und trennende Vertikalstreifen in der Mittelachse – auf den Kreuzungsstellen sitzen Inschriftkartuschen – charakterisiert sie als Arbeiten einer Hand, wahrscheinlich der des damaligen Breslauer Baudirektors Christoph Friedrich Schultze. Erst in den achtziger Jahren erreicht der Kasernenbau auch einen gewissen künstlerischen Höhepunkt im Bau der großen von C. G. Langhans entworfenen und unter Aufsicht von Pohlmann und Leyser aufgeführten Artilleriekasernen (Abb. 3) auf dem Bürgerwerder in den Jahren 1787/88[6]. In diesen bedeutenden Anlagen wird bei aller Einfachheit zweifellos eine Monumentalität erreicht, die man im besten Sinne als architektonischen Ausdruck des friderizianischen Geistes bezeichnen kann. Ihre Mittel sind die schlichtesten, Fassadengliederung durch Stockwerkgesimse und Betonung der Mittelachsen durch risalitartige Behandlung mittels Kolossalpilaster und bekrönendem Dreiecksgiebel mit dem preußischen Adler. Die reicher behandelten Fensterrahmen an der dreiachsigen Ostfront der östlichen Kaserne stammen erst aus den achtziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts. In schlichten Formen mit vor-

gelagerter Rundbogenhalle und vertikal gliedernden Quaderstreifen hält derselbe Architekt den Neubau des Wachtgebäudes auf dem Ring, das bis in die sechziger Jahre des 19. Jahrhunderts bestand, wo es dem Denkmal Friedrich Wilhelms III. weichen mußte. Der Sicherung der Stadt diente auch die Verstärkung der Breslauer Festungswerke, die in den Jahren 1770 bis 1776 durchgeführt wurde. Ein eigenhändiger Entwurf Friedrichs des Großen zu einer Neubefestigung der Stadt liegt in der hiesigen Stadtbibliothek und bekundet das Interesse des Königs an diesen Fragen. Von Bedeutung ist vor allem die Einbeziehung der Dominsel in die Werke und der Bau eines starken Kronwerks in der Gegend der heutigen Sternstraße, des sogenannten Springsterns. Hier sind auch im künstlerischen Sinne bedeutendere Anlagen zu verzeichnen; das Friedrichstor und die anschließende Kasematte – uns durch Zeichnungen Heintzes von 1788, jetzt im Besitz der Städtischen Kunstsammlung, und durch einen Plan im Städtischen Vermessungsamt bekannt – wurden von C. G. Langhans entworfen. Ihre preußisch nüchterne Formgebung gibt ihnen eine aus dem Wesen der soldatischen Zweckbestimmung abgeleitete Monumentalität, die unter Betonung des quaderhaften Aufbaus künstlerisch mit denselben Mitteln wie bei den Kasernen auf dem Bürgerwerder arbeitet.

Der Name Langhans fiel hier vor allem im Zusammenhang mit Militärbauten, obwohl er doch seinen eigentlichen Ruhm mit dem nach seinem Entwurf aufgeführten Palais Hatzfeldt (1765 bis 1776) unmittelbar nach Beendigung des Siebenjährigen Krieges erworben hatte. Aber gerade diesem Bau, der in hervorragender Weise an der Spitze des deutschen Klassizismus überhaupt mit marschiert, vermögen wir nicht das Charakteristikum des eigentlich Preußischen zu geben. Seine Gestaltung und Formgebung sind entscheidend aus einer allgemein-europäischen, fast möchte man sagen internationalen Baugesinnung heraus zu erklären, wobei noch viel Italienisches mitklingt, so daß der Bau in diesem Zusammenhang nicht besprochen werden kann, obwohl gerade die Frage nach der stilistischen Herkunft dieses von Zeitgenossen so sehr bewunderten Gebäudes sehr aufschlußreiche Ergebnisse zeitigen könnte. Ähnliches gilt vom Wallenberg-Pachalyschen Palais am Roßmarkt und dem ehemaligen Zwingergebäude der Kaufmannschaft. Erst mit der Übernahme des Amtes des schlesischen Oberbaudirektors, 1775, hat C. G. Langhans diejenige stilistische Gesinnung, wie oben gezeigt, entwickelt, die ihn einst wie keinen anderen befähigen sollte, das architektonische Mal aufzurichten, das als eines der baulichen Symbole alles Preußentums gilt, das Brandenburger Tor in Berlin. Noch als fürstlich hatzfeldtischer Bauinspektor war Langhans ebenfalls als entwerfender Architekt beim Wiederaufbau der durch den Dominselbrand von 1759 zerstörten Domherrnkurien und des Bischofshofes beteiligt. Mit Energie und Nachdruck mahnt die Regierung immer wieder das Domkapitel, den Aufbau der Gebäude bis zum nächsten Besuch des Königs in Breslau zu vollenden.

Gesichert für Langhans ist der Bau der Kurien Domstraße 12, 14, 16, der sogenannten „Glockengießerei", Domplatz 1[7]. Sie stellen teils Wiederaufbauten, teils Neubauten dar. Die beschränkt zur Verfügung stehenden Mittel erlaubten nur sparsam dekorative Gestaltung der Fassaden. Geschoßtrennung durch Gesimse, Lisenen, durch Konsolenpaare mit dem Hauptgesims verbunden, rahmende Girlanden sind die wenigen dekorativen Elemente. Der Anteil C. G. Langhans' am Bischofshof ist durch die Um- und Ausbautätigkeit C. G. Geißlers in den Jahren 1799 bis 1802 verdeckt worden. Die Hofseiten des durch Langhans fertiggestellten Ost- und Südflügels waren in den Mittelachsen durch Großpilaster, die Geißler später durch Halb- bzw. Vollsäulen ersetzte, gegliedert. Im ganzen









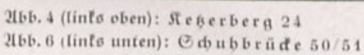


Abb. 4 (links oben): Ketzerberg 24
Abb. 6 (links unten): Schuhbrücke 50/51

Abb. 5 (rechts oben): Antonienstraße 26
Abb. 7 (rechts unten): Schuhbrücke 45

dürfte auch diesen Bau damals der Geist der schlicht-nüchternen, weil aus Sparsamkeit geborenen, aber soliden preußischen Baugesinnung bestimmt haben, war er ja doch wesentlich mit staatlichen Hilfsgeldern aufgeführt worden. In der nun endlich befriedeten Provinz suchte Friedrich d. Gr. auch den durch den Krieg sehr zum Erliegen gekommenen Handel zu beleben. Im Zuge dieser Maßnahmen erteilte er der Breslauer Kaufmannschaft die

Erlaubnis zum Bau einer eigenen Zuckersiederei. Auf dem Bürgerwerder kam der Bau 1771/72 nach den Plänen von C. G. Langhans zur Ausführung[8]. Über das ursprüngliche Aussehen des durch einen Brand 1826 beschädigten und in vereinfachten Formen wiederhergestellten Gebäudes, das heute als Heeresmagazin dient, gibt eine Zeichnung von Heintze aus dem Jahre 1783, jetzt im Besitz der Städtischen Kunstsammlung, Auskunft. Der fünfgeschossige, auf länglich rechteckigem Grundriß errichtete Putzbau zeigte über dem als Sockel behandelten, genuteten Erdgeschoß abschließende Putzbänder über dem ersten und vierten Geschoß und Betonung der mittleren Risalite durch Pilasterpaare und breiteres Hauptgeschoßfenster mit schmückender Girlande, die Fenster des fünften Geschosses waren ebenfalls durch Girlanden verbunden. Die Zuckersiederei gehört in die Reihe jener Nutzbauten, die, beginnend mit dem Magazin am Burgfeld, eine dem Zweck entsprechende dekorative Schlichtheit mit einer großzügigen Monumentalität verbinden und auf diese Art für das Thema Industriebau eine künstlerisch durchaus befriedigende Lösung bringen.

Schließlich bleibt noch auf die bürgerliche Baukunst dieser zwei Jahrzehnte einzugehen. Sie ist, sowohl was Umfang als auch Qualität anlangt, noch relativ zurückhaltend, ihre Blüte fällt erst in die Jahre 1790 bis 1810. Auch nach dem Siebenjährigen Kriege sind in der Fassadengestaltung noch Reste barocken Empfindens zu beobachten, soweit wir nach den nicht sehr zahlreich erhaltenen Bauten schließen dürfen. Heinrich Dreyer baut am Neumarkt 6 „Zum schwarzen Adler", eine „wüste Stelle", 1768 auf; am Portal, an den rahmenden Lisenen und den Fenstern beobachtet man noch Reste von Rocailleornamentik, ebenso wie am Haus Sandstraße 7, das seit 1787 dem vielbeschäftigten Landbaumeister Kühlein gehört. Noch unter den Fensterverdachungen beobachtet man Reste von Rocaille; ob hierfür noch Kühlein in Frage kommt, bleibt indessen fraglich. Barockes Massenempfinden spricht noch aus dem von Maurermeister Karl Friedrich Lindner 1775 für den Kaufmann Forni errichteten großen Eckhaus Ring 42[9], das noch heute steht und das für die Entwicklung der bürgerlichen Fassadengestaltung in den kommenden Jahren von vorbildlicher Bedeutung war (Abb. 8, Seite 118). Die gliedernden Großpilaster, vor allem aber die Fensterverdachungen mit Medaillons, Relief- und Girlandenschmuck lassen deutlich den typischen Stil des letzten Jahrzehnts des Jahrhunderts ahnen, von dessen zeichnerisch linearer Art sich aber die Fassade von Ring 42 noch durch kräftig-körperliche Plastizität unterscheidet. Lindner stammt aus Potsdam, von wo er 1761 zu Arbeiten am Breslauer Schloß berufen wurde; dort sind zweifellos auch die Vorbilder seiner Breslauer Bauten zu suchen. Den zeichnerischen Stil des reinen Frühklassizismus vertritt das von Langhans entworfene Beamtenwohnhaus an der Zuckersiederei um 1755. Die flächige Gliederung des zweigeschossigen Baus geschieht durch gerillte Großpilaster und Girlandenschmuck. Hier muß auch Kühleins Haus Junkernstraße 14[10], mit Großpilasterordnung in den Obergeschossen und kräftig abgesetztem Architrav und Gebälk, genannt werden, das etwas von der Art eines ländlichen Herrschaftshauses hat, vielleicht von demselben Architekten (vgl. die Form der rahmenden Pilaster) auch Karlstraße 17, „Goldener Stern", von 1785, mit zartester Flächengliederung durch Girlanden, Festons, Putzschilde unter den Fenstern usw. Zu den vielbeschäftigsten Baumeistern dieser Zeit gehörte wohl der schon erwähnte Heinrich Gottlieb Dreyer. Sein 1791 erst begonnenes Haus Schuhbrücke 5, das Schindler vollendete[11], schließt sich an Kühleins Vorbild Junkernstraße 14 mit Großpilasterordnung unter Hinzufügung von schmückenden Reliefmedaillons an, Kupferschmiedestraße 54, „Zum langen Holz", entbehrt bei sparsamster Fassadenbehandlung nicht einer gewissen Größe, während das große Eckhaus Ohlauer Straße 44[12] (1782/87) in seiner

Gestaltungsweise durch Pilaster, den Fenstern mit rahmenden Faszienbündeln und gerillten Putzfeldern in den Parapeten das mangelnde Vermögen des Maurermeisters verrät, eine so große Front rhythmisch und akzentuiert durchzugliedern.

Der ungefähr durch die Jahre 1790 bis 1806 begrenzte Zeitabschnitt bildet wiederum in der Breslauer Architekturgeschichte eine Einheit. Sein Gesicht wird durch eine neue Blüte der bürgerlichen Wohnkultur bestimmt. Das 18. Jahrhundert hatte schon in seinen ersten Jahrzehnten eine Blüte der bürgerlichen Baukunst unter dem Einfluß von Wien und Prag gesehen. Nachdem nun die Schäden des Siebenjährigen Krieges gänzlich überwunden waren und die andauernden Friedenszeiten einen bürgerlichen Wohlstand begünstigten, beobachtet man wiederum allerorts eine lebhafte, vor allem vom städtischen Bürgertum getragene Bautätigkeit, deren künstlerische Vorbilder nun Potsdam und Berlin sind, und in dem Sinne darf diese Epoche, die bereits den Nachfolger Friedrichs d. Gr. auf dem preußischen Königsthron sieht, nach ihrer geistigen Herkunft und Haltung als preußische Baukunst bezeichnet werden. Zum Glück sind aus diesem Zeitabschnitt zahlreiche Baudenkmäler erhalten, freilich kann es in diesem engen Rahmen nur möglich sein, das Wesentliche anzudeuten. Auch hier muß auf die entscheidende künstlerische Bedeutung der preußischen Baubeamten hingewiesen werden. Mit dem Weggang von C. G. Langhans nach Berlin übernimmt sein Erbe, wenn auch nicht im Amt — hier ist der mehr verwaltungsmäßig tüchtige Baudirektor Pohlmann zu nennen —, der Bauinspektor Carl Gottfried Geißler, der in den beiden Jahrzehnten um die Jahrhundertwende eine fruchtbare und anregende Tätigkeit in Breslau entfaltet[13]. Er leitet 1791/92 den Wiederaufbau der durch den verheerenden Brand zerstörten Häuser auf der Sandinsel. Nr. 5, 9, 10 sind für ihn archivalisch gesichert[14]. Die sparsamen Dekorationsmittel der Fassaden sind über dem genuteten Erdgeschoß die rahmenden Lisenen in den Obergeschossen, die durch Doppelkonsolen mit dem Hauptgesims verbunden sind und in ihrer Mitte bandumwundene Stabwerkbündel aufweisen, die durch gerade Verdachungen ausgezeichneten Portale mit Girlandenschmuck und Putzschilde unter den Fenstersohlbänken. Bisweilen treten zu diesen üblichen Formen unter den Fensterverdachungen Medaillonreliefs, wie bei Neue Sandstraße 5. In dieser Art sind eine ganze Reihe von Bürgerhausfassaden in der Stadt gehalten, auf die K. Bimler a. a. O. aufmerksam gemacht hat, Ketzerberg 24 (Abb. 4) und Weidenstraße 4 seien als charakteristische Beispiele genannt, für die wohl Geißler als Entwurfszeichner anzunehmen ist. Großzügiger ist seine Gestaltung des Hauses Neue Sandstraße 3, ehemals zum Sandstift gehörig und nach 1792 erbaut. Hier tritt zu den üblichen Dekorationsformen eine neue, der mit übereinandergelegten Scheiben bedeckte Pilaster, gleichzeitig übrigens auch an den Obergeschossen von Weidenstraße 4 gebraucht. 1799 bis 1801 vollendet Geißler den Bau der bischöflichen Residenz, baut den vorhandenen Ost- und Südflügel um (hier vor allem den Festsaal) und führt den Nordflügel an der Straße auf[15]. Die Langhansschen Hofseiten der eingangs erwähnten Flügel mit ihrer einfachen Pilastergliederung ersetzt er durch das plastisch kräftigere Motiv der von Vollsäulen getragenen Auffahrt, und so erhält der Eingang zum Straßenflügel den von dorischen Säulen getragenen Portikus. In flächig reliefhaftem Stil ist die Fassade seines 1903 abgebrochenen Wohnhauses auf der Albrechtstraße 22 gehalten. Hier fallen u. a. im dritten Geschoß über den Fenstern Halbkreisfelder mit fächerförmig angeordneter Kassetteneinteilung auf, dasselbe Motiv verwendet er nun größer bei dem um 1800 erbauten Haus Ring 3, das zweifellos ebenfalls seiner Hand zuzuweisen ist. Den Charakter des schlicht monumentalen Zweckbaus, dessen Mittelrisalit

in den Obergeschossen durch eine Großordnung dorischer Pilaster gegliedert ist, zeigt sein Neubau des Hospitals Allerheiligen, dessen ursprüngliches Aussehen durch einen Endlerschen Stich überliefert ist und dessen Fassade durch eine neuerliche Überarbeitung vereinfacht wurde. Von verlorengegangenen Bauten ist u. a. sein Anbau am Roßmarkt an das Haus der Kaufmannschaft auf dem Blücherplatz zu erwähnen, dessen Aussehen nicht bekannt ist[16]. C. G. Geißlers Gestaltungsweise zeigt eindeutig seine künstlerische Abhängigkeit von der bürgerlichen Baukultur Potsdams und Berlins.

Sein Vorbild wirkt schulbildend, in seiner Art arbeiten vor allem einige der bedeutenderen bürgerlichen Maurermeister weiter. Johann Christian Mayerhoff ist hier als einer der tätigsten und geschmackvollsten zu nennen. Er baut um 1795 die Häuser Goldene Radegasse 6 bis 8. Lisenen mit Doppelkonsolen am Hauptgesims, die segmentverdachten Fenster mit Reliefschmuck, Girlanden, Putzfelder in den Fensterbrüstungen sind die hauptsächlichsten Dekorationsmotive, er zeigt damit seine künstlerische Abhängigkeit von Geißler. Mayerhoff hatte zusammen mit Geißler im Elisabethinerinnenkloster gearbeitet, unter seiner Anregung hat Mayerhoff wohl auch dann die sparsam behandelten und darum so qualitätvollen Fassaden der dem Kloster gegenüberliegenden Häuser Antonienstraße 11, 14, 26 (Abb. 5) entworfen. Das große Eckgrundstück Universitätsplatz/Schuhbrücke 42, das Mayerhoff 1791 erworben hatte und auf dem er in den folgenden Jahren einen großen Neubau durchführte, zeigt andererseits aber wieder auch eine künstlerische Eigenschaft, durch die er sich von Geißler unterscheidet, nämlich den Willen zur ornamentaldekorativen Aufgliederung der Fronten durch gerillte Pilaster mit Medaillons, lebhaften Wechsel der Fensterverdachungen, geschoßtrennende Ornamentbänder und Girlandenschmuck, ähnlich wie an den Häusern auf der Goldenen Radegasse. Weitere ihm zuzuweisende Gebäude sind heute leider durch Neubauten ersetzt. Zu den unmittelbaren Nachfolgern Geißlers gehört auch der Stadtmaurermeister Kabischke, von dem Schuhbrücke 55 und Breite Straße 31 erhalten sind. In der flächigen Gliederung durch Lisenen mit Schuppenmustern und horizontal angeordneten Mäanderbändern setzt er die Art seines Lehrers auf gut bürgerliche Weise fort. Von selbständigerer Art ist der Bauinspektor Krug, der 1799 bis 1801 unter Geißlers Leitung am bischöflichen Residenzbau arbeitete. Vorher, 1792 bis 1794, hatte er schon „nach vorgelegten französischen Plänen" die Zeichnungen zum Bau der Dompropstei, Domstraße 11, entworfen und den Bau geleitet[17]. Um 1808 entwirft er die Strachwitzsche Kurie auf der Martinistraße, heute in der nördlichen Gebäudehälfte umgestaltet und als Institutsgebäude der Universität dienend. Ein für ihn bezeichnendes Motiv scheint die glatte Lisene mit Rosettenschmuck in der Kapitellzone zu sein, die er an beiden zuletzt genannten Gebäuden gebraucht. Seine Fassadengestaltungen sind im übrigen sehr sparsam und vermeiden die reiche Dekoration, die etwa für Mayerhoff so charakteristisch ist, dadurch erreicht Krug eine schlichte Größe, für die die Dompropstei charakteristisch ist. Von ihm stammt ferner der Bau des Breslauer Packhofes an der Werderstraße (1804 bis 1808)[18], dessen Straßenfronten noch heute erhalten sind.

Der mehr dekorativen Richtung der Geißlerschule in der Art Mayerhoffs gehört der Maurermeister Joh. Christian Schindler an, dessen bedeutendster Bau das große Eckgrundstück Roßmarkt 14/Schloßohle aus den Jahren 1797/98 ist[19]. Lisenen mit Konsolenpaaren in der Kapitellzone, Wechsel von geraden und geschwungenen Verdachungen der Fenster, Medaillon- und Girlandenschmuck sind die üblichen Dekorationsmerkmale dieses Stils. Einfacher, durch Großlisenen mit Stabwerkbündeln gegliedert ist sein Haus Weidenstraße 30, erbaut 1800 bis 1802[20].

Unabhängig von Geißler arbeitet in dieser Zeit der tüchtige städtische Bauinspektor Brunnert. Seiner nüchtern-preußischen Grundgesinnung ist alle reich-dekorative Gestaltung zuwider. Sein heute abgerissener Bau des Bürgerobdachs Schuhbrücke 1 von 1787 hielt sich in den einfachsten Formen. Das gegenüberliegende Haus Schuhbrücke 83 – zu dem ganzen Block Schweidnitzer Straße 42/Schuhbrücke 83 hatte Brunnert Risse und Anschläge gemacht, die aber, mit Ausnahme von Schuhbrücke 83, zugunsten eines Berliner Planes zurückgestellt wurden – zeigt Einfassung durch Pilaster in den Obergeschossen und schlichte Fensterrahmungen mit Putzfeldern unter den Sohlbänken[21]. Für die Tuchmacherinnung baute er 1798 das Innungshaus auf der Kirchstraße 10[22], verzichtend auf jede dekorative Einzelgliederung der Fassade, deren einziger Schmuck die rahmenden Lisenen, die Dreiecksverdachungen der Fenster im ersten Stock und die Putzfelder unter den Sohlbänken sind. Die Betonung der Mittelachsen als zartes Risalit hat diese Fassade gemein mit der des ebenfalls von Brunnert entworfenen Kinderhospitals „Zur Ehrenpforte", Kirchstraße 4, aus den Jahren 1799 bis 1801[23], dem schon 1787/88 ein kleinerer Neubau, Kirchstraße 32, ebenfalls ein Waisenhaus, vorangegangen war, letztere beide Stiftungen des Menschenfreundes und Wohltäters Hickert. Den Typus des schlichten bürgerlichen Wohnhauses repräsentiert sein um 1780 erbautes Eckhaus Ohlauer Straße 28/Weidenstraße[24], das heute einem Neubau gewichen ist. Putzbänder und Putzschilde unter den Sohlbänken bildeten die einzigen Gliederungen der Front.

Brunnert ist dann vor allem auch auf dem Gebiet des städtischen Mühlenbaus zu nennen. 1791/92 erbaut er nach eigenen Plänen die Fronleichnamsmühle[25], die heutige Marienmühle auf der Sandinsel, deren ursprüngliches Aussehen für uns aber durch die inzwischen erfolgten Brände und die anschließenden Umbauten nicht mehr feststellbar ist. Sicher dürften von ihm 1799 auch die noch heute erhaltenen Clarenmühlen I und II auf der Vorderbleiche errichtet worden sein, deren schlichte Gestaltung sich ohne Schwierigkeiten seinem Werk einreiht. Bedeutend war vor allem der Bau der Werdermühle, die erst vor einigen Jahren dem Durchbruch Werderbrücke – Kohlenstraße zum Opfer fiel. Über genutetem Untergeschoß zeigte sie in den Obergeschossen Einfassung der einzelnen Achsen durch Großlisenen und abschließendes flaches Dach. Brunnert gab damit dem Thema Industriebau auch hier jene schlichte, künstlerisch einwandfreie Formulierung, die auch heute noch vorbildlich genannt werden darf und letzten Endes Ausfluß echt preußischer, nützlich-nüchterner Baugesinnung ist. Über den Bau der Werdermühle kam es zwischen dem Stadtbauinspektor Brunnert und dem Oberbaudirektor Pohlmann zu lebhaften Auseinandersetzungen, in deren Verlauf die Entscheidung des Oberbaudirektors Langhans in Berlin angerufen werden mußte und durch die Brunnerts Anschläge in den wesentlichen Punkten gebilligt wurden[26]. Von ganz ähnlicher Gestaltungsweise ist die hinter dem Barbarakirchhof gelegene Barbarakasematte (heute zum Krankenhaus Allerheiligen gehörig), die ohne Frage nach ihrer Gliederung (genutetes Erdgeschoß, Großlisenen in den Obergeschossen wie bei der Werdermühle) von Brunnert entworfen sein muß.

In dem Jahrzehnt zwischen 1800 und 1810 greift eine weitere bedeutende Architektenpersönlichkeit in die Breslauer Baugeschichte ein, Christian Valentin Schultze, der aus Potsdam kommt, wo er seine Schulung bei Manger und Krüger genossen hatte und 1804 von Glogau nach Breslau als Oberbaudirektor berufen wurde[27]. Seine Art bedeutet gegenüber Geißler einen Fortschritt im stilistischen Empfinden, der neue Massen- und Mauerstil der Gillyschule macht sich auch in seinen Werken bemerkbar. Gesichert für ihn ist das bedeutende, heute leider abgerissene Haus Schuhbrücke 50/51 (Abb. 6) mit Geschoß-



Abb. 8: Bürgerhaus Ring 42 Text S. 114

teilung durch Gesimse, geraden Verdachungen auf schlanken Konsolen und tafelartig eingelassenem Akanthusranken- und Reliefschmuck. Sicher sind ihm auch die nach der Einnahme Breslaus durch die Franzosen wieder aufgebauten Häuser vor dem Nikolaitor, Fischergasse 12, 14, 16, zuzuweisen, von denen besonders Nr. 14, verglichen mit seinem evangelischen Schulgebäude bei der Schifflein-Christi-Kirche in Glogau, die überzeugendste Übereinstimmung hinsichtlich der Fassadengestaltung verrät. Sein antikisch empfundener Entwurf für den Neubau eines Stadtpalais für den Grafen Schaffgotsch an Stelle von Schuhbrücke 48 zeigt ihn auf der Höhe seiner Schaffenskraft und klassischen Gesinnung im Geiste Gillys und Gentz, leider ist der Entwurf infolge des unglücklichen Krieges 1805/06 nicht zur Ausführung gekommen[28]. Nahe stehen ihm ferner noch die Fassaden der Häuser Taschenstraße 8 und Reuschestraße 54, die das von ihm wohl hier eingeführte tafelartige Relief mit großem Akanthusrankenwerk zeigen, ebenso dürfte der Umbau des Eckhauses Albrechtstraße 12/Altbüßerstraße mit Reliefschmuck und den drei Fenster flankierenden vertieften Tafeln mit eingeritztem Ornament (ein Motiv des Gilly-Gentzkreises) auf ihn zurückgehen. Nach der Niederlegung der Festungswälle entwarf er die schöne Fassade des Hauses Neue Gasse 29 zur Stadtgrabenseite, die sowohl stilistische Beziehungen zum Glogauer Schulgebäude als auch zu den obengenannten Bauten zeigt. Der Berliner Gilly-Gentzkreis ist ferner in Breslau noch durch eine Reihe von Gebäuden vertreten wie den heute leider abgerissenen Häusern Blücherplatz 5, Ring 1, Nikolaistraße 9. Gemeinsam ist ihnen, was die Wirkung der Fassaden anlangt, die Betonung der großen Wandflächen, die durch sparsam und mit Delikatesse eingefügte Fensteröffnungen (in der den Giebel verbergenden Stirnmauer meist ein halbrundes Fenster) belebt sind. Gegenüber dem bewegteren Dekorationsstil Geißlers und seines Kreises in den neunziger Jahren tritt nun ein betontes Gefühl für die massige Geschlossenheit der Wand, die durch große, schwere

Gliederungen unterteilt wird. Ein bezeichnendes Beispiel ist das um 1805 erbaute Haus Schuhbrücke 45 (Abb. 7). Die Architekten dieser Häuser sind einstweilen noch unbekannt. Ob Christian Valentin Schultze für sie in Frage kommt, ist noch nicht zu entscheiden, jedenfalls stehen sie seinem Stilempfinden nahe.

Mit den Auswirkungen des Gilly-Gentzkreises in Breslau ist damit jene spezifisch preußische Architektur am Ende ihrer Entwicklung angekommen. Der unglückliche Krieg gegen Napoleon wirkte zudem lähmend auf die Bautätigkeit. Einzig wäre noch auf die nüchtern-bürgerliche Innenarchitektur der Räume des Spätgenschen Vorderhauses im Königlichen Schloß aus den Jahren 1809/11 hinzuweisen. Nach den Befreiungskriegen erlebt auch Breslau den Stil jener internationalen Klassizität, die über den Rahmen des Preußischen weit hinausgreift und für den die Bauten des jüngeren Langhans (Börse, Loge „Zum goldenen Zepter", Elftausend-Jungfrauen-Kirche) so bezeichnend sind.

---

[1] Breslau, Staatsarchiv Rep. 199, VII. Nr. 98a; vergl. auch den zum Erscheinen vorbereiteten Bd. 4 des Verzeichnisses der Kunstdenkmäler der Stadt Breslau, den der Verfasser bearbeitete und dem diese und folgende Angaben entnommen sind.

[2] Bisher war Hedemanns Autorschaft nur für das unmittelbar neben der Kirche gelegene Predigerhaus gesichert; ein Vergleich der noch stark barockisierenden Kanzel der Schmiedeberger Kirche mit der für Hedemann gesicherten Kanzel der Frankfurter Franziskanerkirche (Verzeichnis der Kunstdenkmäler von Brandenburg Bd. VI, 2, S. 27, Abb. 14) zeigt eindeutig die völlige Übereinstimmung, damit ist die Innenarchitektur und somit der ganze Bau der Schmiedeberger Kirche für Hedemann gesichert.

[3] Staatsarchiv Rep. 14, I., 33 a–k.

[4] Staatsarchiv Rep. 199, XII, 90. Vol. 2, 3.

[5] Staatsarchiv Rep. 200, Nr. 1047.

[6] Staatsarchiv Rep. 199, VII. Nr. 47.

[7] Staatsarchiv Rep. 15. IV. 6 m.

[8] Breslau, Stadtarchiv 25. 1. 4. 4.

[9] Stadtarchiv 7. 268. Vol. 16.

[10] Stadtarchiv 7. 268. Vol. 21.

[11] Stadtarchiv 7. 268. Vol. 22.

[12] Staatsarchiv Rep. 199, XII. 90. Vol. 4 (= Kupferschmiedestraße 54) und Stadtarchiv 7. 268. Vol. 25 (= Ohlauer Straße 44).

[13] K. Bimler, Neuklassische Bauschule in Schlesien, Heft 4; G. Grundmann, Schlesische Architekten im Dienste der Schaffgotsch, S. 142.

[14] Staatsarchiv Rep. 199, XII. 90. Vol. 5, 6.

[15] Staatsarchiv Rep. 15, IV. 6 m.

[16] Stadtarchiv, Börsenakten Nr. 237.

[17] Breslau, Diözesanarchiv III, A 3 a, b; Staatsarchiv Rep. 199, XII. 90, Vol. 6, 7.

[18] Stadtarchiv, Börsenakten Nr. 633, 644, 659, 660.

[19] Stadtarchiv 7. 268. Vol. 24.

[20] Stadtarchiv 7. 268. Vol. 24, 26.

[21] Staatsarchiv Rep. 199, XII. 28. Vol. 4.

[22] Stadtarchiv Hs O 378 a.

[23] Geschichte des Instituts zur Ehrenpforte, Breslau 1900.

[24] Staatsarchiv Rep. 199, XII. 90. Vol. 1.

[25] Stadtarchiv 7. 27. Vol. 3, 5.

[26] Stadtarchiv 7. 107.

[27] G. Grundmann, Schlesische Architekten im Dienste der Schaffgotsch, S. 123 und K. Bimler, Neuklassische Bauschule in Schlesien, Heft 1.

[28] Entwurf im Schaffgotschschen Archiv Hermsdorf, Abb. bei Grundmann a. a. O., Abb. 83.

Über die S. 109 behandelte Hofkirche auf der Karlstraße in Breslau vgl. Aufsatz von Zeller in Schlef. Heimat, 2. Jahrg. 1937, Heft 1, S. 37 ff. (mit Abbildung).

Die alte schlesische Stadt in ihrer schönen Stammeseigenart

Professor Dr. Gustav Schoenaich, Breslau

Romantik und Biedermeierzeit in Literatur und Kunst, die ja beide tief im Heldentum des Mittelalters, im deutschen Volkstum und in der deutschen Volksseele wurzeln, haben unserem Volke die deutsche Heimat so recht lieb und wert gemacht. Maler und Dichter, die Spitzweg und Schwind und Ludwig Richter, unsere Landsleute Adolf Dreßler, Heinrich Mützel und Adalbert Wölfl nicht zu vergessen; Goethe in „Hermann und Dorothea" und im „Faust", Wilhelm Raabe, Riehl, Gustav Freytag, Storm und der Schweizer Gottfried Keller, sie alle sind die Entdecker und liebevollen Schilderer der traulichen Schönheiten der alten deutschen Stadt. Die schöne deutsche Stadt als Gesamtbild hat wohl Camillo Sitte[1], der Wiener, zuerst mit kunstverständigem Auge geschaut. Ihm ist die alte Stadt, und die neue soll es werden, ein mit Schönheitsempfinden vom Städtebauer bewußt geschaffenes Gebilde. Die Grundrißgestaltung, der Aufbau, das gesamte Stadtbild – alles einheitlich durchdacht, ein planvolles, harmonisches Ganze. Diese These hat schnell Schule gemacht, aber auch Widersprüche hervorgerufen. Ihr verdankt die reiche Literatur über die schöne deutsche Stadt ihre Anregung. Erich Brinkmann, der bekannte deutsche Kunsthistoriker, der die Erforschung des Städtebaues in die Kunstgeschichte einführte, hat sie auf das rechte Maß einzuschränken versucht[2]. Der Eigenwille im Städtebau, so meint er, komme in der gotischen Stadt noch nicht so stark zur Geltung. Ihre unregelmäßigen Straßenführungen, ihre malerischen Plätze sind nicht das Produkt eines bestimmten künstlerischen Systems. Ihre Gestalt ist durch die langsame Entwicklung, durch die Arbeit von Generationen, ohne leitenden Eigenwillen bedingt. Die Städte der Renaissance und des Barocks – das älteste Mannheim, 1690 als neue Residenz der Rheinpfalz für das von den Franzosen zerstörte Heidelberg gegründet, Karlsruhe in Baden und das schlesische Carlsruhe, der vornehme Sommersitz der Oelser Herzöge mitten im Walde –, sie zeigen erst einen einheitlichen Bauwillen, einen harmonischen Baucharakter. Daneben steht der Versuch Franz Meurers, die mittelalterliche Stadtformung auf die Gestaltung des Marktes zurückzuführen[3]. Joseph Gantner, der Schweizer, endlich möchte die Grundformen der europäischen Stadt zu den Städten der Griechen und Römer in Beziehung setzen und eine fortlaufende Baukunst „von der Antike bis zum Klassizismus" annehmen[4]. Wo liegt die Wahrheit?

Auch bei uns in Schlesien haben Berufene und Unberufene über Plangestaltung und Aufbau der alten Städte weise Worte gesprochen. Die These von dem Normalplan der ostelbischen Kolonialgründungen, die der Straßburger Lyzealprofessor Dr. Fritze 1894 prägte, hat das Urteil lange getrübt[5]. Namentlich seitdem Wilhelm Schulte[6] ihr in Schlesien Heimatrecht erworben, gilt es als städtebauliches Dogma: „Die schlesischen Städte sind nach einem vorher wohl überlegten Gesamtplane aufgebaut; die Einzelpläne sind nur Abwandlungen ein und desselben Grundschemas. Die Städte ähneln sich in der Anlage wie ein Ei dem anderen." Dem ist nicht so. An der Gestaltung der schönen, alten schlesischen Stadt hat eine Reihe von Kräften, persönlicher und überpersönlicher Art, zusammengewirkt. Die gute Mutter Natur, die Ordnerin des weisen Weltenschöpfers, die das Antlitz der Erde, die natürliche Landschaft formte, hat auch das Fleckchen Erde, auf dem die Kolonisten ihr Heim aufbauten, die Stadtlandschaft,

in Schlesien eigenartig gestaltet; die fleißige, geschickte Menschenhand arbeitete dann unter allerhand Einflüssen weiter in jahrhundertelanger Mühe und Arbeit. Städte sind lebendige Organismen, Stadtindividualitäten, jede in ihrer Weise. Sie sind Spiegelbilder bürgerlichen Lebens, Kulturdenkmäler, mit Mühen und Sorgen, mit viel Lust und Liebe, mit Klugheit und Schönheitssinn zu behaglichen Heimstätten geworden. Sie sind, wie August Grisebach es in seinem vortrefflichen Buche „Die alte Stadt in ihrer Stammeseigenart" so schön ausführt[7], stammeigenartige Gebilde, ihre räumliche Ausgestaltung gebunden an Heimatscholle und Heimatboden und völkische Sonderart. Ganz ebenso will auch die räumliche Entwicklung unserer schlesischen Städte gesehen werden[8].

Die Kolonialstadt.

Wald in großen Ausmaßen haben die deutschen Bürgerkolonisten in Schlesien nicht gerodet; das blieb Bauernarbeit. Auf grünem Rasen, auf waldfreiem Gelände legen sie ihre Wohnstätten an. In der Nähe von Dörfern, auf einer Dorfflur, auch im Schutze einer slawischen Kastellaneiburg. Nach deutschem Recht. Darum keine Übersiedlung von polnischen Dörfern. Eine Kontinuität der deutschen Besiedlung auf vorgeschichtlichen Siedlungsstätten ist bisher nur in Nimptsch erwiesen[10].

Die von den Herzögen beauftragten adligen Siedlungsmänner sind keine Städtebauer. Sie werben die Kolonisten und lassen sie in ihre neue Heimat geleiten. Sie weisen den Siedlungsraum an, umschreiten und begrenzen den Stadtraum mit Pfählen (Trebnitz)[11]. Sie vergeben die Baustellen um den Ring. Der Herzog verleiht die Ackerhufen, Bürgerwald und Viehweide. Ihre Häuser aus Holz und Fachwerk bauen sich die Siedler selber im Waldlande Schlesien mit Axt und Säge und Mauerkelle. Schlicht und recht. Bei der Anlage ihrer Stadt lassen sie sich leiten von den Siedlungsvorstellungen und der Siedlungstechnik, die sie, wie die Bauern in den neuen Dörfern, aus der Heimat mitbringen, von den plangestaltenden Notwendigkeiten des Geländes, auch von der Lage der Dörfer, die ihnen bei der Stadtgründung zum Marktverkehr zugewiesen werden. Die Kolonisten kommen nicht in so hellen Haufen. Die Gründung der 63 Kolonialstädte erstreckt sich über einen Zeitraum von 150 Jahren. Die Bevölkerung ergänzt sich, wie wir aus den ältesten Ratslisten ersehen können, zum Teil auch aus den älteren Nachbarstädten und den benachbarten Dörfern. Am Rande des plankenumfriedigten Stadtraumes bleibt noch Raum genug für die neue herzogliche Burg, sofern nicht die alte slawische Kastellanei mit ihrer Burgsiedlung und der villa forensis, dem Marktort der deutschen Kaufleute, in die neue Anlage hineinbezogen wird; Raum für Pfarrkirche und Pfarrhaus und Schule, für die Ruhstatt der Toten im Frieden des Gotteshauses; Raum auch für Gärten innerhalb des Mauerringes. Ja, in manchen Städten hat man lange Zeit für den zugeteilten Raum keine ausreichende Verwendung. Brieg ist noch im 16. Jahrhundert nicht ganz bebaut[12]. Neben der gitterartigen Anlage mit rechtwinklig sich schneidenden Gassen und schachbrettartigen Häuserblöcken, neben dem sogenannten Normalplan, kommen auch andere Liegepläne vor, die durchaus als selbständige Siedlungsformen anzusprechen sind. Straßenmarktstädte, in denen der Marktplatz nur ein verbreiterter Teil der Hauptdurchgangsstraße ist oder die Verkehrsstraße sich zum Dreiecksmarkt erweitert (Bauerwitz, Leobschütz, Mittelwalde!). Straßenstädte, in denen die Gassen entsprechend der Hauptdurchgangsstraße, dem alten regellosen Fuhrmannswege an der Heerstraße, gekrümmt verlaufen und das Straßennetz in parallelen Längsstraßen sich erschöpft (Schweidnitz!) (Abb. S. 122). Die zweitorige Doppelstraßenstadt, in der die Durchgangsstraße an den Toren zur Regelung



Schweidnitz, die Stadt der krummen Längsgassen Vgl. Text Seite 121

der Ein- und Ausfahrt in Einbahnstraßen sich teilt (Patschkau, Frankenstein, Landeshut. Fraustadt, auch Breslau viertorig mit sich kreuzender Doppelstraßenanlage). Das alles spricht schon gegen einen vorher vom Städtebaumeister wohlüberlegten Gesamtplan, nach dem das schlesische Stadtbild mit Meßschnur und Winkelmaß zurechtgerückt worden sein soll.

Unsere alten schlesischen Städte sind Nutzbauten und künstlerische Anlagen zugleich: auch „der Nutz" ist bei ihnen, wie Albrecht Dürer sagt, „ein Teil der Schönheit". Die Wahl der Ortslage entspringt oft recht nüchternen Erwägungen; aber der Nutz wird zugleich zur Schönheit. Man geht den Überschwemmungen aus dem Wege, und am Hochufer, an der Oder entlang, am Rande der Vorberge, am Berghange entstehen typische Siedlungen eigener Art: malerische Uferstädte (Breslau, Leubus, Köben, Glogau, Beuthen), Randstädte am Gebirge (Frankenstein, Reichenbach, Schweidnitz, Striegau, Jauer), Städte, terrassenförmig emporkletternd (Habelschwerdt). Die Städtebauer siedeln auch im Schutze einer Burg. Höhenburg und Kolonialsiedlung verwachsen allmählich zu dem malerischen Stadtbilde der schlesischen Burgenstadt (Bolkenhain, Ottmachau). Die Stadtburg wird aber, und das ist schlesisch, ebensowenig wie die Pfarrkirche zur architektonischen Dominante, die den Liegeplan maßgebend bestimmt; sie liegt abseits am Stadtrande, durch einen Mauerring von der Bürgerstadt getrennt. An alten Flußübergängen bauen deutsche Kaufleute im Slawenlande ihren Kaufhof auf, ihre Händlerstadt – drüben auf der Strominsel erheben sich neben der alten Herzogsburg deutsche Dome, Klöster und Stifter, die die Meister der großen Baustile zu den so charakteristischen Inselstädten ausgestalten, zur urbs sacra, in vornehmer, feierlicher Stille (Breslau, Glogau!). Im 16. Jahrhundert ruft der Grundherr von Waltersdorf Bergleute aus dem Erzgebirge zur Ausbeutung der Bodenschätze am Kupperberg; als Wohnstätte und als Gerichtsort für die Bergknappen entwickelt sich das schöne Bergstädtchen droben auf luftiger Höhe, hoch über dem Hirschberger Tale, an der Schwelle der Riesenberge. Die Stadt und ihre

Ackerfluren sollen gesichert sein gegen Wind und Wetter, man wählt die Kessellage, die schützende Umrahmung von Hügeln und Höhen (Löwenberg, Wohlau!). In dem immer bedrohten Grenzlande werden die schlesischen Städte civitates firmae, gesichert schon durch ihre Lage. An Flüssen und Bächen, so daß das Wasser den schützenden Graben bildet; eingebettet in Teiche und Sümpfe (Namslau), auf Höhenplatten (Reichenbach, Jauer), auf abschüssigen Talvorsprüngen, weit ins Land hinausschauend (Nimptsch!); zwischen Flußarmen, wie die alten Römerstädte, die Städte der Hellenen. Das alles ist schlesisch.

An der Ausgestaltung der schönen schlesischen Stadt haben eine Reihe von Faktoren zusammengewirkt. Im Verkehrsdurchgangslande Schlesien mit seinen natürlichen Verkehrswegen, der Odertalfurche und ihren Nebentälern, den bequemen Gebirgspässen und Gebirgslücken, sollten deutsche Bürger, aus dem Westen gerufen, zur Belebung eines alten Handelsverkehrs Verkehrsstädte gründen, Rastorte für Roß und Rad, Brückenstädte, Zollorte. An der Heerstraße sind sie aufgereiht, wie die Glieder einer Kette, eine Tagreise oder einen Halbtag voneinander entfernt. Die bereits vorhandenen Verkehrswege zwingen die Städtebauer, ihre Siedlungen den Verkehrsverhältnissen anzupassen: die Plangestaltung, der Umriß, die Lage der Tore, die Hauptdurchgangsstraße, der Marktplatz — alles muß sich der alten Heerstraße anpassen. Die Heerstraße ist in Schlesien das Primäre bei der Siedlungsformung; durch sie wird auch der Marktplatz bestimmt, seine Lage, seine Gestaltung. Der Markt wird dann das Kernstück für den weiteren Ausbau des Stadtraumes. — Die Regelmäßigkeit unserer Stadtanlagen erklärt sich aus der regelmäßigen Bauweise: gleich groß abgemessene Baustellen, schmale Häuserfronten, die Häuser in geschlossenen Reihen gebaut und der Raumersparnis wegen in Baublöcken zusammengedrängt. Das ist schlesische Bauart. Diese strenge Bauweise, zunächst um den Markt herum und in den benachbarten Gassen, ergibt auch gradlinige Hintergassen. Und diese Bauart, nach den Rändern sich wellenförmig fortsetzend, formt die gleichmäßig angelegte, die reguläre Stadt.



Schömberg i. Schles.: Holzlaubenhäuser (Zwölf Apostel) Vgl. Text Seite 124

Freilich von recht verschiedener Art. Je weiter sich der Häuserbau vom Markte entfernt nach dem Stadtrande zu, desto unregelmäßiger gestaltet sich auch das Stadtbild.

Bis an die Ringmauern heran setzt sich dieser Aufbau fort. Hier werden zur Verteidigung der Mauerbefestigung schmale Gassen freigelassen, die als ringförmige Wallgassen den Kern der Altstadt umschließen. Auch für die Gestaltung des Straßennetzes wird die Hauptdurchgangsstraße bestimmend. So bauen sich die Kolonisten ganz allmählich, am Ringe beginnend, selber und mit dem Meister „Mäurer" die reguläre Stadt auf, gebunden an die gegebenen Verkehrsverhältnisse, gebunden auch an die Bauvorschriften der piastischen Gewalten. In Schweidnitz befiehlt der Herzog 1361, daß die abgebrannten Häuser bis in das erste Stockwerk gemauert werden und steinerne Giebel aufgebaut werden sollten. In Liegnitz müssen die Hausbesitzer am Ringe 1384 dem Herzog Ruprecht geloben, jedweder sollte binnen drei Jahren „sine lewben hervor mouvern, also daß keyne lewben do blyben ... gibell bouven und machen nach dem siten alz man pfliget czu Breczlaw"[13]. Auch die Bauart ihrer Häuser bringen die Kolonisten aus der Heimat mit. Mitteldeutschland ist das klassische Gebiet der Holz- und Fachwerkbauten – man denke an Braunschweig, Halberstadt, Hildesheim, Kassel. Die schlesischen Holzlaubenhäuser sind weder germanisch noch italienischen Ursprungs, sie sind deutschschlesischer Art. Der Stadtmaurer fügt Haus an Haus zur gefälligen Marktumrahmung, zum traulichen Laubenmarkt; er reiht Giebel an Giebel zur schmucken, abwechselungsreichen Giebelstraße. Auch der schlichte Meister verfügt über ein beneidenswertes Anpassungsvermögen; gewissenhafte Rücksichtnahme auf die bauliche Umgebung, ehrliche Beschränkung, Ehrfurcht vor Erprobtem und Bewährtem bauen die schöne, alte schlesische Stadt.

Der geräumige Markt ist der Mittelpunkt des bürgerlichen Lebens. Die Bezeichnung Ring ist jüngeren Datums, sie begegnet uns urkundlich erst 1350 in Breslau, und zwar als örtliche Bestimmung für die Lage von Häusern am Forum, am Marktplatz[13a]. Sie ist ursprünglich an den ostelbischen Raum gebunden, weder polnischer noch germanischer, sondern schlesischer Bildung. Sagan und Görlitz sind die Westgrenzen dieser Benennung. An den Ring ist der Warenverkauf gebunden, der Wochenmarkt, die Jahrmärkte. Über den Ring wird der Durchgangsverkehr geleitet zur großen Waage. Der geräumige Marktplatz ist die Stätte der öffentlichen Rechtsprechung, der Versammlungsplatz der communitas civium, der Ort der öffentlichen Kundmachung, Festplatz, peinliche Richtstätte. Es ist begreiflich, daß man das Forum mit besonderer Liebe ausgestaltet. Alle Baustile haben daran gearbeitet. Die Krambauden der Reichkrämer, das herzogliche Kaufhaus sind die Kernstücke des eigenartigen, späteren Häuservierecks auf dem Ringe.

In der Stadt der Holzhäuser und Fachwerkbauten, in der Herzogsstadt, ist das Stadtbild natürlich noch unansehnlich, flächig. Nur die marktnahe Pfarrkirche und die Herzogsburg, beide aus Steinen, ragen über die niedrigen Giebelhäuser heraus. Dem Umriß fehlt noch die malerische Note. Palisadenbefestigung, niedrige Mauern, doppelflüglige Mauertore. Alles ist bürgerlich bäuerlich in diesem Stadttypus, schlicht einfach. Der harte Kampf ums Dasein zwingt im Koloniallande zu einfachen Lebensformen. In mühevoller Arbeit und mit klugem Bedacht schaffen die „Altsessen", die Siedler und ihre Nachkommen, den festen Rahmen des geschlossenen Stadtbildes, an dem kommende Geschlechter weiterbauen mögen nach ihrem Bedürfnis und nach ihrem Behagen.

Die großen Baustile.

Mit den großen Baustilen kommen erst die Ratsbaumeister, Architekten und heimische

Steinmetzen. Die Reihe der Breslauer Stadtbaumeister beginnt 1387 mit Johannes Verber. Fremde, die Meister der Renaissance und des Barocks, werden nach Schlesien gerufen. Sie führen selber Großbauten auf, liefern auch nur die Entwürfe, die dann vom Stadtmaurer ausgeführt werden. Von den Fremden lernen die Einheimischen, Meister und Gesellen, die neue Bauweise, arbeiten wohl auch im fernen Lande. Und was sie dort auf der Wanderschaft Schönes sehen, das bringen sie in ihrem Merkbüchlein als kostbare Habe mit heim. In der Renaissance sind der kunstreiche Meister Martin Seliger aus Jauer und der Schweidnitzer Stellauf, der Erbauer des Breslauer Ratsturmes, bedeutende Turmbauer. Wendel Roßkopf, dem „Renaissancemeister der Silesie", verdankt Görlitz seinen Aufbau am Untermarkt. Christoph Hackner (1663–1740), ein Baueraner, bischöflicher und Ratsbaumeister, der als Protestant an der Breslauer Jesuitenhochschule mitarbeitet, ist der erste große heimische Meister des Barocks[13b].

Die Gotik.

Schon die Gotik, die 1244 mit dem Neubau des Breslauer Domes und mit dem Bau der Kreuzkirche (seit 1293) ihren Einzug in Schlesien hält, hat das Stadtbild wesentlich verschönt. Die materiellen Voraussetzungen für stilvolle Neubauten waren ausreichend vorhanden. Der jungfräuliche Boden brachte dem fleißigen deutschen Landmann reichen Ertrag. Die Kaufkraft der bäuerlichen Bevölkerung hatte sichtlich zugenommen. Die Wochenmärkte, an die ja die Landleute durch das Meilenrecht für den Warenaustausch gebunden waren, belebten sich noch stärker. Zu den Wochenmärkten kamen die Jahrmärkte, der Alleinverkauf des Salzes im Weichbildbezirk, in einzelnen Städten das einkömmliche Niederlagsrecht, in Breslau, später in Glogau für den West-Ostverkehr, in Neisse für österreichische Weine, in Gleiwitz für Hopfen. Man fertigt Waren an weit über den Bedarf des heimischen Marktes und geht mit ihnen auf die Jahrmärkte, auf die Messen. Schon die Bolkonen hatten ihren Städten zollfreien Markt in Polen erwirkt; die Luxemburger eröffneten ihnen den böhmischen Markt in Prag. Die Zahl der Zünfte vermehrte sich zusehends. Zu den alten Gewerken der Bäcker, der Fleischhauer und Schuborte kommen die Tuchmacher, das führende Großgewerbe, die Kürschner und Weißgerber, die Kupferschmiede, die Kandel- und Zinngießer, die Glockengießer (Liegnitz), die Goldschmiede in Breslau, in Glogau und Neisse. Die Bierbrauerei, das Reihebrauen, brachte viel Geld. Handwerker und Kaufleute kommen durch Markt und Fernhandel zu großer Wohlhabenheit. Unter das friedliche, fürsorgliche Regiment des Lützelburgers Karl IV. fällt in Schlesien die erste Blütezeit städtischen Lebens. Sie bringt die ersten Prunkbauten im Stadtraume: die massiven bürgerlichen Pfarrkirchen, die Herzogsklöster, die Stifter der Mönchsorden; in Breslau das Stift der Benediktiner von St. Vinzenz, der Augustiner-Chorherren auf dem Sande, die ehrwürdige Kathedrale St. Johannes auf der Dominsel. Gotteshäuser aus Steinen und Ziegeln, allmählich zu mehrschiffigen Hallen ausgebaut, erhöht, gewölbt und darum mit Strebewerk gestützt, fast immer vom Meister Steinmetz mit Hausteinwerk ausgestattet um die hohen, bunten Fenster, an den Portalen. Das ist schlesisch.

Die Gotik bringt die Glockentürme, als Bauglieder dem Kirchenbau zumeist an der Westseite eingefügt, Einzeltürme, auch Doppeltürme. Mit gotischen Turmhelmen in Breslau an sechs Kirchen.

Aus der Herzogsstadt wird die freie Bürgergemeinde. Die Verleihung des Stadtrechtes und des Meilenrechtes ermöglicht die erste Blüte gewerblichen Lebens. Für Schöffen und

Ratsherren, für die Stadtwirtschaft (Mühlen, Forste), für Verwaltung und Rechnungswesen bedarf man größerer Räume. Neben die alten Kaufhäuser auf dem Ringe treten gotische Rathäuser. Zumeist Sonderbauten. Das ist schlesisch. In Breslau die schönste gotische Rathausanlage in deutschen Landen, ein Dreigiebelhaus mit einer reich ausgeschmückten Schauseite im Süden (1450–1504).

Die vielen Brände drängen zum massiven Häuserbau. Stockwerkhäuser aus Steinen und Ziegeln mit spitzen Kammgiebeln fügen sich in die alten Fachwerkbauten ein. Nur in Liegnitz haben die Häuser auch abgestufte Staffelgiebel; der übliche Stil der deutschen Seestädte von Emden bis Königsberg. Die Holzlauben am Markt bekommen massiv gewölbte Untergeschosse mit Fachwerkaufbauten. Renaissance und Barock bringen erst massive Laubenhäuser mit bescheidenen Giebelfassaden.

1493 hat ein Nürnberger Künstler, der in der Elisabethkirche zu Breslau den Holzschnitzaltar ausmalte, für die Hartmann Schedelsche Weltchronik Prospekte gezeichnet von Breslau und von der Bischofsstadt Neisse. Nach der Natur, im gotischen Stil. Wie hat doch die Gotik das Stadtbild der Siedlerzeit umgestaltet! Die Hussitenkriege und die verbesserte Technik der Feuerwaffen, die Armbrust, die neue Bürgerwaffe, sind die treibenden Kräfte. Die Ringmauern werden erhöht, verstärkt, mit schützenden Zinnen gekrönt, mit mächtigen viereckigen Wehrtürmen durchsetzt. Die schlichten Mauertore sind trutzige Bollwerke geworden: Turmtore mit Durchfahrten (Liegnitz, Oels, Münsterberg), gewölbte Torhäuser (Habelschwerdt), dahinter hochragende Tortürme – alles in geschlossenen Wehrbaugruppen zusammengefaßt, malerisch wirkend, wie der Kranz von Wyghäusern und die Zinnenkrönung rings um die Stadt. Innerhalb dieser Umrahmung reckt sich die Stadt empor mit ihren öffentlichen Gebäuden, den Klosterbauten am Stadtrande, mit ihren spitzgiebligen Bürgerhäusern. Noch fehlt in dem lustigen Gewirr von Dächern und Giebeln die in Schlesien sonst übliche, beherrschende architektonische Dominante: der Ratsturm ist erst bis zur Brüstung gediehen. Renaissance und Barock werden das Bild weiter formen zur schönen schlesischen Stadt.

Schrifttum.

Die Probleme der Stadtplanforschung und des Städtebaues.

[1] Camillo Sitte, Der Städtebau nach seinen künstlerischen Grundsätzen. Wien 1922. 5. Auflage.

[2] Erich Brinkmann, Platz und Monument. Berlin 1908. 3. Auflage. Deutsche Stadtbaukunst in der Vergangenheit. Frankfurt a. M. 1911. Stadtbaukunst. Berlin-Neubabelsberg o. J. (1922?).

[3] Franz Meurer, Der mittelalterliche Stadtgrundriß im nördlichen Deutschland in der Entwicklung zur Regelmäßigkeit auf der Grundlage der Marktgestaltung, o. J. Berlin W. bei Paul Frank.

[4] Joseph Gantner, Die Grundformen der europäischen Stadt. Versuch eines historischen Aufbaues in Genealogien. Wien 1928.

[5] J. Fritze, Deutsche Stadtanlagen. Programm des Lyzeums in Straßburg. 1894.

[6] W. Schulte, Deutsche Stadtgründungen und Stadtanlagen. Glatz 1903.

[7] Walter Geisler, Die deutsche Stadt. Ein Beitrag zur Morphologie der Kulturlandschaft. 1924.

[8] August Griesebach, Die alte deutsche Stadt in ihrer Stammeseigenart. Berlin 1930. Deutscher Kunstverlag. Meine Abhandlungen: Die Gestaltung der Landschaft im schlesischen Raum. Ein neuer Weg zur Heimatschau, zur Heimatkunde und Heimatforschung. Schles. Zeitung 1936, Juni 26. Gestaltung des jauerschen Stadtbildes. Aufbau einer schlesischen Stadt im Rahmen der Landschaft. 1938. Gestaltung des Laubaner Stadtbildes im „Wanderer", 1938.

Die Kolonialstadt.

[9] Meine Abhandlungen: Stadtgründungen und typische Stadtanlagen in Schlesien, in der Zeitschrift für schlesische Geschichte, 1926. Bildpläne und Städtebau in Schlesien in der Zeitschrift für Geschichte Schlesiens, 1928. Hier werden die typischen Stadtbilder aufgewiesen. Die Kolonialstadt, S. 284/287. Die Bolkoburg im Wandel der Zeit. Schles. Zeitung 1932.

[10] Altschlesische Blätter, 1937, und H. Seger, ebenda 1938, Heft 4, S. 150.

[11] Schlesische Regesten Nr. 282.

[12] Schoenaich, Die Piastenresidenz zum Briege. Eine städtebauliche Studie. 1935. Sonderabdruck aus den Briegischen Heimatblättern. – Kupferberg. Wanderer im Riesengebirge, 1936, Mai.

[13] A. Zumwinkel, Mitteilungen des Geschichts- und Altertumsvereins für das Fürstentum Liegnitz, Heft 2, Jahrgang 1906/8, S. 19.

[13a] Markgraf, Der Breslauer Ring. Breslau 1894; Theodor Görlitz in: Beiträge zur Geschichte der Stadt Breslau I, S. 106 ff. Breslau 1935.

[13b] Hans Jung, Christoph Hackner. Ein schlesischer Barockbaumeister. Breslau 1939.

Die Stadt der Gotik.

[14] Meine Abhandlung: „Bildpläne", S. 287/89.

[15] Meine Abhandlungen: „Entstehung der schlesischen Stadtbefestigungen". Zeitschr. Bd. 41, Jahrgang 1907. „Geschichte des schlesischen Schützenwesens". Zeitschr. Bd. 40, 1906.

Buchbesprechungen

Franz Albert, Die vorurkundliche Geschichte des Kreises Habelschwerdt, dargestellt an seinen Ortsbezeichnungen. Eine Jubiläumsgabe als letzter Streich für das Urdeutschtum des Glatzer Landes. 1. Band. Habelschwerdt, H. u. E. Groeger. 1938. 464 S. – Albert ist als Kampfnatur bekannt. Er setzt sich mit heißem Herzen für das ewige Deutschtum des einst bedrohten Glatzer Landes ein. Aber so gewiß diese Tendenz auch zu loben ist und so beherzigenswert auch die allgemeinen Ausführungen in den Einführungsworten vielfach sind, unbegreiflich wird es den meisten Lesern bleiben, wie der Verfasser sich so weit vergessen konnte, was er seinem Stande und Alter schuldig ist, daß er in unerhörter Leidenschaft und mit unhaltbaren Verdächtigungen mehrere um die schlesische Geschichte und deutsches Volkstum hochverdiente Männer schmäht, die kein anderes Verbrechen begangen haben, als daß sie, gestützt auf eine weit bessere Vorbildung als A., ihrer wissenschaftlichen Überzeugung Ausdruck gegeben haben, ein Teil der Ortsnamen der Grafschaft sei slawischer Herkunft. Niemand wird dem Verfasser das Recht bestreiten, auf der Plattform der slawistischen Forschung die Unmöglichkeit der bekämpften Namenserklärungen zu beweisen. Hier aber fehlt ihm alles sprachwissenschaftliche Rüstzeug. So bewegt er sich dauernd im Kreise: er will die Unmöglichkeit der Deutungen aus dem Slawischen nachweisen, setzt sie aber in Wahrheit schon als unmöglich voraus, indem er nur deutsche Erklärungen annimmt und zuläßt.

Wenn A. in den Fußstapfen sudetendeutscher Germanisten wandelt, die mit viel Glück die Deutschstämmigkeit einzelner Berg- und Flußnamen Böhmens dargelegt haben, so hätte er die fein abgewogene Art eines Erich Gierach z. B. sich zum Vorbild nehmen sollen, der nicht unterläßt, zuvor die sprachliche Unmöglichkeit einer slawischen Ableitung festzustellen. Namen wie Kamnitz, Lomnitz, Weistritz, die dutzendweise in der slawischen Toponomastik zu belegen sind, sollen erst im Zeitalter einer slawophilen Manie geschaffene Umbildungen altdeutscher Flurnamen sein. Wir meinen, wenn die germanischen Ureinwohner der Grafschaft sich von den in „nicht nennenswerter Zahl" eingedrungenen Slawen die fremden Namensformen hätten aufzwingen lassen, dann hätten die heutigen Grafschafter keine Ursache, auf diese in ihrem Verhalten ganz „ungermanischen" Vorfahren stolz zu sein. Nicht einmal die selbstverständlichen wörtlichen Erklärungen von Schneeberg und Gompersdorf finden Gnade. Ersterer sei nach dem alten Wort snêde im Sinne von „Schneise" benannt, Gompersdorf nach „Gumpen" (Vertiefung im Wasser) und „Hart" (= Wald). Aber der von A. gern zitierte Buck führt doch selbst Gumpendorf (Gundpoldesdorf) bei Wien auf einen Personennamen zurück. Die Hohe Eule soll aus dem altdeutschen eih (Eiche) und lô (Laubwald) entsprossen sein! Aber dieses h am Wort- und Silbenauslaut war ein harter Spirant, kein Hauchlaut, es hätte sich nicht verlieren können. Was würde A. sagen, wenn wir diese unmögliche Deutung in der von ihm beliebten Tonart eine Vergewaltigung unserer schönen Muttersprache nennen würden?

Der Verfasser ist der Ansicht, daß zahlreiche Ortsnamen volksetymologisch „verundeutet" sind. Darin wird man ihm beipflichten können, ohne zu vergessen, daß volksmäßige Umdeutungen nur dann anzunehmen sind, wenn die gegenwärtige Namensform mit dem bezeichneten Inhalt sich schwer vereinbaren läßt. Wo immer, wie namentlich in sprachlichen Grenzgebieten, fremdsprachlicher Ursprung vorlag, oder wo infolge kultureller Wandlungen alte, nur im Namensgut erhaltene Sachbezeichnungen aus dem Sprachgebrauch

verschwanden, sah sich der gemeine Mann fast zwangsläufig zu einer seinem Begriffsvermögen angemessenen Erklärung und Umformung gedrängt. Dann werden die neuen Namen und Namensteile ebenso volksgängig sein, wie die alten fremd und ungebräuchlich geworden waren. So habe ich (Die Anfänge der Rübezahlsage, Leipzig 1928, S. 26 f.) den Namen Riesenberg (Schneekoppe), der, wie allgemein anerkannt wird, mit Riesensagen und Riesengröße nicht zusammenhängt, aus der schon im 15. Jahrhundert aus der Mode gekommenen Rise (Kopf- und Halsschleier) erklärt, die einst auch in der schlesischen Tracht eine Rolle spielte (Klapper, Schles. Volkskunde, S. 109). Wenn Viktor Seidel wegen der fehlenden Vokalverbreiterung diesen Vorschlag, der andere Möglichkeiten nicht ausschließt, ablehnen zu müssen glaubte (Mitteilungen der Schles. Ges. für Volkskunde, Bd. 31/32 [1931], S. 132), so übersah er, daß durch die hier schon kurz nach 1500 bei Barthel Stein nachweisbare Umdeutung in Mons Gigantum (Berg der Riesen, also nicht „riesenhafter" Berg) der lautgesetzlichen Entwicklung der Weg versperrt war. Ganz abgesehen davon, daß dieses Gewandstück, wo es vereinzelt in der späteren Literatur begegnet, fast immer als „Rise" und nicht als „Reise" erscheint, ein klarer Beweis, daß zur Zeit der Diphthongierung die Rise kaum noch in Gebrauch war und so den Anschluß versäumte. Ein schönes Beispiel volksetymologischer Umdeutung bringt der Verfasser bei, wenn er die „Heustraße", ein Stück der Bergstraße nach Böhmen hin, aus „Hochstraße" (d. i. erhöhter, gedämmter Weg) erklärt. Hier ist weniger der Dialekt als der geschichtliche Nachweis entscheidend, daß der alte Böhmensteig tatsächlich eine Hochstraße, und daß dieses Wort einst auch in Schlesien üblich war.

Ich zweifle nicht, daß sich auch das Felsengebirge der „Heuscheuer" besser aus „Hôhe schor", „Hô schor" = Hochschar mit „hoch" und dem alten scarra und schor = schroffer Fels (vgl. „die Schurre" bei der Roßtrappe im Harz) als aus „Heu" und „Scheuer" erklären läßt. Denn in Schlesien wie auch in der Grafschaft hört man allgemein „Scheune" und nicht „Scheuer", wie die Besprechung von Friedrich Graebisch in „Glatzer Heimatblätter", 25. Jahrg. (1939), S. 30, zeigt.

Nach diesen allgemeinen Richtlinien und einzelnen Beispielen kehren wir zurück zu der Methode des Verfassers. Er will auch „Verlorenwasser" auf den volksetymologischen Nenner bringen, einen Namen, der sich nicht nur in der Grafschaft (hier schon 1319), sondern auch anderwärts im Deutschen (bei Zuckmantel) und Polnischen (vgl. die Stradune, sicher aus stradana woda in mährischer Lautgestalt = verlorenes Wasser) findet und an ein altes Loraffa (aus ahd. lari, leer, wasserarm) bei Buck, Oberdeutsche Flurnamen, S. 316, erinnert. Da bleibt kein Raum für die Annahme einer volkstümlichen Umdeutung aus weri, Zaun, und lohe, Hain, zumal diese außerordentlich künstliche Konstruktion am Anfang nicht den harten Spiranten und am Ende kein r hat. Hier ist die wortgetreue Erklärung die naturgegebene. Verlorenwasser heißt ein wasserarmes Flußbett, entsprechend dem obengenannten Loraffa (ahd. affa, Fluß), das lautlich und begrifflich an seine Seite tritt. Bei dem glätzischen Ort hat wahrscheinlich die oberhalb gelegene Mühle dem Bach das Wasser entzogen. Das alles ist so natürlich und einfach, daß man die abwegige Deutung Alberts nur aus dem immer wieder zutage tretenden Bestreben verstehen kann, jeden Namen in die von ihm gefertigte Zwangsjacke zu pressen. Nach ihm müssen nun einmal die Flurnamen mit Mark und Grenze, mit Wald und Sumpf zusammenhängen, kein Dorf darf nach einem Lokator benannt sein, damit nicht etwa die gefährliche Kolonisationstheorie durch ihn Nahrung empfängt und alles der Kulturstufe der Frühzeit gemäß ist.

Wir können unmöglich auf alle Fehldeutungen des Buches eingehen. Zudem wird durch den Mangel eines Registers die Arbeit nicht erleichtert. Es wird genügen, wenn wir sagen, daß die Zahl der haltbaren Deutungsversuche gering ist.

Grundsätzlich abzulehnen ist die immer wieder als Gesetz verkündete Behauptung, alle Ortsnamen, die den Artikel führten, seien deutscher Herkunft. Man sprach einst „zum Kanth", „zum Zobten", „zur Schosnitz" (Reichbergen), „zum Sirvin" (Rothbach). Wäre Alberts Ansicht richtig, dann hätte man in den letzten Jahren eine Fülle gutdeutscher Ortsnamen aus Unverstand beseitigt. Seine Behauptung, die Vorfahren der Grafschafter seien Markomannen gewesen, steht übrigens im Widerspruch zu Dio Cassius, der das Gebirge am Ursprung der Elbe „Vandalische Berge" nennt, und zu Tacitus, der zwischen den Markomannen im Süden und dem Gebirge im Norden die Marsingen wohnen läßt.

Nichtachtung der Sprachgesetze und geschichtlicher Tatsachen, maßlose Verurteilung jeder anderen Auffassung, übersteigertes Selbstbewußtsein machen das kostspielige Buch, das hie und da auch brauchbares Material bietet, zu einer unerquicklichen Lektüre. Adolf Moepert.

Schriftleitung: Kunsthistoriker Bernhard Stephan, Breslau 16, Damaschkestraße 1
Druck: Schlesische Verlagsanstalt und Druckerei Karl Kloſſok KG, Breslau 1, Hummerei 39-42



